Gc. 5513

Moralische Erzählungen

von

Friedr. Wilh. Basilius von Ramdohr
aus Hoya.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erster Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1799.

L 3[illegible]

Wilhelminen,

meiner Gattin und besten Freundin,

aus

Dankbarkeit, Achtung und Liebe

zugeeignet.

Vorrede.

Ich maaße mir nicht an, einen Lehrbegriff von der moralischen Erzählung zu geben, noch den Platz zu bestimmen, den sie in der Literatur einnehmen kann. Aber ich glaube den Gesichtspunkt anzeigen zu müssen, aus dem ich Werke, die diesen Namen führen, betrachte, und die Grundsätze, nach denen ich diejenigen gearbeitet habe, die ich hier dem Publicum vorlege.

Soll der Zusatz moralisch eine erhebliche Bedeutung mit sich führen, so muß er einen Charakter bezeichnen, der diese Erzählung von der rein ästhetischen als eine besondere Art unterscheidet. Würde dadurch weiter nichts angedeutet, als dieß: daß nichts Unmoralisches in der Dichtung enthalten sey, daß sie beyläufig zur Veredlung der Sitten mitwirke; so würden dadurch Eigenschaften angezeigt werden, die wir von der poetischen, so wie von der unterhaltenden Erzählung in Prosa zu fordern gleichfalls berechtigt sind. Der unterscheidende Charakter, als Grund der Benennung, muß also wohl etwas tiefer gesucht werden.

Zuerst denkt sich nicht leicht Jemand bey einer moralischen Erzäh-

lung ein Werk der Poesie, und dieß allein kann uns schon zu der Bemerkung führen, daß bey Dichtungen dieser Art ein Zweck bezielet wird, der sich mit der Lebhaftigkeit der Darstellung, mit der rythmischen und bilderreichen Sprache, und überhaupt mit dem Schwunge der Phantasie, der dem begeisterten Erzähler eigen ist, nicht ganz verträgt. Was kann aber dieser Zweck anders seyn, als, ein Interesse zu erwecken, das mehr in Aufklärung des Verstandes, in Bildung der Vernunft, als in Spannung des Herzens und der Imagination seinen Grund findet?

Mit der poetischen Erzählung wird daher die moralische nicht leicht verwechselt werden. Aber von der

unterhaltenden Erzählung in Prosa, von dem kleinen Romane, ist sie viel schwerer zu unterscheiden, und sie trifft in vielen Stücken sogar ganz mit ihnen zusammen. So wie der Roman liefert sie wahre Sittengemälde aus dem gemeinen Leben, die sie in den Zusammenhang einer erdichteten Begebenheit von einigem Umfange bringt: so wie dieser erzählt sie im historischen Style, und gemeiniglich liegt bey ihm, wie bey ihr, der Zweck des Unterrichts und der Belehrung zum Grunde. Irre ich aber nicht, so hat die moralische Erzählung das Eigene, daß sie nicht blos auf eine unterhaltende Art Menschenkenntniß und Lebensweisheit überhaupt befördern will; nein! sie geht ganz ausdrücklich darauf aus, eine für die Sitten wichtige Wahrheit, ei-

nen Lehrsatz aus der Philosophie für die Welt, durch die erdichtete Begebenheit zu versinnlichen.

Anschaulicher und sehr spezieller Unterricht zur bessern Einrichtung unserer Denk- und Handlungsweise im gemeinen Leben scheint mir daher Hauptzweck der moralischen Erzählung zu seyn, und dem Ganzen Einheit und Haltung geben zu müssen. Um dieses Zwecks willen stellt sie Sitten dar, entwickelt sie Charaktere, legt Situationen an, arbeitet überhaupt für die Unterhaltung der Leser.

In so fern nähert sich daher die moralische Erzählung der Fabel, dem Apologe, der Allegorie, von denen sie sich übrigens, der Form nach, wieder hinreichend absondert.

Aber blos der Form nach? Nein! auch vermöge ihres besondern Zwecks! Die Fabel, und die mit ihr zunächst verwandten Dichtungsarten können nur wenige Bilder, und sehr bekannte, einfache Charaktere und Begebenheiten aufstellen, durch welche der moralische Lehrsatz versinnlicht wird. Sie scheinen daher vorzüglich dazu gemacht zu seyn, mit Anfängern in der Lebensweisheit zu reden, und diesen Grundsätze ans Herz zu legen, die ihnen in gewöhnlichen und wenig zusammengesetzten Fällen zur Richtschnur dienen können. Dagegen ist die moralische Erzählung besonders bequem, gebildeten Menschen in verwickelten und seltenen Lagen anschaulichen, eindringenden Rath zu ertheilen, und solche Charaktere zu entwickeln, die nicht durch

allgemein bekannte Gründe ihre, jedem auffallende, Bestimmung erhalten haben. —

Unter diesen angegebenen Begriff passen nun diejenigen Erzählungen, mit denen ich hier hervortrete, die einzige ausgenommen, welche unter der Aufschrift: Odoardo und seine Tochter, den zweyten Theil schließen wird. Denn obwohl ich mir schmeichle, daß eine moralische Bestrebung darin nicht zu verkennen seyn wird, so hat sie doch keinesweges die Darstellung einer speziellen Maxime der Lebensweisheit zum Ziele gehabt. Die Auflösung der Frage: wie kann die Ermordung einer geliebten Tochter durch die Hand ihres Vaters wahrscheinlich und tragisch werden? gewährt ein ästheti-

ſches, ein hiſtoriſches, aber kein moraliſches Intereſſe. Auch iſt dieſe letzte Erzählung nur als Anhang hinzugefügt, und ich hoffe, es wird nicht unſchicklich gefunden werden, daß ich die ganze Sammlung nach dem Charakter der mehreſten darin aufgenommenen Stücke benannt habe.

Die gegebene Anſicht des Werks beſtimmt zugleich die Wahl der Mittel zur Ausführung. Das erſte Erforderniß ſcheint Wahrheit und Uebereinſtimmung in den Charakteren und Sitten zu ſeyn. Hiergegen ſtoßen die mehreſten Erzähler an. Selbſt Marmontel iſt von dem Vorwurfe nicht frey zu ſprechen, daß er ſeine Perſonen nicht zuſammenhängend mit dem Bilde, das er von ihnen erwecken will,

handeln läßt, und die Sitten der Welt, die er schildert, übertrieben hat. Ich habe mich bemüht, die Menschen so denken, so handeln zu lassen, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, daß sie denken und handeln, und gewiß tritt in diesen Erzählungen kein Charakter auf, zu denen mir meine Erfahrung nicht mehr als ein Urbild dargeboten hätte.

In Rücksicht der Begebenheiten vertritt Wahrscheinlichkeit die Stelle der Wahrheit, und es ist genug, wenn sie im Zusammenhange mit der Scene, wo sie aufgeführt werden, in natürlicher Verbindung unter einander, und in Verkettung mit den Charakteren stehen, die dabey interessirt sind. In so fern darf ich sagen, daß hier kein

Thatumstand als geschehen dargestellt wird, zu dem mir nicht eine, meiner Erfahrung sehr nahe liegende Analogie die Hand geboten hätte.

Aber so überzeugt ich mich halte, keine Geschöpfe der Studierstube an Menschen und Begebenheiten aufgestellt zu haben, eben so sehr beruhige ich mich über den Verdacht, als ob ich individuelle Personen und Lagen hätte schildern wollen. Dieser Unart bin ich unfähig; und ich betheure hier feyerlich, daß wenn ich auch einzelne Züge aus der Wirklichkeit entlehnt habe, diese allemal von mir idealisirt, und nur in so fern angewandt sind, als ich sie mit mehreren Exemplaren in der Natur belegen konnte. Ich finde nöthig, dieß besonders in Ansehung der

Erzählung: der schöne Geist in Pyrmont, zu erinnern. Der Unfug, der auf öffentlichen Bädern von berühmten Schriftstellern zuweilen vorgenommen wird, und den sie mit sich haben vornehmen lassen, ist mir freylich durch Berichte zu Ohren gekommen, und hat mir einer Rüge werth geschienen: Aber von den besondern Thatumständen weiß ich wenig, und dieß Wenige steht sicherlich nicht in jener Erzählung. Ich selbst bin nur einmal in meinem Leben drey Tage lang in Pyrmont gewesen, und damals waren keine andern Schriftsteller dort, als Pütter, Möser und Nicolai: lauter Männer, von denen wohl Niemand glauben wird, daß sie mir zu dem, in jener Erzählung auftretenden schönem Geiste das Original hergegeben haben. Ue-

brigens sind eitle Künstler, belletristische Damen, und ihre Cotterien überall zu Hause, und wenn dergleichen in Pyrmont gewesen sind, so sind ähnliche Auftritte dort in mehreren Jahren, und auch im Carlsbade wiederholt worden. Einige unserer neuesten Produkte der epischen und romantischen Muse sind äußerst arm an Erfindung der Begebenheiten und Aufstellung interessanter Charaktere: sie sind dafür desto reicher an Darstellung allgemeiner Neigungen, und an Ausmalung gewöhnlicher Situationen. Ich mißbillige diese Art nicht, aber ich glaube, daß die meinige daneben bestehen kann.

Dagegen bin ich ein Feind aller schwärmerischen Empfindsamkeit, die

auf

auf eine buntſcheckige Art mit humoriſtiſchem Witze verbunden, einigen andern Produkten dieſer Muſe bey dem größern Haufen in Deutſchland jetzt ſo vielen Eingang verſchafft haben. Ich halte dieſe Manier für höchſt nachtheilig für die Geſundheit der Seele, und für unverträglich mit dem guten Geſchmack. Vielleicht wird man mich dagegen für kalt und nüchtern halten. Aber, wenn ich den Schmaus an der Tafel der Muſen mit Fieberhitze und Berauſchung bezahlen ſoll, ſo will ich mich dieſes Genuſſes zum Beſten meines Kopfs lieber ganz enthalten. Iſt die Kritik, wie einer der beliebteſten Schriftſteller in jener Manier verſichert, ein Amethyſt, der, nach dem Glauben unſerer Vorfahren, denjenigen, der ihn trägt, bey Gelagen vor

Trunkenheit bewahrt; — mit Vergnügen nehme ich diesen Ring zum Geschenk an. Ich liebe überhaupt die Gelage nicht, und am wenigsten das Getränk, das ich nur bey unnebeltem Kopfe genießbar finden soll.

Ich habe im Ganzen mehr für den Verstand und die Vernunft als für die Phantasie und das Herz gearbeitet. Dieß scheint mir das Angemessenste zu seyn zu dem Zweck, wohin ich strebe, zu dem Ernst, den er fordert, zu dem Grade der Cultur, auf dem mein Zeitalter steht. Den Vorwurf, den man mir darüber machen wird, fürchte ich nicht.

Aber es giebt einen andern, den ich mehr fürchte, weil ich fühle, daß ich ihn verdiene. Meine Schreibart ist zu ungleich. An einigen Stellen ist sie fließend und leicht, an andern kostbar und schwerfällig. Man merkt ihr das Gewählte, das Gefeilte an, und doch ist sie nichts weniger als rein von Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten der Sprache. Mein Periodenbau hat nicht immer Rundung und Wohlklang. Kurz! es fehlt dem Ganzen der Behandlung an derjenigen Harmonie, welche die fertige Hand, den reinen Guß des Künstlers vom Metier anzeigt. Man sieht der Arbeit an, daß ein Liebhaber hier gekünstelt hat.

Alles wahr? Auch habe ich keine einzige dieser Erzählungen aus meiner Hand gelegt, ohne zu wünschen, daß eine andere geschicktere Art von mir gelieferten Stoff eingekleidet haben möchte, wozu ich mir denn vor allen andern Diderots Hand erbeten haben würde. Vieles von diesem Fehler mag wohl an der besondern Art meines Talents liegen, das mehr zum Erfinden und Anordnen, als zum Ausführen taugt. Denn in der Mahlerey geht es mir gleichfalls so: ich lege ziemlich gut an, aber ich verderbe gemeiniglich das Gemälde durch abwechselnden Mangel an Geduld und Aufmerksamkeit, mit zu großer Sorgfalt. Bey meinen philosophischen

Versuchen erfahre ich etwas Aehnliches. Ich fühle besser die Wahrheit, als ich sie andern entwickeln kann. Vieles liegt aber auch in meiner Lage. Durch Geschäfte und ernsthafte literarische Studien abgehalten und zerstreuet, kann ich nur in weit von einander getrennten Absätzen die geringen Gaben, die mir die Natur zur Darstellung verliehen hat, ausbilden. Ich kann beynahe nie die Begeisterungen der Muse mit gehöriger Weihe abwarten. Der Künstler muß bey mir dem Geschäftsmann und dem Forscher nach Wahrheit durchaus untergeordnet bleiben, und ich lese weit mehr Acten und Lehrbücher, als schön geschriebene Werke.

Inhalt

1) [illegible] 1

2) [illegible] 48

3) [illegible] 80

4) [illegible] 100

5) [illegible] 104

6) [illegible] 124

Usbek *).

Zur Zeit, als der Kaliff Harun Al Raschid über Bagdad regierte, lebte in dieser Stadt und an seinem Hofe ein Gelehrter, der nach arabischer Art eine ganze Menge Namen führte, den wir aber der Kürze wegen nur mit seinem Zunamen Kossa nennen wollen. Die Araber waren damals noch nicht mit

*) Diese Erzählung ist ihrem Hauptinhalte nach bereits im Hannöverischen Magazin vom Jahre 1786 im 100sten und 101sten Stücke abgedruckt worden. Sie erscheint aber hier ganz umgearbeitet, und — wie der Verfasser sich schmeichelt, — wenigstens von mehreren Auswüchsen einer jugendlichen Einbildungskraft gereinigt.

der griechischen Literatur bekannt. Ihre gelehrten Bemühungen beschränkten sich auf die Auslegung des Sinns ihrer heiligen Bücher, und auf eine Kenntniß ihrer Sprache, bey der mehr Spitzfündigkeit, als Philosophie und Geschmack, zum Grunde lag. Kossa that sich in beiden hervor. Er war aber nicht blos Gelehrter: er war zu gleicher Zeit Poet und Hofmann. Zwar behaupteten die Gelehrten vom Handwerke, daß diese Vereinigung ihn ein wenig seicht mache, und die Hofleute, die sich ausschließlich den Talenten einer geselligen Muße widmeten, hielten seine feine Lebensart für steif und pedantisch. Aber Niemand konnte doch abläugnen, daß er viel Unterhaltungsgaben besitze, und sich gut bey Hofe, und in die Menschen, wie sie dort waren, zu schicken wisse.

Die arabische Geschichte hat uns ein paar Anekdoten über ihn aufbewahrt, die den Mann ganz darzustellen

scheinen. Einst begegnete ihm der Kaliff Al Harun, und fragte ihn sehr herablassend: wie es ihm ginge? „Beherrscher aller Gläubigen, antwortete Kossa: der größte Vortheil, den mir meine gelehrten Arbeiten bis jetzt zugezogen haben, ist der, daß du mich deiner Aufmerksamkeit würdigst. Aber diese ist auch hinreichend, mich zu beglücken!“ — Der Kaliff fand diese Antwort so artig, daß er ihm die nöthigen Eigenschaften zum Lehrer seines Sohns, Al Mamun, zutraute. Er ernannte ihn dazu.

Der junge Prinz besaß viel Geist und Wißbegierde, aber er haßte die Pedanterie und liebte muntere Gesellschaft. Eines Tages saß er zu Tische mit einigen vertrauten Freunden, als sich Kossa bey ihm melden ließ, um ihn zu unterrichten. Der Prinz nahm ein Myrthenblatt, schrieb darauf in Versen: es giebt eine Zeit zum Studieren, und eine andere zum Vergnügen; und sandte

es dem Kossa hinaus ins Vorzimmer. Dieser schrieb sogleich auf die Rückseite des Blatts, gleichfalls in Versen: Wenn du die Süßigkeit des Studierens recht kenntest, du würdest ihr jedes Vergnügen nachsetzen, und wenn du wüßtest, wer vor deiner Thür auf dich wartet, du würdest nicht zaudern aufzustehen, ihm zu Füßen zu fallen, und Gott zu danken, der dir einen solchen Lehrer zugewiesen hat. Die Geschichte sagt, der Prinz habe sogleich die Tafel verlassen, und Unterricht genommen. Wahrscheinlich wußte Al Mamum, daß Fürstenruhm nur zu oft vom Lobe der Dichter und Gelehrten abhängt.

Kein Wunder, daß Kossa einen großen Werth aufs Wissen legte. Als ihm ein Sohn gebohren wurde, wünschte er nichts sehnlicher, als den größten Gelehrten in Asien an ihm zu erziehen. Aber die Anlagen des Knaben gaben sehr wenig Hoffnung zur Erfüllung dieses Wunsches. Seine Lehrer erklär-

ten ihn geradezu für einen Dummkopf. Es ist wahr: er galt viel bey seinen Gespielen, die ihn als einen guten muntern Gesellen liebten, und ein unbedingtes Vertrauen in seine Gewandtheit und die Zuverlässigkeit seines Charakters setzten. Vielleicht hätte er auch im handelnden Leben seinen Platz dereinst recht gut ausfüllen mögen; aber zum Gelehrten schien er doch ein für allemahl verdorben zu seyn.

Kossa war darüber untröstlich. Er suchte seinen Sohn mit Strenge zum Studieren anzuhalten; aber es war umsonst. Einst da er ihn mit den empfindlichsten Vorwürfen über seine Dummheit belegt, und ihn als die Schande seines Vaters aus seinen Augen vertrieben hatte, floh der Knabe unmuthsvoll ins Feld, warf sich am Fuße eines Hügels nieder, und rief den großen Propheten um Fähigkeit und Wißbegierde an. Plötzlich wurden seine Augen vom Scheine eines übernatürli-

chen Lichts geblendet: eine weibliche Gestalt trat vor ihm hin. Hohheit lag auf ihrer Stirne: Holdseligkeit spielte um ihre Lippen: sanfter Reiz umfloß jedes ihrer Glieder.

Die Anmuth der Erscheinung bot bald den Schrecken auf, in den sie anfänglich den jungen Usbek versetzt hatte. Die Gestalt winkte ihm, mit ihr zu gehen, und eine übernatürliche, unwiderstehliche Gewalt zwang ihn, ihr zu folgen. Sie traten durch eine Oeffnung des Hügels in einen unterirrdischen Garten, in dem ein Beet mit Blumen bepflanzt war, deren jede ein Zeichen mit dem Namen einer Wissenschaft an sich trug. „Sammle diese Blumen ein, sprach die Gestalt, und gelüstet dich fernerhin der Kenntniß einer Wissenschaft, so sauge den Saft aus der Pflanze, die ihren Namen trägt, und ihre Erlernung wird dir leicht werden!“

Usbek raffte zusammen, was er konnte. Nichts ließ er stehen, als ein

Veilchen, das er seiner Unscheinbarkeit wegen übersah, und eilte so davon. „Vergiß das Beste nicht: rief ihm die Gestalt nach: Vergiß das Beste nicht!“ Aber der Knabe war zu trunken von Freude, um auf ihre Worte zu hören: er eilte unaufhaltsam fort, und seine Wohlthäterin schlug die Thür mit Krachen hinter ihm zu.

Als Usbek in das älterliche Haus zurückgekommen war, verbarg er seinen Schatz, und bat seinen Vater, ihn auf die hohe Schule nach Mecca zu schicken. Er gab vor, in Bagdad, unter seinen Bekannten, zu viel Zerstreuung zu finden. Kossa willigte gern in diesen neuen Versuch, seine heißesten Wünsche erfüllt zu sehen, und es gereuete ihn nicht, ihn gemacht zu haben. Die vortheilhaftesten Zeugnisse von Usbeks Anlagen und Fortschritten erfüllten bald das Herz des Vaters mit Freude. Nach einigen Jahren lauteten die Briefe, die aus Mecca kamen, noch eben so vor-

theilhaft in Ansehung des Fleißes und der Fähigkeiten des Jünglings: allein man konnte dem Vater nicht verhehlen, daß sein Sohn unter dem Vielen, was er wisse, leider! auch das wisse, daß er so Vieles wisse!

Und warum sollt' er das nicht? rief der vervollendete Vater. Was hälfe das Wissen, wenn wir nicht damit glänzen sollten? Was kann das Licht dafür, daß es die Augen der Schwachsüchtigen blendet? Dieser Gedanke gefiel ihm so gut, daß er ihn in ein sehr wohlgesetztes Distichon brachte.

Unterdessen hatte Al Mamun den Thron bestiegen. Er war durch einige griechische Gelehrte mit den klassischen Schriftstellern des alten Griechenlands bekannt geworden, und hatte zu viel Geist, um nicht zu fühlen, daß die Art, wie die Wissenschaften bisher in seinem Reiche waren betrieben worden, einer Reform bedürfe. Seine erste Sorge

ging daher dahin, die Anhänger des alten Studiensystems, von denen er Hindernisse in der Ausführung seines Plans befürchtete, mit guter Weise von seinem Hofe zu entfernen. Kossa war einer der ersten unter diesen, und erhielt eine einträgliche Bedienung in einer entfernten Provinz. Al Mamun zog mehrere griechische Gelehrte nach Bagdad, und ließ sogleich den Aristoteles übersetzen. Die innere Vortrefflichkeit dieses Schriftstellers selbst, die Neuheit seines Systems, und das Ansehn des Fürsten, der es beschützte, verschafften ihm bald zahlreiche Anhänger. Die hohe Schule zu Mecca nahm seine Philosophie an, und Usbek ward ganz darin eingeweiht.

Der alte Kossa erfuhr von allem diesen nur sehr oberflächliche Nachrichten. Er studierte noch immer die Varianten im Koran; vertiefte sich in grammatikalische Spitzfündigkeiten, und schrieb zierliche Verse.

Unterdessen rückte die Zeit heran, in der Usbek von der hohen Schule zu Mecca zu seinem Vater zurückkehren sollte. Dieser hat am Tage der Wiederkunft seines Sohns eine große Gesellschaft zusammen, um Zeugen des glänzenden Empfangs zu seyn, womit er sich selbst wenigstens eben so viel als den Ankommenden zu ehren dachte.

Sobald Rossa seiner ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu, breitete die Arme aus, declamirte aber, ehe er ihn damit umfing, folgendes Gedicht, das er besonders zu diesem Auftritte verfertigt hatte:

„Es giebt eine Gegend, deren glückliche Bewohner den Untergang der Sonne nie erblicken. Dort senkt sich das göttliche Gestirn nur bis an den Saum des Meers hinab, und hebt sich dann mit verjüngtem Glanze wieder empor. So glücklich seyd auch ihr, meine Freunde! Ihr habt mich noch

nicht verloren, und seht mich schon in meinem Sohne wieder hervorgehn!“

Alles klatschte Beyfall, und der Vater machte sich nun bereit, den Sohn an seinen Busen zu drücken. Aber dieser hielt ihn mit der Hand etwas von sich ab, und antwortete aus dem Stegreife, gleichfalls in Versen:

„Wahrlich, Vater! Dein Gedicht gleicht der Sonne in ihren Erscheinungen unter frostigen Zonen! Es glänzt, aber es wärmt nicht, und unser Herz friert, indem wir deinen Witz bewundern!“

Eine allgemeine Stille folgte auf diese Antwort, und der Vater, der zu gleicher Zeit das Treffende derselben und die Unart seines Sohns fühlte, ward gewahr, daß man viel Kenntnisse und Verstand haben, und doch sehr unerträglich seyn könne.

Zu ähnlichen Bemerkungen fand er noch an dem nämlichen Tage mehrere

Gelegenheit. Usbek bemeisterte sich sogleich der Unterredung. Er sprach sehr schön, aber er sprach allein, und hörte nur sich. Er wollte nur geben, nie nehmen, und gelang es einem Andern zu Wort zu kommen, und die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft auf sich zu ziehen, so lag in Usbeks Miene der Ausdruck der Langenweile, oder der Geringschätzung. Oft fiel er mit Unbescheidenheit in des Andern Rede, um ihm begreiflich zu machen, daß er etwas Alltägliches und längst Bekanntes gesagt hätte: oder er nahm auch den Faden der Unterredung da wieder auf, wo er selbst ihn hatte fallen lassen, ohne auf dasjenige Rücksicht zu nehmen, was unterdessen von andern hinzugesetzt war. Die Ungeduld, die der Vater über dieß Betragen empfand, ward durch nichts gemäßigt, als durch den hohen Begriff, den er von der Gelehrsamkeit seines Sohns hatte, und der, verbunden mit seiner Jugend, er schon

einige Anmaßung zu Gute halten zu müssen glaubte.

Am folgenden Tage suchte Kossa diese Gelehrsamkeit einer strengen Prüfung zu unterziehen. Er legte seinem Sohne einige schwere Ausdrücke im Koran vor, um deren Auslegung er ihn fragte. Usbek gab ihm sehr kurz, und sehr wegwerfend die verschiedenen Meinungen an, welche die berühmtesten Schriftgelehrten bis jetzt darüber vorgetragen hätten, erklärte sie sehr entscheidend sämtlich für Träumereyen, und fügte am Ende diejenige Auflösung hinzu, die, wenn man sich bey dergleichen Wortkrämereyen ja noch aufhalten wollte, die einzig richtige sey. Doch! fuhr er fort, welcher vernünftige Mensch wird sich noch ferner mit solchen unnützen Untersuchungen abgeben, da ein so viel wichtigerer Gegenstand, ja dasjenige, was uns einzig Noth ist, unsere ganze Aufmerksamkeit fordert! — Kossa, der sein ganzes Leben den Untersu-

thungen dieser Art gewidmet hatte, schwieg eine Weile erschrocken still. Was ist denn das, was einzig Noth ist? frägte er endlich im ängstlichen Tone. — Die Aristotelische Philosophie! antwortete Usbek, und nahm dabey ein so vornehmes Wesen an, daß der Vater, der sich in eine ganz neue Welt versetzt glaubte, kaum weiter zu fragen wagte: was es denn mit dieser Philosophie eigentlich zu bedeuten habe?

Allein sein Schrecken ging bald in den höchsten Unwillen und in Grimm über, als er seinen Sohn weiter behaupten hörte: Ganz Arabien habe vor der Bekanntschaft mit dem Aristoteles in völliger Finsterniß vergraben gelegen: das System dieses Philosophen sey das einzig wahre und einzig mögliche, und Muhammed und seine Ausleger hätten schon darum nichts Vernünftiges sagen können, weil sie von den Peripatetikern nicht zu denken gelernt hätten.

Der alte Kossa riß sich den Bart aus, und verfluchte die Stunde, in der er seinen Sohn gezeugt, und noch mehr diejenige, in der er so eifrig um Gelehrsamkeit für ihn gebetet hatte. Nichts würde ihn abgehalten haben, den frevelhaften Lästerer des großen Propheten dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu übergeben, wenn er nicht den Unwillen des Hofes gefürchtet, und zugleich gehofft hätte, daß bey reifern Jahren der Schwindel übergehen würde, in den, wie er glaubte, sein Sohn durch Ueberladung mit Kenntnissen und durch eine gar zu hohe Meinung von sich selbst versetzt sey.

Es lebte eine junge Wittwe in der Nähe, die sich durch Schönheit, Geist und Reichthum auszeichnete. Es hatten sich viele Freyer um ihre Hand beworben, aber sie war entschlossen, sie nur demjenigen zu geben, dem sie an Verstand und Kenntnissen den Vorzug vor sich selbst einräumen müßte. So

viel Männer sich seitdem, daß dieses bekannt geworden war, zur Probe dargestellt hatten, so hatte sie doch noch keinen gefunden, der ihr jenes Gefühl hätte einflößen mögen. Kossa hoffte, die Aussicht auf eine so vortheilhafte Parthie, der Ehrgeiz, der Wahl der reizenden Wittwe würdig geachtet zu werden, vielleicht auch die Liebe, würden manche rauhe Seite an seinem Sohne abschleifen, und ihn seine Eitelkeit und Selbstsucht mit mehrerer Weltklugheit verbergen lehren. „Feinheit aller Feinheit," sprach er, als er der Dame seinen Sohn vorstellte, „mein Sohn weiß Alles, was Männer und Bücher lehren können. Nun bedarf er noch des Unterrichts der Weiber! O! daß er seine völlige Ausbildung von deiner Hand erhalten mögte!"

Die geistreiche Dame wollte sich hören lassen: der gelehrte Herr wollte sich hören lassen. Sie gingen Beide

sehr

sehr unzufrieden auseinander. Die hat Talente zum Monodrama, der Dialog scheint nicht ihre Sache zu seyn! so sagte der Sohn zum Vater. Machen Sie Ihren Sohn zum Lehrer bey einer hohen Schule, da kann er Stundenlang reden, und Keiner darf ihm antworten! so sagte die Dame zu dem alten Kossa. Einige Wochen darauf heirathete sie einen Mann, der stumm war, aber die Gabe besaß, vortrefflich zuzuhören.

Usbek schrieb seiner Seits ein Werk über die Aristotelische Philosophie, worin er bewies, daß durch die Entdeckung dieses Schatzes die Wahrheit ganz ausgefunden sey, und daß den kommenden Generationen nun nichts weiter übrig bleibe, als seine Grundsätze verstehn und auswendig zu lernen. Das Buch machte ein außerordentliches Aufsehn. Al Mamun zog den Verfasser nach Bagdad, und setzte ihn bey der Academie an, die er dort gestiftet hatte, um

den Sinn des Aristoteles besser zu entwickeln, und die Lehranstalten in seinem Reiche zu verbessern. Dieser Zweck wurde aber nich. erreicht, und besonders von Usbek gehindert. So sehr die Academiker sämtlich darin übereinkamen, daß die Wahrheit allein in den Aristotelischen Schriften zu finden sey, so zog doch ein Jeder diejenige Wahrheit heraus, die er selbst hineinlegte, und am Ende kamen eben so viele Systeme als Köpfe heraus, die sich durch eine bessere Verständniß der Schriften ihres gemeinschaftlichen Lehrers auszeichnen wollten. Usbek übertraf alle andere an Scharfsinn, aber auch an Uebermuth. Anstatt sich mit seinen Collegen zu berathschlagen, wollte er diese nur belehren. Jeden Zweifel, den man ihm machte, beantwortete er mit Grobheit und anmaßender Zurechtweisung. Dabey waren seine Vorschläge zur Einrichtung der Schulanstalten ganz auf eine Nation berechnet, die den höchsten Gipfel der Cultur erreicht hat, und der Lage,

worin ſich die Aufklärung der Araber befand, völlig unangemeſſen. Kurz! er docirte, disputirte, idealiſirte ſo lange, daß keiner der übrigen Academiker den Seſſionen weiter mit ihm beywohnen wollte. Nach Verlauf eines halben Jahres gab man ihm ſeinen Abſchied, und Koſſa, als er es hörte, ſprach zu ſich ſelbſt: Wie! kann man bey groſſen Geiſtesgaben und Kenntniſſen nicht einmahl brauchbar ſeyn?

Der troſtloſe Vater wallfahrtete zum Grabe des großen Propheten. „Muhammed, rief er hier, kann mein gelehrter Sohn nie klug werden?“

„Das kann er,“ antwortete eine Stimme, die aus dem Innern der Gruft hervorkam, „wenn er Jahre lang gebückt und auf den Knieen liegend die Fragen jedes Ueberläſtigen ohne Murren beantwortet: unbemerkt, ungelobt Wohlſtand und Aufklärung über ein ganzes Land verbreitet.“

„Mein Sohn sich bücken! Mein Sohn unbemerkt Gutes stiften! Das ist unmöglich!“ rief der alte Kossa, legte sich hin, und starb vor Gram.

Wie wahr ist das Wort: daß ein Tropfen Eitelkeit ein volles Maaß von Verdienst verbittert! Usbek war mit Anlagen zur Freundschaft und Geselligkeit gebohren, aber sie wurden unterdrückt durch die unseelige Sucht, zu glänzen. Wer wollte nicht lieber jeder Unterhaltung mit seinem gebildeten Geiste entsagen, als sich der steten Gefahr einer Demüthigung aussetzen! Alles vermied ihn: Alles suchte die Währung, die er selbst seinen Talenten gab, so tief als möglich herabzusetzen. Usbek schob die Abneigung seiner Landsleute gegen ihn auf die Rechnung des Neides: er ging auf Reisen, machte aber überall, wo er sich lange genug aufhielt, um gekannt zu werden, ähnliche Erfahrungen. Erbittert über die Ungerechtigkeit der Menschen, kehrte er

nach Bagdad zurück, bezog ein abgelegenes Quartier der Stadt, und lebte daselbst mit seinen todten Freunden, den Büchern.

Usbek lernte hier freylich die Wissenschaften von einer Seite schätzen, von der er, der nur mit ihnen hatte glänzen wollen, ihren Werth noch nicht erkannt hatte: sie halfen ihm die Einsamkeit tragen. Inzwischen war der Trieb nach Wahrheit noch zu wenig in seinem Busen rege, als daß ihm dieß, auf keinen bestimmteren Zweck als den des Zeitvertreibs geleitete, Studieren auf die Länge hätte Unterhaltung gewähren können. Seine Anstrengung vermehrte nur seine Unruhe, und oft fragte er sich selbst: ist das das Ziel meiner Anlagen? Sind das die Freuden meines Lebens?

Eine Circasserin kam nach Bagdad mit einem künstlichen Werke. Es war ein Kopf des Confucius von Holz, der

auf jede Frage, die man an ihn that, eine passende Antwort gab, und überher den Umstehenden wieder Fragen vorlegte, die von der höchsten Weisheit zeugten, und deren Beantwortung in die größte Verlegenheit setzte.

Usbek konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich mit diesem Kopfe in einen Wettstreit einzulassen, und durch den Sieg, den er sicherlich über ihn zu erlangen hoffte, seinen Mitbürgern fühlbar zu machen, was für einen Mann sie in ihm vernachlässigten. Er machte den Tag bekannt, an dem er diese Probe seiner Geschicklichkeit ablegen würde, und ganz Bagdad floß herzu.

Der Erfolg war sehr verschieden von demjenigen, was Usbek erwartet hatte. Der Kopf ließ keine seiner Fragen unbeantwortet, und er blieb dem Kopfe die Antwort auf alle, die an ihn gerichtet wurden, schuldig. Das Kränkendste für Usbek war, daß der

Kopf mit eben der Wegwerfung von den Aristotelischen Spitzfündigkeiten sprach, die er sich gegen seinen Vater in Rücksicht der Auslegungen des Korans erlaubt hatte, und — wir wissen nicht, durch welche Vorahnung, — ihm alle diejenigen Systeme vortrug, welche das System des Philosophen von Stagira in den kommenden Jahrhunderten verdrängen, und unter sich wieder eines dem andern den Anspruch auf Erschöpfung der Wahrheit rauben würden. Die ganze Gesellschaft klatschte dem Kopfe Beyfall zu, und lachte des anmaßenden Usbeks. Erstaunen, Beschämung hefteten ihn Anfangs an den Boden; aber endlich riß ihn das Gelächter auf, das Zischen, das immer lauter und allgemeiner wurde. Er wollte aus der Versammlung fliehen; man wieß auf ihn mit Fingern, man versperrte ihm den Ausgang. Endlich eröffnete ihm die Führerin des Kopfs, die Circasserin Roxane, eine kleine Nebenthür in ein benachbartes Zimmer:

er schlüpfte schnell hinein: die Thür wurde hinter ihm zugeschlossen, und da er sich in Sicherheit sahe, warf er sich kraftlos in einen Sessel.

Die Menge hatte sich bereits verlaufen: noch blieb Usbek unbeweglich sitzen. Ein Strom von Thränen floß von seinen Wangen, als plötzlich die Worte: „Schöner Jüngling! was weinest du?“ in seine Ohren erschollen. Er hob den nassen, störrigen Blick auf, und erblickte die Circasserin Roxane. Schön, wie das Mädchen, das wir lieben, stand sie zu seiner Seite, und spielte mit seinen goldnen Locken.

„Wie magst du lange fragen,“ antwortete Usbek. „Zwanzig Jahre, die schönsten meines Lebens, sind dahin! sind vergebens dem Ruhm aufgeopfert, der erste Gelehrte meiner Zeit zu seyn! Ein Räderwerk benoteter Walzen muß mir diesen Vorzug rauben! Mir mit meinen Anlagen! Mir mit meinem

Fleiße!“ So rief er: wandte sein Gesicht ab, und verfiel wieder in seine vorige melancholische Stellung.

„Sey nicht neidisch, lieber Jüngling!“ fuhr Roxane mit dem Tone ihrer Silberstimme fort, faßte mit der einen ihrer schneeweißen Hände die Rechte Usbeks, lehnte die andere an seine Schulter, und setzte sich neben ihm auf einen Sessel.

„Sey nicht neidisch, lieber Jüngling! In deinen Augen liegt die Ahnung edlerer Empfindungen: eine Ahnung, die dich mir auf den ersten Anblick theurer macht, als dieser Kopf es mir je werden kann, den ich Jahrelang gehört habe, ohne ihn zu fühlen, oder zu verstehen. Versteht er mich, tauscht er meine Gefühle aus? Was habe ich von ihm, wenn ich traurig oder fröhlich bin? Ich mag ihn nicht, und so geht's ihm überall. Er frägt und ant-

wartet, wird bewundert und vergessen, und wie oft noch überher gehaßt!“

„Usbek! Laß dem Kopf seine Bewunderer: du sollst eine Freundin haben, die bin ich! Freylich! nur ein einfältiges Mädchen, das wenig weiß, und nichts gelesen hat: dein gelehrter Verstand darf auf meinen Beyfall nicht viel Werth setzen; aber du hast ja auch ein Herz! Siehe! diesem will ich Freuden aufsuchen: ich will jede mit dir theilen, so wie ich jetzt schon Theil an deinem Schmerze nehme!“

Ein sanfter Druck der Hand begleitete das Ende dieser Worte. Aber Usbek, betäubt von der Versagung, die seine Eitelkeit erfahren hatte, fühlte nicht den Druck der Hand, nicht den Gehalt der Rede, die er unterstützen sollte. Er raffte sich auf, eilte nach Haus, schickte sich zu einem neuen Wettstreit mit dem Kopfe an, ward wieder beschämt, und von Roxanen wie-

der mit freundlichem Troste angeredet. Er wiederholte seinen Angriff am dritten Tage; am vierten ward immer zurückgeschlagen; — aber nun sucht er Rasenen von selbst auf, und um sich zu zerstreuen, um seinem Aerger zu entgehen, läßt er sich herab zur Unterhaltung mit der Ungelehrten.

Weiber, sanftes Geschlecht, dem der Schöpfer mit der Sorge für jeden Reiz des geselligen Lebens das angebohrne Vorrecht gab, im Gespräch zu interessiren! was ist es, was die Unterredung mit euch von der Unterredung mit dem Manne absondert, von der Unterhaltung mit dem Buche unterscheidet? Jener Scharfsinn, mit dem ihr an den bekanntesten Gegenständen Verhältnisse und Seiten ausspäht, die neu und interessant durch die individuelle Beziehung auf den Augenblick werden, worin ihr redet! Jene feineren Bemerkungen, die dem Manne entschlüpfen, der im Allgemeinen sieht, die das Buch

nicht aufnehmen kann, das seinen Vortrag an Viele richtet: endlich jenes schnelle Ausahnen unsrer Lieblingsneigungen, deren kluge Lenkung die Forderungen des aufgeklärtesten Verstandes zum Schweigen bringt! Und dann die Art, die Art, mit der ihr Alles gebt, was ihr gebt; so nachdrucksvoll, und doch so leicht: von keinem Buche je gelehrt, von keinem Manne je erreicht! Der Ausdruck des theilnehmenden Herzens bey jedem Worte! Ihr wollt nicht blos sagen, ihr wollt überreden: und wie es euch gelingt! Durch das Seelenvolle eures Blicks, durch den Wohlklang eurer Stimme, durch unzählige Modificationen des Reizes in Stellung und Geberde!

E tante grazie, e si dolci parole!

Usbek spricht mit Roxanen über ein Paar Neuigkeiten, welche gerade damals die Aufmerksamkeit der Einwohner von Bagdad beschäftigten. Ihre Darstellungsgabe, ihre Anmerkungen,

woraus die tiefste Kenntniß des Menschen und seiner Leidenschaften hervorleuchtet, setzen Usbek in Erstaunen. „Sonderbar! ruft er, das hättest du nicht gelesen?“ —

„Gewiß nicht, antwortet Roxane, ich habe nichts gelesen!“ —

„Etwas Aehnliches steht in jenem Buche!“ sagt Usbek, und citirt —

„Möglich!“ spricht Roxane, „dem Autor muß etwas Aehnliches begegnet seyn: wir hatten einerley Sinn, einerley Erfahrung!“ —

„Ja! ruft Usbek, aber wie viel anders du sie nutzest! Wie viel bestimmter, deutlicher, anschauender sind deine Bemerkungen!“ —

„Das liegt in der Art, wie du sie einnimmst, erwiedert Roxane: du hörst jetzt, und damals, guter Usbek, hast du nur gelesen!“

„Beym Muhammed!“ sagte sich Usbek, als er Abends zu Hause kam, „ich bin dazu verdammt, von hölzernen Köpfen beschämt, und von Weibern belehrt zu werden!“ — und träumte die Nacht über von den schönen Augen Roxanens.

Es giebt einen allgemeinen Glauben, — und mich dünkt, er ist kein Vorurtheil — daß weder der Held Cäsar, noch der Staatsmann Richelieu, noch der Weise Sokrates ganz unempfindlich gegen den Eindruck gewesen sind, den sie auf die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts durch solche Vorzüge gemacht haben, in denen sie, unbemerkt von der Geschichte, durch die jüngsten ihrer Centurionen, ihrer Commis, ihrer Schüler, wahrscheinlich übertroffen wurden.

Stets beschäftigt, vor Männern zu glänzen, hatte Usbek bis jetzt wenig Werth darauf gelegt, Weibern zu ge-

fallen. Der Neid über den gelehrten Kopf machte ihn zuerst aufmerksam auf die Blicke, die voll zärtlichen Antheils aus Roxanens Augen auf ihn schossen, und er fing an, sie als ein Etwas zu betrachten, das die hölzerne Maschine nicht mit ihm theilte, das den Abstand an Gelehrsamkeit, worin er sich gegen sie zu seinem Nachtheile fühlte, auf gewisse Weise wieder ersezzen könnte. Je mehr Versagung er auf der einen Seite erfuhr, um desto eifriger ward er nach Schadloshaltung auf der andern. Seine Fragen an den Kopf wurden immer seltener: dann fing er an, ihm auszuweichen, und zuletzt wußte er's bey Roxanen dahin einzuleiten, daß der verhaßte Kopf jedesmahl wenn er kam, und er kam häufig, vorher aus dem Zimmer geschafft werden mußte.

Es geschieht, was meine Leser vermuthen. Usbek, den betrogene Eitelkeit zu Roxanen geschencht hat, wird

durch den Wunsch, ihre dauernde Zuneigung zu gewinnen, auf immer an sie gefesselt. Denn nun entdeckt er täglich an dem liebenswürdigen Geschöpfe neue Vollkommenheiten, die keine systematische Eintheilung von Menschenkräften ihm aufgezählet hat: jene gutherzige Fröhlichkeit, bey so viel warmer Empfindung: jene stete und schnelle Rücksicht bey allen ihren Handlungen auf das, was die Umstände, unter denen sie handelt, erfordern: jene Gabe, durch die kleinste Aufopferung zu verbinden, und sich doch nie aus der größten ein Verdienst zu machen: jene andere, in dem unbeträchtlichsten Vorfalle ein interessantes Verhältniß mit ihrer gemeinschaftlichen Lage auszuspähen: endlich jene Unerschöpflichkeit an feinen Wendungen, in denen das einzige Gefühl, durch das sie lebt, die Liebe, sich unter tausend Gestalten immer neu wieder darstellt.

Usbek bewundert: Usbek liebt. Quart und Folio wirft er über die Seite, holt

Duodez-

Duodezbändchen und Broschüren herbey: liest nichts, sinnt den ganzen Tag über auf das, was er am Abend Roxanen sagen wird, und liegt in stummen Entzücken dann Stundenlang zu ihren Füßen. Wornach er einzig forscht, ist die Gewißheit, geliebt zu seyn. Er erhält sie, und vergißt nun Alles, was Bücher lehren können, um das Einzige zu wissen, was nur Roxanens Mund ihm sagen kann: Er sey der glücklichste der Menschen!

Roxane ward bey diesem schnellen Uebergange bange. Es ist die Heftigkeit der Leidenschaft, die ihn für den Augenblick umwirft, sagte sie zu sich selbst: er ist noch lange nicht gebessert.

„Usbek, sprach sie einst, ich habe Lust, eine Gelehrte zu werden. Lache nicht! Eine Gelehrte, mein' ich, wie es sich für mich Mädchen ziemt. Ich will meinen Verstand aufklären, um den Vorrath an Nahrung für Herz und

Einbildungskraft zu vermehren. Du aber sollst unter deinen Kenntnissen auswählen, was sich für mich paßt, und das Gewählte auf eine Art zubereiten, wie sie sich für mich paßt.“

Usbek ging den Vorschlag ein. In den schönen Künsten werden die Weiber Asiens mit Sorgfalt unterrichtet. Roxane schlug schon vorher die Laute, und sang dazu überlieferte Lieder. Mit wenig Mühe half Usbek ihren Anlagen zur Dichtkunst nach. Die Liebe that dabey das Beste: ein neuer Phanor erweckte eine neue Sappho. Er sammlete aber auch die gesunde Vernunft aus der Philosophie, das Schauspiel aus der Physik, den Roman aus der Geschichte, und suchte den Reiz, den der Stoff schon an sich selbst für seine gelehrige Geliebte hatte, noch durch eine gefällige Einkleidung zu vermehren.

Nun Usbek! nun haben deine Arbeiten eine Bestimmung, deine Kennt-

nisse erhalten eine edlere Richtung, als diejenige war, unfruchtbar zu schimmern!, Du klärst einen Menschen auf, und der schnellste Fortgang deiner Schülerin belohnt schon allein deine Bemühungen!

Roxane entfernt sich weit von den Weibern, die mit ihren unbestimmten Anmaßungen von der Kenntniß der abstraktesten metaphysischen Wahrheiten an bis zum Geschmack in der Auswahl ihres Putzes, jede Wissenschaft, jedes Talent, jede Kunst umfassen wollen, und sich dadurch um Richtigkeit der Begriffe und des Gefühls bringen: die, Kraft entlehnter und halb verstandener Sentenzen, vor den Augen mittelmäßiger Köpfe schimmern, und dem aufgeklärten Manne nur den Verdruß bereiten, für einen Vorzug, der dem Weibe nach seiner ganzen Bestimmung nicht eigen seyn kann, die eigenthümlichen seines Geschlechts aufgeopfert zu sehen! Nein! Oft spricht Roxane zu Usbek:

„Lieber Freund, das ist nicht für mich! Lieber Freund, hier kann ich dich nicht fühlen!“ Wie diese Aufrichtigkeit jedes ihrer übrigen Talente hebt! Wie der bescheidene Blick, die Süßigkeit des Mundes, die diese Worte begleiten, das Bekenntniß der Unwissenheit über alle erborgte Weisheit erheben! O Weiber! Weiber! wollt ihr eure wahre Stärke nicht verkennen, wollt ihr die ächten Waffen nicht verschmähen, die die Natur euch gab, uns zu besiegen? Sprecht an Herz und Einbildungskraft durch Herz, durch Einbildungskraft! Laßt Männer vernünfteln! Immerhin seyn sie das Salz der Erden! Ihr nährt, und sie bewahren!

Wie flossen Usbeks Tage hin! Daß, ihre Freuden zu mahlen, ich deinen Pinsel hätte, Tasso, oder deinen reineren, Milton! Für seinen Fleiß an jedem Morgen führt jeder Abend die Belohnung mit sich. Er arbeitet für Roxanen, für sich selbst, in Hoffnung auf

die glücklichen Stunden der Erholung. Sind dieſe ſchön, die Geliebten gehen Arm in Arm, die Reize der Natur zu fühlen: ſtürmt es, ſie ſitzen Hand in Hand im Schauſpielhauſe, und verſtärken den Eindruck der Darſtellung durch den Antheil, den ſie wechſelſeitig daran nehmen. Und dann die Stunden, in denen ſie, vergeſſen von der Welt, die Welt vergeſſen! — Ich endige nicht das Bild! Zu ſchwach würden meine Farben ſcheinen dem, der ähnliche Freuden gekannt hat: zu grell dem, der ſie noch nicht empfunden hat!

Aber Usbek iſt nicht darum in die Welt geſetzt, für mich allein zu leben! ſo ſagt ſich die großmüthige Roxane, nimmt ihr Kunſtwerk auf, und entfernt ſich aus Bagdad, ohne ihrem Geliebten von ihrer Abreiſe Nachricht zu geben. Dieſer will ſich ums Leben bringen, als er es gewahr wird. Allein ſein kälterer Diener ſattelt ihm ſein Pferd, und räth, ihr nachzureiten. Dieß thut er.

Weinend saß die schöne Circasserin am Wege, als Usbek sie einholte. „Weine nicht, hier bin ich,“ rief er ihr zu, und vergaß, daß sie ihn verlassen hatte, ohne Abschied zu nehmen.

„Ach, sprach, Roxane, meine Thränen sind gerecht. Es war kein Räderwerk, das aus dem hölzernen Kopfe Red' und Antwort gab: es war der Greis Abdallah, der in dem Kasten saß, auf dem er stand. Er ist gestorben! Was wird mich künftig vor Noth und Mangel schützen?“ —

„Komm zu mir, rief Usbek voll Feuer. Nimm hin, was ich habe: es ist nicht viel, aber genug für die Liebe! ..... Du zweifelst? Welche Bedenklichkeit? ..... Soll ein feyerlicher Bund uns knüpfen? Gern! Gern! Nur dich, um keinen Preis zu theuer!“

Roxane hebt die blauen Augen hervor unter den schwarzen Wimpern, an

denen noch Thränen perlen. Aber der Mund zieht sich zum Lächeln, und verräth das Aufkeimen der Freude. Sinnend schweigt sie eine Zeitlang. Nein, spricht sie endlich, noch kann ich dein Anerbieten nicht annehmen. Leidenschaft, die übergehen kann, sichert mich noch nicht vor Rückkehr deiner Eitelkeit: und ein eitler Mann, das weißt du, ist unfähig des Glücks einer immerdauernden Verbindung. Es würde einer langen Prüfung, anhaltender Aufopferungen bedürfen, um mich von der Stetigkeit deiner Entschließungen zu überzeugen! —

Usbek. Setze mich auf jede, ich will sie bestehen! —

Roxane. Usbek, bedenke! —

Usbek. Bedenken? Wenn ich fühle, daß ich ohne dich nicht leben kann? —

Roxane. Wohlan! so ersetze die Stelle des Greises Abdallah: Fülle den

Kasten aus; gieb Red' und Antwort durch den Kopf! (Usbek stutzt.) Stehst du diesem Geschäfte einige Jahre vor, mit Treue, ohne Murren, ohne den geringsten Versuch zu wagen, dich zu zeigen: gut! so werd' ich auf immer die deinige!

So spricht Roxane, und Usbek schweigt. Endlich murmelt er mit bebender Lippe: „einige Jahre?"

„Du willst mich verlieren," spricht Roxane, und fährt fort zu weinen. —

Usbek. Das Einzige laß mich fragen: Seh' ich dich, dauern unsre Abende fort? —

Roxane. Glaubst du, ich könnte mir die versagen? —

Usbek. Und es ist kein anderes Mittel, dich zu besitzen? —

Roxane. (mit Festigkeit.) Keines! —

Usbek steigt in sein Behältniß.

Und der Kopf geht durch manches Land, und fährt fort, alle Neugierigen in Bewunderung zu setzen: denn seit dem Tode des Greises Abdallah ist Usbek der größte Gelehrte von Asien. Aber der größte Gelehrte von Asien sitzt gebückt auf den Knieen vor jedem Ueberlästigen, und giebt Red' und Antwort ohne Murren.

Die Hälfte der Bedingung ist erfüllt, unter der Muhammed dem alten Kossa die Rückkehr Usbeks zur Vernunft versprochen hatte. Daß nun auch die andere in Erfüllung gehe!

Der Emir Kakan hatte dem König Thaher in Khorasan die schönste seiner Sklavinnen abgetreten: zur Dankbarkeit erhob ihn der König zum Großvezier. Kakan wollte den Platz länger behaupten, als die Dauer der Kunst der neuen Favoritin ihm dazu Hoffnung gab. Er suchte sich daher durch eine Regierung, die dem Lande Wohl-

stand, und dem Beherrscher ruhiges Wohlleben sicherte, nothwendig zu machen. Aber zu klug, seinen eigenen Kräften, zu vorsichtig, einem Gehülfen zu trauen, ließ er, den angezeigten Zweck zu erreichen, die Circasserin mit ihrem Kopfe kommen.

Man ward des Handels einig. In einiger Entfernung von der Residenz wurde der Circasserin ein Landhaus eingeräumt, und jedem der Zugang gesperrt, den Roxane nicht bestimmt verlangte. Dem Kakan waren seine gewissen Stunden angewiesen, in denen er sich über die wichtigsten Angelegenheiten der Regierung bey dem Kopfe Raths erholen durfte. Der Kopf war jedem unbekannt: Roxanen hielt man für Kakans Gebieterin, und seine häufigen Reisen zu ihr machten kein Aufsehn.

Usbeks Kenntnisse erhalten jetzt eine erhabnere Anwendung, sein Fleiß eine mehr umfassende Bestimmung.

Er hat bisher nur für das Glück eines Herzens gearbeitet, jetzt arbeitet er für das Wohl eines ganzen Landes: und da er nicht mehr um des bloßen Scheins willen arbeitet, so fallen die Hindernisse weg, die sonst seiner Brauchbarkeit entgegen gestanden haben. Täglich wird er bescheidener und billiger, denn er fühlt, auf wie mannigfaltige Weise die Natur ihre Gaben vertheilt hat, und wie viel selbst dem Weisesten und Klügsten von gewöhnlichen Menschen, die sich ausschließend der Bearbeitung eines Gegenstandes gewidmet haben, zu lernen übrig bleibt. Er hat das Land, das er jetzt regiert, ehemals mit Aufmerksamkeit bereiset; aber anders forscht man in der Absicht, Einsichten über das Ganze zu erlangen, anders in der Absicht, Entwürfe zur Verbesserung des Landes im Detail auszuführen. Berichte auf sehr wohl gefaßte Fragen ersetzen diesen Mangel, und um Menschen kennen zu lernen, das Wichtigste, was der Staatsmann

kennen kann! werden häufige Zusammenkünfte der verschiedenen Bewerber zu den erledigten Plätzen in Roxanens Hause angestellt. Kakan war nie zugegen: Sie glaubten nur vor seiner Gebieterin zu reden; aber diese hatte ein feines Gefühl für den Unterschied zwischen Verdienst und Anmaßung, und Usbek hörte ungesehen zu.

Wie oft aber hörte er nicht zugleich einen Andern einen Ruhm einärnten, der ihm gebührte! den Kakan der weisen Maaßregeln wegen rühmen, die das Glück des Landes machten, und die sein Werk waren! Aber dieser Gedanke schmerzte ihn nicht mehr. Er war dahin gekommen, wohin so Wenige gelangen, zu fühlen, daß Thätigkeit durch sich selbst glücklich macht, wenn sie, auf einen edlen Zweck geleitet, mit jedem neuen Geschäfte an die weit umfassenden Folgen seiner Ausführung erinnert. Und wäre ihm noch ein quälender Wunsch übrig geblieben; tröstete ihn

dann nicht Roxane für Alles? Mit welcher Wonne flog er nach seinen Geschäften in ihre Arme! Wie vervielfältigten sich seine Freuden durch die weise Sparsamkeit, mit der sie ihm die kleinen Gunstbezeugungen austheilte, die sie ihm in Hoffnung ihres künftigen Verhältnisses nicht ganz versagen konnte! Wie traten ihr Natur und gesellschaftliche Talente zur Seite, ihm die Augenblicke theurer zu machen, in denen er nur mit ihr beschäftigt war!

So vergingen drey Jahre, und Kakan starb. Thaher, der mit diesem Tode zugleich das ganze Land in Flammen und Aufruhr sah, war über seinen Verlust außer sich, als Roxane sich ihm zu Füßen warf.

„Erhabener Beherrscher von Khorasan," sprach sie, „tröste dich, du hast nichts verloren. Das Sprachrohr ist gestorben, aber das Orakel lebt." — Hierauf entdeckte sie ihm das Geheimniß des Kastens.

„Beym Muhammed und allen seinen Houris,“ rief Thaher, „bring den Usbek her, er soll Kakans Stelle haben, und so er will, die Hälfte meines Reichs!“

Roxane eilte zu Usbek.

„Es steht bey dir,“ sprach sie, Kakans Stelle vor den Augen des Volks, das du beglückt hast, anzunehmen: mehr! der König ist geneigt, den Thron mit dir zu theilen!“

„Ohne dich?“ rief Usbek ängstlich —

„Mich mußt du verlieren,“ — antwortete Roxane.

„Nein!“ sprach Usbek schnell und entschlossen, „so laß mich, wie ich war. Ich kann glücklich seyn ohne Ruhm; nicht glücklich ohne dich!“ —

Roxane zerschlug den Kopf statt aller Antwort, und vor Usbeks Augen stand keine Circasserin mehr: es stand vor ihm die Fee, die ihm in seiner Kindheit erschienen war. Hoheit lag auf ihrer Stirne, Holdseeligkeit spielte um ihre Lippen, und sanfter Reiz um-

floß jedes ihrer Glieder. Sie hielt in ihrer Hand ein Veilchen.

„Nimm diese Blume," sprach sie, „die du als Knabe auf meinem Beete vergessen hattest: das Sinnbild der besten aller Künste, aller Wissenschaften, ohne welche alle übrigen schädlich sind: **die Kunst zu wissen ohne Anmaßung zu glänzen.**"

„Du hast durch manche harte Prüfung errungen, was du so leicht hättest aufnehmen können. Gehe nun hin getrost: nimm die angebotene Ehrenstelle an. Denn wahrer Ruhm, nicht eitler Ruf ist der Sporn zu höherem Verdienst, und dessen Belohnung. . . . . Dieß Veilchen sey zugleich das Sinnbild unserer ewigen Verbindung!"

So sprach die Fee, und Usbek flog in ihre offenen Arme.

Signora Avveduta.

Es war Nacht, als ich auf dem Wege von Neapel nach Rom den Wagen brach. Ich hatte Niemand bey mir, als einen Bedienten. Man konnte keine Hand vor Augen sehen, und wir waren noch eine Meile weit von der nächsten Poststation entfernt. Mit Mühe schleppten wir den Wagen dahin, in der Hoffnung, ihn dort wieder in den Stand setzen zu lassen. Aber bey unsrer Ankunft fanden wir nur einen Stall für die Postpferde, und einen einzigen Menschen, der für ihre Wartung sorgte. Der Ort lag mitten in den Pomptinischen Sümpfen, und wegen der Luft, deren Bösartigkeit die

Jahrs-

Jahrszeit noch vermehrte, war Alles in die Städte geflüchtet.

Der Stallknecht und der Postillion waren Beyde kaum durch das Geld, das ich ihnen bot, zu bewegen, bey der Reparation des Wagens Hülfe zu leisten. Ein Pilger, der vor dem schlechten Wetter Schutz suchte, gesellte sich zu uns, nutzte aber nur die Gelegenheit, meinem Bedienten ein Tuch aus der Tasche zu ziehen. Ich ertäpzte ihn dabey, und bat ihn, es stecken zu lassen. „Scusi Signore," (Um Verzeihung, mein Herr!) sagte er ganz unbefangen, als hätten sich blos seine Finger verirrt, und weil er sah, daß hier nichts mitzunehmen sey, zog er sich ruhig in einen Winkel des Stalls zurück, hüllte sich in seinen Mantel, und schlief ein.

Es fehlte uns an Werkzeugen und Geräthschaften. Der Postillion verstand sich endlich dazu, ein Pferd zu

nehmen, und das Nöthige aus dem nächsten Städtchen herbey zu holen. Aber er zeigte sich dabey so träge, daß ich gewiß diesen höchst widerlichen Ort noch lange nicht würde haben verlassen können, wäre nicht ein anderer Wagen mit Reisenden darauf zugekommen. So wie ich ihn vor der Thür des Stalles still halten hörte, trat ich an den Schlag. „Wer Sie auch seyn mögen,“ sagte ich, „ich traue Ihrer Menschlichkeit zu, daß Sie einem Fremden, der auf seiner Reise nach Rom den Wagen zerbrochen hat, und sich hier in einer sehr unangenehmen Lage befindet, Ihre Hülfe nicht versagen werden.“ — „Gewiß nicht!“ antwortete eine Stimme, die ich für eine weibliche erkannte. „Giacomo! Pietro! rief sie sogleich ihrem Bedienten zu, steigt ab, und helft dem Herrn seinen Wagen in den Stand setzen: nehmt Alles, was wir bey uns haben, und ihm nützlich seyn kann, zu Hülfe! — Warum wollen Sie aber,“ fuhr sie fort, indem sie sich zu mir

wandte, „sich hier in der Kälte und in dem schmutzigen Stalle aufhalten? Kommen Sie mit mir, ich gehe gleichfalls nach Rom. Einer meiner Bedienten soll mit dem Ihrigen in Ihrem Wagen nachfolgen.“ Mit diesen Worten zog sie sich in die eine Ecke des Rücksitzes zurück, um mir Platz zu machen. Den Vordersitz hatten ein Paar Kammerfrauen eingenommen.

Ich wollte Entschuldigungen machen. „Ohne Umstände!“ rief sie mit einiger Ungeduld, „ich liebe sie nicht. Da! da! setzen Sie sich schnell hierher!“ Zugleich patschte sie sehr nachdrücklich mit der Hand auf das Küssen des Sitzes, und rief wiederholt: „Geschwind, geschwind, ohne Complimente!“

Ich setzte mich also zu ihr, und befahl meinem Bedienten, mir mit dem Diener der Dame zu folgen, sobald der Wagen wieder zurecht gemacht seyn würde.

Die Dame fing sogleich zu fragen an: „Woher kommen Sie? Wie lange sind Sie in Italien? Was suchen Sie in diesem Lande? Was bedienen Sie? Wie alt sind Sie? Sind Sie verheirathet?“

Alle diese Fragen folgten ziemlich schnell auf einander, und ohne daß die Dame auf dasjenige, was ich antwortete, besonders zu hören schien.

„Was ich in den Bädern von Pisa machen will?“ fuhr sie fort, und setzte mich in nicht geringes Erstaunen durch die Voraussetzung einer Frage, die ich gar nicht gethan hatte, und einer Kenntniß des Ziels ihrer Reise, die ich nicht haben konnte; — „Was ich in den Bädern von Pisa machen will? Ich suche einen Gatten, und es ist schwer, ihn zu finden.“

Bey dieser Aeußerung stiegen sonderbare Muthmaßungen und Besorg-

niſſe bey mir auf. Die Umgebung meiner Reiſegefährtin zeigte auf Reichthum und vornehmen Stand hin. Warum hielt es denn ſo ſchwer für ſie einen Gatten zu finden? Die Nacht war ſehr dunkel, ich konnte über ihre Geſtalt nicht urtheilen; aber ich dachte ſie mir unter dem Bilde einer häßlichen, eingeſchrumpften Alten. Ihre vorſchnelle Vertraulichkeit flößte mir eben kein günſtiges Vorurtheil für ihre Klugheit und Delicateſſe ein; und ſo erklärte ich mir dann die Schwierigkeit, die ſie fand, ihre Heirathsſucht zu befriedigen, aus Gründen, die eine lebhafte Furcht bey mir hervorbrachten, ſie mögte bey der Gefälligkeit, mir einen Platz in ihrem Wagen einzuräumen, wohl gar die Abſicht gehabt haben, ſich die weitere Reiſe nach Piſa zu erſparen. Ich rückte ſo geſchwind, und ſo weit ich konnte, von der Dame weg in die Ecke meines Sitzes zurück.

Doch! ich that ihr Unrecht, und ich merkte bald, daß bey ihrer offenherzi-

gen Geschwätzigkeit nichts anders zum Grunde lag, als das Bedürfniß, von einem Gegenstande zu reden, der ihre ganze Seele füllte.

„Es ist nicht der Fall," fuhr sie fort, „daß nicht Männer genug sich glücklich schätzen sollten, mein Herz und meine Hand zu besitzen: Gottlob! ich bin noch jung, nicht häßlich, nicht unverständig, nicht langweilig, und sehr reich. Aber es hält schwer, einen solchen Mann zu finden, wie ich ihn mir wünsche.

„Ich bin schon zweymahl verheirathet, aber auch in beyden Ehen äußerst unglücklich gewesen. Dieß macht mich um so bedenklicher bey der neuen Wahl eines Gatten, da ich zu den früheren so gute Gründe zu haben glaubte.

„Sie werden gewiß begierig seyn, meine Geschichte zu wissen. Ich will sie Ihnen erzählen, da ich von Ihrer

Verschwiegenheit versichert bin; und da ich Sie zugleich für einen Mann von Einsicht und Erfahrung halte, so sollen Sie mir denn rathen, was ich zu thun habe, um künftig vor ähnlichen Gefahren gesichert zu seyn?"

Ich verstummte bey dieser Zuvorkommung so sehr, daß ich auch nicht einmahl eine Antwort auf das Verbindliche, was darin für mich lag, zu finden wußte. Sie fing folgendermaßen zu erzählen an.

„Meine Mutter war früh gestorben: mein Vater, der die Erziehung in Klöstern haßte, behielt mich bey sich im Hause; aber die Eingezogenheit, in der ich gehalten wurde, gab der klösterlichen nichts nach. Des Sonntags in die Messe, und des Abends in unserm Garten, der mit hohen Mauern umgeben war, spatzieren zu gehen, das waren die einzigen Unterhaltungen, die mir in meinem einförmigen

Leben bis zum funfzehnten Jahre zu Theil wurden.

„Eines Tages, als ich nach meiner Gewohnheit in unserm Garten frische Luft schöpfte, hörte ich eine Stimme, die ich für die eines Mannes erkannte, von der abgelegenen Straße, die an unserm Garten herging, aufsteigen. Sie improvisirte, diese Stimme, unter Begleitung einer Laute. Nie hatte ich etwas Reizenderes gehört, nie werde ich in meinem Leben etwas so Reizendes wieder hören.“

„Fremdling!“ fuhr die Dame fort, indem sie sich zu mir wandte, „man ist nur einmal in seinem Leben funfzehn Jahre alt: nur einmahl hört man es sich zum ersten Mahle sagen: man sey schön, und werde geliebt! Nun! das sagte mir die Stimme damahls zuerst, und ich war funfzehn Jahre alt! Denken Sie Sich den Eindruck, den es auf mich machte!

„Ich suchte die Mauer zu erklimmen, um den lieblichen Sänger zu sehen. Umsonst! Die Mauer war zu hoch, zu steil, der Abend zu dunkel. Ich ging halb traurig, halb fröhlich zurück in meinen Käfich.

„Wie mahlte ich mir das Bild meines Liebhabers aus! Alle Vorzüge, die man Engeln beylegt, wurden ihm geliehen, und ich brannte vor Begierde, ihn zu sehen und zu sprechen. Mit Ungeduld erwartete ich den folgenden Abend. Er kam, und mit ihm stellte sich die Stimme wieder ein. Die Schwierigkeiten, den Sänger zu sehen, blieben zwar dieselben, aber es gelang mir, eine kleine Oeffnung in der Mauer zu finden, durch welche durch ich mit ihm sprechen konnte.

„Er sagte mir, daß er mich oft in der Kirche gesehen, daß er lange seine Liebe zu mir und seine Leiden verschwiegen hätte, und daß die Erlaubniß, mich

von beyden in seinen Liedern unterhalten zu dürfen, nebst der Ueberzeugung, gern gehört zu werden, das höchste Ziel sey, wornach er strebe. Ich verlangte seinen Namen zu wissen: ich verlangte, er sollte mir seine Person bezeichnen, damit ich ihn am nächsten Sonntage in der Kirche wiedererkennen könnte; aber er schlug beydes ab. „Wenn Sie mich kennen werden, sagte er, so wird mein Gesang allen Reiz für Sie verlieren, und der einzige Trost, der mir übrig bleibt, wird verschwinden!“

„Ich ward äußerst neugierig, den Grund dieser Weigerung zu erfahren. Sind Sie vielleicht ohne Stand, ohne Vermögen? Hält Sie eine falsche Scham ab, sich mir in einem Aufzuge zu zeigen, der beydes andeutet? so fragte ich, und setzte zugleich mit Feuer hinzu: Wie könnte ich auf einen Mangel an so unbedeutenden Vorzügen achten, da ich Sie so ausgezeichnet, so schön geschmückt durch Ihr Talent kenne!

Das ist es nicht, antwortete der Unbekannte, was mich verhindert, mich Ihnen näher bekannt zu machen. Ich bin von angesehenen Eltern gebohren, und befinde mich im Wohlstande. Aber, — O dringen Sie nicht in mich! Ich weiß, die Entdeckung würde Sie in Schrecken setzen, und mich unwiderbringlich um Ihre Gewogenheit bringen! Ich erschrack nun wirklich. Meine Phantasie schuf sich die sonderbarsten Phantome. Ich hatte oft von bösen Geistern, von Zauberern, von Ketzern gehört, und dachte mir alle diese Wesen unter Gestalten, die von der menschlichen abwichen. Ich ließ dem Unsichtbaren merken, daß sein Schweigen ihn mir furchtbar mache, und daß ich nie wieder zur Abendzeit auf seinen Gesang hören würde. Wirklich wurde mir bang, und ich war bereit, von dem Orte unsrer Unterredung weg, und ins Haus zu fliehen. Bleiben Sie! rief er mir ängstlich zu. Sie sollen Alles wissen! Ich bin ein Mensch, wie an-

dere: aber leider! ist mein Körper von der Natur höchst verwahrloset, und mißgestaltet!

„Meine Seele war von so übernatürlichen Schreckbildern erfüllt gewesen, daß diese Erläuterung sie sogar auf eine angenehme Art überraschte. Wie! sprach ich, ist es weiter nichts als das? Und Sie, der Sie mich zu lieben vorgeben, Sie können mich so wenig achten, um zu glauben, daß ich um einer minder schönen Gestalt Sie minder liebenswürdig finden würde? Ist es nicht Ihr Gesang, ist es nicht Ihr Geist, die, ich gesteh' es gern, mein Herz zu Ihnen hingezogen haben? Sind Ihre Formen dabey in Anschlag gekommen? Habe ich Sie nicht vielmehr als ein Wesen betrachtet, das gar keinen Körper hätte?

„Wollte der Himmel, rief der Unbekannte, Sie betrachteten mich immer auf diese Art, und das Bild meiner

Gestalt träte nie zwischen mich und den Eindruck, den ich als ein blos wohltönendes und zärtlich fühlendes Wesen auf Sie gemacht habe, und den Sie gütig genug sind, mir zu gestehen! Ich beschwöre Sie, bestehen Sie nicht darauf, daß ich mich Ihnen zeigen soll!

„Nun ward meine Neugier zugleich mit meiner Eitelkeit gereizt: ich wollte mich stärker zeigen, als der Unbekannte mich beurtheilte. Ich verlangte unbedingt, daß er am nächsten Sonntage in der Kirche di St. Carlo sich an den dritten Pfeiler vom Eingange während der Messe stellen sollte. Ich bat ihn, sich in himmelblau, mit Gold besetzt, zu kleiden. Denn himmelblau mit Gold ist die Farbe der Imagination, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich diese Tracht immer leidenschaftlich geliebt habe!

„Es war Donnerstags, als diese Abrede genommen wurde. Freytags

wünschte ich schon, daß mein Geliebter wenigstens nicht widerlich aussehen mögte. Sonnabends machte ich es mir selbst zur Bedingung, um ihn noch ferner zu lieben, daß seine Gestalt gleichgültig seyn müßte, und Sonntags kam ich vor ängstvoller Erwartung mehr todt als lebendig zur Kirche!

„Anfangs hatte ich nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen. Endlich faßte ich ihn, und — o wie groß war mein Erstaunen! als ich statt eines häßlichen Menschen einen Mann erblickte, der an Schönheit Alles übertraf, was meine Phantasie von den Bewohnern des Himmels sich je geträumt hatte. Ich konnte meine Augen nicht wieder von ihm wegwenden, und war so im Anschauen vertieft, daß meine Begleiterin alle Mühe hatte, mich nach geendigter Messe von meinem Platze weg wieder nach unserm Hause hin zu ziehen.

„Edler, vortrefflicher Mann! rief ich am Abend, als sich der Sänger wie-

der an dem gewohnten Platze eingefunden hatte: Ihre Bescheidenheit drückt allen Ihren übrigen Vorzügen das Siegel auf! Mein Herz ist Ihnen auf immer ergeben! — Er schien sehr erfreut über diese Versicherung zu seyn, sagte mir, daß er der Conte Lodovico sey, und bat mich um die Erlaubniß, bey meinem Vater um meine Hand anhalten zu dürfen. Ich gab sie ihm mit dem unbefangensten Herzen, und versprach, nie einem andern Manne als ihm meine Hand zu geben!

„Die Anforderung geschah am folgenden Tage. Conte! sagte mein Vater zu meinem Liebhaber: Ihr Name, Ihr Vermögen sind mir bekannt. Ihr Antrag kann nicht anders, als schmeichelhaft für meine Familie seyn. Aber verzeihen Sie, daß ich über das Herz meiner Tochter nicht entscheide, ohne es zu Rathe zu ziehen. So unbedeutend die Vorzüge der Gestalt in den Augen des Mannes sind; Sie wissen, ein jun-

ges Mädchen sieht sie mit etwas andern Augen an, als wir. Was das anbetrifft, erwiederte der Conte mit anmaßender Miene, so darf ich mir schmeicheln, daß dieß in den Augen des Fräuleins kein Hinderniß seyn werde. Ich wünsche es mit Ihnen, sagte mein Vater, der sich vor Lachen auf die Lippen biß: erlauben Sie nur, daß ich meine Tochter selbst darüber urtheilen lasse. Ich gehe, sie herzuholen, und bin in einem Augenblicke wieder bey Ihnen!

„Avveduta, sagte mein Vater, als er zu mir ins Zimmer trat, der Conte Babbuino hält um deine Hand an. Ich kann seiner Verbindung mit dir nichts entgegensetzen, als den Umstand, daß dir seine Figur mißfallen dürfte. Ich muß dich darauf vorbereiten: schön ist er nicht!

„Wer? mein Vater! rief ich voll Erstaunen: der Conte Babbuino nicht schön? Ich habe ihn gesehn, ich habe

ihn

ihn mir nennen lassen, und seine Wohlgestalt hat mich entzückt!“

„Gut, meine Tochter, gut! sagte mein Vater, wenn er dir gefällt, so habe ich nichts dabey zu erinnern. Damit reichte er mir die Hand, und führte mich zu dem Conte ins Zimmer.“

„Denken Sie sich meinen Schrekken, als ich beym Eintritt eine der unansehnlichsten, widerlichsten Figuren erblickte, welche sich die ausschweifende Imagination eines Hogarths nur immer schaffen konnte. Nein, mein Vater! rief ich, das ist der Conte Babbuino nicht! Oder der, den ich gesehen habe, war ein anderer. Wie! rief der Conte, bin ich es nicht, der gestern in der Kirche di St. Carlo am dritten Pfeiler stand, und nach Ihrer Vorschrift in Blau mit Gold gekleidet war? Ja! nun erinnere ich mich, sprach ich, daß neben dem Manne, den ich für den Conte Babbuino hielt, ein

anderer Mann stand, gleichfalls in Blau mit Gold gekleidet. Aber ich bin aufrichtig! Ich habe ihn nur als ein Mittel betrachtet, die Schönheit des andern durch den Contrast zu heben. Verdammt! rief der Conte Babbuino, das war der Conte di Bellaria, den Sie für mich angesehen haben!"

„Ich weiß nicht, Fremdling, ob Sie auch die Bemerkung gemacht haben, daß gewisse Namen einen unwiderstehlichen Reiz an sich tragen, und sogleich für die Person einnehmen, die sie führt. Kaum hatte ich gehört, daß der schöne Mann di Bellaria hieß, als mein Herz sich ganz zu ihm hingezogen fühlte, und ich hielt mich um so mehr von dem Versprechen, das ich dem Conte Babbuino gegeben hatte, entbunden, da ich mich sowohl in der Person, als in dem Namen geirrt hatte.

„Dieser erholte sich nach und nach von seiner Bestürzung. Was verschlägt's

am Ende, sagte er zu mir, wenn ich auch weniger schön an Körper vor Ihren Augen erscheine. Edle Avveduta! Sie haben mich versichert, daß meine Gestalt bey Ihrer Neigung zu mir nicht in Anschlag käme. Lieben Sie, fuhr er fort, indem er sich vor mir auf die Kniee warf, lieben Sie meine Seele. Ich bin überzeugt, meine unbegränzte Zärtlichkeit für Sie wird sie Ihnen schön erscheinen lassen, und ihr Ausdruck wird selbst dem Körper Reize leihen, die ein ungünstiges Schicksal der todten Form versagt hat!"

„Ja! mein Herr, antwortete ich, als ich so gleichgültig über die Vorzüge des Körpers sprach, da hatte ich den Conte di Bellaria noch nicht gesehen. Er kann eben eine so schöne Seele haben, wie Sie, und den schönen Körper hat er überher!"

„Kurz! mein Conte Babbuino mußte unerhört abgehen, und mein

Vater, der die Begebenheit höchst lächerlich fand, erzählte sie einem guten Freunde im Vertrauen, der sie wieder im Vertrauen einem andern guten Freunde erzählte; und dieß ging so weiter, bis sie bald durch die ganze Stadt, und endlich auch an den Conte di Bellaria kam. Dieser ward dadurch aufmerksam auf mich gemacht: ich gefiel ihm, und er hielt um meine Hand an. Er fand keine große Schwierigkeit, sie zu bekommen, denn mein Herz, wie Sie wissen, besaß er schon.

„Ich ward aber durch diese Verbindung nicht glücklich. Mein Gatte war einer von den Männern, die, im Vertrauen auf ihre schöne Gestalt, jeden andern Vorzug außer dem, ihre Schönheit möglichst hervorzuheben und geltend zu machen, entbehren zu können glauben. Er brachte den größten Theil des Tages mit seinem Anzuge und mit der Uebung zu, seinen Körper in reizende Stellungen zu setzen, und seinem

Gesichte einen angenehmen Ausdruck zu geben. Sein Hauptstudium war der äußere Anstand. Niemand kleidete sich mit mehr Eleganz und ängstlicher Beobachtung der neuesten Moden, wie er: Niemand trat mit mehr Würde und Grazie in der Gesellschaft auf: Niemand wußte sich bey Beobachtung der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen vortheilhafter darzustellen. Kurz! wenn die Menschen nur darum zusammenkämen, um sich einander ihre schönen Formen zu zeigen, und sich mit Reiz neben einander her zu bewegen; so würde der Conte di Bellaria der vorzüglichste Gesellschafter gewesen seyn. Aber übrigens trug er nun auch nichts zur Unterhaltung bey, und wurde überher durch seine abgeschmackte Selbstgenügsamkeit widerlich und drückend. Er konnte Stundenlang seine schön geformten Glieder betrachten, den Staub von seinen Kleidungen abblasen, seine Spitzen in Ordnung legen, mit zierlichem Anstande den Tabak in seiner Dose

ſichten und zur Naſe führen: Alles, ohne ein Wort zu reden. Sprach er aber, ſo ſagte er die gewöhnlichſten Dinge mit der anmaßendſten Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit. Am liebſten redete er von den Auszeichnungen, die ihm ſeiner Figur und ſeines Anſtandes wegen an verſchiedenen Höfen wiederfahren waren: von der Art, wie er ſich dabey benommen: von dem, was ihm Fürſten und Fürſtinnen geſagt hätten, und was er darauf geantwortet habe. Arm an Ideen, und einzig mit ſich ſelbſt beſchäftigt, konnte er das Bild einer Situation, worin er ſich ſelbſt wohl gefallen hatte, nicht leicht wieder los werden, und erzählte die nemliche höchſt unintereſſante Begebenheit mit dem kleinſten Detail vielleicht zwanzigmahl in einem Tage. Er verfehlte auch nicht, jedesmahl zuerſt ſich ſelbſt Beyfall darüber zuzulächeln, und zwar um ſo lieber, da er dabey ſeine ſchönen Zähne und ein Paar Grübchen in den vollen Wangen zeigte. Dabey

hatte dieser Mensch keinen Begriff davon, daß er Andern langweilig seyn könnte, und drang sich besonders mir in der Ueberzeugung, daß mir seine Gegenwart unentbehrlich sey, zum steten Gesellschafter auf. Ich sah mich bald an seiner Schönheit müde, fand ihn dann lächerlich, und endlich im höchsten Grade abgeschmackt und unerträglich."

„Ach! dachte ich, wie hat man so wenig, wenn man nichts als schöne Formen hat! Ich wünschte mir den Conte Babbuino zurück. Ich dachte, der hatte doch eine Stimme und eine Laute: er würde mich unterhalten haben, und ich hätte die Häßlichkeit seiner Gestalt vergessen!"

„Nach Ablauf eines Jahrs nahm mir der Tod die Last meines langweiligen Gatten ab. Der Conte Babbuino brachte mir wieder Nachtmusiken, worin er mir seine Leiden mit den süßen

und zärtlichen Tönen seiner Stimme und seiner Laute klagte. So viel Standhaftigkeit rührte mich. Ich ließ ihm wissen, daß sein voriger Antrag jetzt leichter Gehör finden würde, und bald sah ich meine Hand mit der seinigen verschränkt."

„Da kam ich noch ärger an. Mein erster Gatte hatte mich durch seine Abgeschmacktheit von sich entfernt, aber ich hatte mit meiner ganzen Selbstständigkeit ruhig bey ihm hergehen können. Sicher von seinem Werthe und der Bewunderung, die ihm allgemein gebühre, fühlte er keine üble Launen oder Aerger über Versagung seiner Anmaßungen, und fiel Niemandem mit seinen Forderungen beschwerlich. Sein Hochmuth war im Grunde harmlos, und dieß scheint wirklich eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung bey Menschen zu seyn, die einen Vorzug an sich tragen, der dem großen Haufen sehr in die Augen fällt. Sie sind unbekümmert

um den Antheil, den Andere an ihnen nehmen, suchen diesen nicht zu erpressen, und nähren daher weit weniger Neigungen, die der Ruhe ihrer Mitmenschen gefährlich werden können. Hingegen war sich der Conte Babbuino eines sehr in die Augen fallenden Fehlers an seiner Gestalt bewußt, und da er diesen durch ein Talent, das sich nicht eben so auffallend bey der Menge ankündigt, zu tilgen suchte; so war er in steter Besorgniß, daß nicht Jedermann das Uebergewicht seiner Vorzüge über seine Mängel anerkennen mögte. Daher war auch seine Eitelkeit beständig rege und scheu. Immer fürchtete er eine Geringschätzung: immer haschte er nach Beyfall, und die geringste Versagung, die er erfuhr, kränkte ihn aufs empfindlichste. Eben darum hatte er aber auch eine höchst unsichere und ungleiche Meinung von seinem eigenen Verdienste: geizte oft kriechend nach dessen Anerkennung von Andern, und überhob sich oft der Auszeichnungen, die

ihm wiederfuhren. Eine natürliche Folge davon war, daß er die Mißgunst, die jedes Talent findet, durch die unzuverlässige Währung, die er selbst dem seinigen gab, lüsterner und beherzter machte, ihn durch Versagungen des so sehnlich erwünschten Beyfalls zu kränken. Kein Wunder, wenn er oft ein Raub übler Laune, eines allgemeinen Neides gegen Alle, die sich neben ihm auszeichneten, und jener Eifersucht wurde, die von denjenigen, die sein Verdienst anerkannten, eine ausschliessende und ununterbrochene Bewunderung heischte! Was diese Leidenschaften noch unausstehlicher machte, war die Art, wie er sie heimlich und im Finstern nährte: Die unverrückte Dauer seines einmahl gefaßten Grolls, und das Schleichende und Hämische seiner Rachsucht.“

„Sie können sich leicht denken, was ich mit einem Charakter dieser Art, der leider! nur gar zu vielen Virtuosen ei-

gen zu seyn pflegt, auszustehen hatte. Der erste Fehler, der mir an ihm auffiel, war die erlogene Bescheidenheit, mit der er von seiner Figur sprach. Ich hatte darauf gerechnet, daß ich mich leicht daran gewöhnen würde, und wirklich habe ich viele mißgestaltete Personen gekannt, die durch ihren Geist und den Reiz ihres Umgangs ihre körperlichen Gebrechen vergessen machen, wenn sie nur nicht durch lächerliche Anmaßungen die Aufmerksamkeit immer darauf hinleiten. Aber gerade dieß war die Schwäche des Conte Babbuino. Er sprach unaufhörlich davon: dem Anscheine nach, um mein Mitleiden mit der stiefmütterlichen Art zu erregen, wie ihn die Natur begabt hatte, im Grunde aber, um mir die Schmeicheley abzupressen, daß er sich Unrecht thäte, und wirklichen Anspruch, wo nicht auf Wohlgestalt, doch auf Annehmlichkeit habe. Eine solche Schonung fällt auf die Länge, und wenn man sich täglich sieht, schwer. Ich schwieg auf seine Klagen

über diesen Gegenstand, und dieß Schweigen legte den ersten Grund zu seiner Unzufriedenheit mit mir.“

„Noch unerträglicher als jene Eitelkeit wurde mir aber jene andere, mit der er vom Morgen bis in den Abend sich mit seiner schönen Stimme und Laute hören ließ, und ununterbrochene Aufmerksamkeit, Rührung und Bewunderung von mir verlangte. So groß sein Talent und meine Liebe zur Musik war; ich hielt es auf die Länge nicht aus. Kaum waren sechs Wochen verflossen, als ich mich so satt und müde gehört hatte, daß ich von ganzem Herzen seiner Kehle eine ewige Heiserkeit, und seiner Laute den Untergang wünschte!“

„Er bemerkte nicht sobald, daß das Interesse, das ich Anfangs an dem ewigen Gegenstande seines Gesprächs, und an seiner Kunst genommen hatte, im Abnehmen sey, als er auch in ein fort-

gesetztes Schmollen, und in eine dumpfe, schweigende Grämeley überging. Umsonst suchte ich ihn durch vernünftigere Vorstellungen zu einem liebendern Betragen einzuladen; ich bemerkte bald, daß er dem widrigsten Verdacht über meine Aufführung Raum gab, und daraus den Grund meiner erkalteten Bewunderung seiner Vorzüge herleiten wollte. Als ich ihn aber durch eine fortgesetzte Behutsamkeit in meinem Betragen von dem Ungrunde seiner Ideen überzeugt hatte, so war er klein genug, auf die unschuldigsten Vergnügungen, die ich mir erlaubte, blos darum eifersüchtig zu seyn, und sie zu hindern, weil sie mich, wie er glaubte, von der Aufmerksamkeit abzögen, die er allein für sich verlangte. Als ich einst meinen Spott über eine so kindische Eitelkeit nicht zurückhalten konnte, erlaubte er sich Mißhandlungen gegen meine Person, die mich zwangen, bey meinem Vater Schutz zu suchen. Die Sache war vermittelt: ich ging wieder zu

ihm, nachdem er hinreichende Sicherheit gegeben hatte, sich anständiger gegen mich zu betragen. Allein nun hatte sich seine vorige Liebe in einen entschiedenen Haß gegen mich verwandelt, und obgleich der elende Mensch, aus Furcht vor meinen Anverwandten, es nicht wagte ihn öffentlich auszulassen, so fand er doch Gelegenheit genug, die paar Jahre hindurch, die wir mit einander verbunden blieben, durch tückische Neckereyen und hämische Ränke jede Freude meines Lebens zu verbittern!"

„Endlich befreyete mich der Tod auch von dieser zweyten Plage meines Lebens. Ich war Anfangs entschlossen, mich gar nicht wieder zu verheirathen; inzwischen! — ich bin gesellig, ich liebe häusliche Freuden, und meine Einsamkeit wird mir langweilig. Nur, wie gesagt! die Wahl wird mir schwer. Was soll mich davor sichern, daß ich nicht aufs Neue einen Mißgriff thue? Ich habe einen schönen Mann gehabt:

der hat mir Langeweile gemacht. Ich habe einen talentvollen Mann gehabt: der hat mich gequält. Rathen Sie mir, mein Herr! Was für einen Mann soll man noch am Ende nehmen?“

Denjenigen, gnädige Frau, antwortete ich, der Ihnen noch dann gefallen wird, wenn Sie ihn nicht blos ein Paar Tage über werden gesehen, noch blos ein Paar Abende hindurch werden gehört haben.

Daphne und Phöbus.

Der Zorn der Götter verbannte Phöbus auf die Erde. Latona bat den Zevs, daß er ihrem Sohne zur Erleichterung seines Elendes gestatten mögte, eine Sterbliche zu lieben. Das übersteigt meine Macht, antwortete Zevs: Götter können nur Götter lieben. Liebe setzt Gleichheit der Naturen, Gefühl der Vereinigung zu einem Wesen zum voraus. Sterbliche können uns Begierden einflößen: wir können sie als Mittel zu unsrer Unterhaltung ansehen; — Doch! mir fällt etwas bey, was deinem Sohne zur Schadloshaltung dienen wird, und was ich ihm gewähren kann: Begeisterung!

Phöbus sah Clytien. Unter allen Arkadierinnen war keine, die wegen ihrer Schönheit und ihrer Tugend mehr verdient hätte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Auch fand er es der Mühe werth, ihr zu gefallen. Er suchte ihr Bewunderung für seine Talente einzuflößen. Aber Eigenschaften, die blos glänzten, machten nur einen sehr vorübergehenden Eindruck auf Clytien, und da sie mit vieler Anmaßung ausgelegt wurden, erweckten sie sogar Abneigung für die Person, die sie mißbrauchte. Phöbus wurde bescheiden, sanft, zuvorkommend, und er gefiel.

Er fand Nebenbuhler: er ward eifersüchtig: er gerieth in Leidenschaft. Jedes Opfer war er bereit zu bringen, jede Prüfung wollte er bestehen, um Clytien von einer Liebe zu überzeugen, auf deren Stärke und Dauer er sein größeres Anrecht auf ihre Gegenliebe gründete. Clytie nahm kein Opfer an: sie verlangte nur, daß er sich selbst durch

Tugend beglücken solle. Sie setzte ihn auf keine andere Prüfung, als die eines Kampfes gegen seine eigenen Fehler. Er zeigte sich ihrer würdig, und erhielt das Bekenntniß, daß er einzig geliebt sey, von ihren Lippen.

Jetzt genügte ihm nicht mehr der bloße Besitz ihres Herzens: er begehrte den ihrer ganzen Person. Clytiens Schamhaftigkeit stritt lange mit ihrer Liebe. Lange und mit quälender Ungewißheit mußte Phöbus den Sieg der Leidenschaft erwarten. Die seinige mehrte und verstärkte sich durch diesen Widerstand. In seiner Abhängigkeit von dem Gegenstande seiner Begierden verlor er Ruhe und Gesundheit, und willig hätte er sein einsames Daseyn für einen Augenblick von Vereinigung hingegeben. Er glaubte zu lieben: er glaubte, daß er ewig lieben würde. Wie hätte Clytie den Versicherungen, die er ihr darüber gab, nicht trauen sollen! Sie selbst liebte so wahr, so innig! Phöbus siegte.

Kaum fand er sich am Ziele dieses Wunsches, so sann er auf neue. Er wollte angebetet seyn: er ward angebetet. Er wollte beherrschen: er herrschte unbedingt. Er wollte durch immer neue Reize gefesselt seyn: — hier fand er Versagung. Ach! nicht durch der Geliebten Schuld! Die Arme! Sie hatte Alles hingegeben: Nichts war ihr übrig geblieben, als ihre treue Liebe! Aber diese war dem Gatten alt und gewöhnlich geworden: seine Einbildungskraft erkaltete, — und er verließ sie.

Neun Tage und neun Nächte trauerte Clytie ohne Schlaf, ohne Nahrung! Am zehnten erbarmten sich ihrer die Götter, und verwandelten sie in eine Blume. Noch jetzt, nachdem der Ungetreue längst seine strahlende Laufbahn wieder angetreten hat, und ihrer nicht mehr denkt, verfolgt ihn unverwandt ihr Auge, weidet sich an seinem wiedererhaltenen Glanze, und sucht ihr Glück in dem seinigen.

Aber Phöbus mußte vorher noch eine Zeitlang auf der Erde wandeln, ein Raub der Langenweile und der Leere seines Herzens. Endlich lernte er Daphne kennen: Daphne, die ihn auf immer fesseln, ihm selbst dann noch theuer bleiben sollte, wenn er zum Himmel zurückgekehrt seyn würde.

Welche Vorzüge muß man nicht einer Sterblichen zutrauen, die eine solche Wirkung auf einen Gott hervorbringen kann! — Sie besaß nur den, sich immer mit Vortheil zu zeigen.

Das Geheimniß ihrer Kunst bestand in dem Scheine der unschuldigsten Unbefangenheit und der anspruchlosesten Sorglosigkeit, worunter sie ihre Anmaßungen zu verbergen wußte. Man trauete ihr viel warmes und tiefes Gefühl zu, weil sie die Aeußerungen desselben gleichsam wider Willen durchbrechen zu lassen schien. Man legte ihr viel Verstand bey, weil sie damit zu-

rückhielt, und das Wenige, was sie davon durchblicken ließ, die Vermuthung erweckte, daß nur ihre Bescheidenheit sie verhindere, sich mehr mitzutheilen. Man hielt sie sogar für schöner, als sie war, weil sie sich mit einer erkünstelten Einfachheit darstellte, die den Anschein der Nachlässigkeit an sich trug, und der Imagination den freyesten Spielraum ließ, sich dasjenige zu denken, was sie seyn würde, wenn sie ihre Reize mehr gestend machen wollte.

Sie betrug sich sehr verschieden von Clytien, bey der ersten Bekanntschaft, die sie mit Phöbus machte. Diese hatte sich suchen lassen: Daphne kam ihm entgegen. Sie bezeugte ihm mit einer Art von jugendlicher, beynahe kindischer Naivetät den angenehmen Eindruck, den er auf sie machte. Die Neuheit dieses Betragens fiel dem Gotte auf: er fand sich dadurch geschmeichelt, und glaubte zugleich eine vorübergehende aber angenehme Unterhaltung in dem

Siege über dieß wehrlose Herz zu finden. Aber er irrte sich. Das schöne Kind spielte die aufgescheuchte Sittsamkeit, die sich zu spät der Forderungen des strengeren Anstandes erinnert, und zog sich zurück.

Um desto eifriger verfolgte sie Phöbus, der in dieser weiblichen Verschämtheit ein kleines Hinderniß zu seinem Siege, und dadurch dessen Reiz vermehrt fand. Daphne ließ ihn glauben, daß sie nicht ihn, sondern sich selbst flöhe. Nichts ist verführerischer für die Eitelkeit des Mannes!

Sie horchte zuweilen mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung auf seine Reden, und starrte in einer Art von Vergessenheit ihrer selbst seine Gestalt an. Bald aber kam sie zu sich selbst, und schien durch ein zurückhaltenderes Betragen sich dafür strafen zu wollen, daß sie sich zu sehr ihren Empfindungen überlassen hätte. Wenn er

von Liebe zu ihr sprach, wenn er Alles aufbot, was sein Genius, seine Talente, und seine Leidenschaft Eindringendes und Ergreifendes hervorbringen konnten; dann schwieg Daphne mit niedergeschlagenen Augen, aber ihre sich hebende Brust und die Röthe ihrer Wangen verkündigten die Bewegung ihres Herzens. Ein Seufzer entfuhr ihr: sie erschrack vor sich selbst, und wandte sich schnell von ihm ab zu dem Haufen ihrer Gespielinnen, an deren Unterhaltung sie mit sichtbarer Zerstreuung Theil nahm, nicht ohne einige verstohlene Blicke von Zeit zu Zeit auf den Gott zu werfen, der ihr lange, in der Erwartung dieser Blicke, nachsah.

Phöbus war oft erstaunt, wenn Daphne in größern Zirkeln einige sparsame Worte fallen ließ, seine Lieblingsidee in ihrem Munde wieder zu finden. Welche Uebereinstimmung in unsrer Art die Sachen anzusehen und zu empfinden! sagte er zu sich selbst. Er

merkte nicht, daß die Schlaue nur seine Reden aufgefaßt hatte, und ihm wiedergab, was von ihm erborgt war. Begierig, mehr von ihr zu hören, suchte er sie in ein längeres Gespräch zu verflechten. Aber Daphne brach es ab. Ihre Bescheidenheit schien ihr nicht zu erlauben, lange vor dem Manne zu reden, von dessen Superiorität sie so ganz durchdrungen war. Welch ein reizendes Bild schuf sich nicht Phöbus von ihrem Geiste und ihrem Herzen!

Der Gott der Dichtkunst besang seine Geliebte. Das Lied ward bald bekannt, und in ganz Arkadien nachgesungen. Eines Abends, als Phöbus vor Daphne's Wohnung vorbeykam, hörte er es auch aus ihren Zimmern heraustönen. Aber es war verändert, und die Stellen, die der Dichter an seine Gebieterin gerichtet hatte, waren einem liebenden Mädchen in den Mund gelegt, und auf ihn angewandt. Die süßeste Stimme sang es zur meisterhaft

gespielten Laute. Phöbus ward bezaubert! Er wußte nicht, daß seine Geliebte dieß Talent besäße; und hingerissen von Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung wollte er sich ihr zu Füßen werfen. Aber die Thür war verschlossen. Als er sie endlich mit Gewalt eröffnete, fand er nur die Laute: Daphne war entflohen — und mit ihr die Sklavin, die sie bey sich hatte, die Urheberin und Sängerin des veränderten Gedichts, und die Spielerin der Laute.

Ein Gewitter hatte in der Nachbarschaft des Aufenthalts der beyden Liebenden eine Hütte gezündet, und den Wohlstand einer Hirtenfamilie zerstört. Phöbus stellte unter seinen Bekannten, die gerade in einem Zirkel vereinigt waren, und worunter sich auch Daphne befand, eine Sammlung zur Unterstüzzung für die Unglücklichen an. Aber seine Geliebte entfernte sich aus der Gesellschaft, ehe die Reihe an sie kam ihren Beytrag zu geben. Phöbus

stutzte. Aber wie stieg seine Achtung für sie, als er die Unglücklichen, denen er die gesammelten Gaben bringen wollte, viel reichlicher von Daphne allein, als von der ganzen übrigen Gesellschaft, beschenkt fand. Sie hatte verboten, ihren Namen zu nennen, — aber sie hatte es so einzurichten gewußt, daß ihr Liebhaber sie errathen mußte.

Ein solches Herz, so viele Talente, so viele Tugenden, verbunden mit so vieler Bescheidenheit, entflammten die Phantasie des Gottes. Er schuf sich ein Bild aus den einzelnen Zügen, die er an seiner Geliebten wahrgenommen hatte, in dem sie als Bewohnerin des Himmels erschien, an seine Seite zur würdigsten Genossin gestellt. Bald erhob er sie noch über sich als das Urbild aller Schönheit und Vollkommenheit, und betete an. Welch Wunder, daß er sich nun jeden Wunsch untersagte, der ihn Anfangs an sie gezogen hatte, dessen Erfüllung aber jetzt seine Verbin-

dung mit ihr entheiligt, und sie von der Höhe herabgezogen haben würde, auf die er sie gehoben hatte! Nein! es war genug für ihn, wenn sie sich nur lieben ließe, wenn er nur der Hoffnung leben durfte, endlich das unumwundene Bekenntniß: Phöbus ich liebe dich! von ihren Lippen zu hören. Zartes, und zugleich hebendes Gefühl, höchster Genuß für den Erdensohn, dessen Loos Phöbus auf einige Zeit theilte, ein höheres Wesen aus Liebe sich zu ihm herab neigen, durch Liebe sich zu jenem emporgehoben zu sehen! Seeliger Augenblick! aber auch wie gefährlich für die Dauer einer Leidenschaft, die auf Begeisterung beruht! Die angebeteten Züge des Idols verschwinden, so wie es unserm Auge durch Ausgleichung der Verhältnisse zu nahe tritt, und wir erröthen vor der Täuschung, die es so lange bezaubert hielt!

Daphne wußte dieß: sie suchte den Augenblick zu entfernen. Auf einmahl

war sie aus Arkadien verschwunden. Phöbus suchte ihr lange vergebens nach. Wenn er zuweilen in seinen Bemühungen nachließ, so fand er auf einmahl wieder seinen Namen mit dem seiner Geliebten verschlungen frisch in einen Baum geschnitten. Er verfolgte dann diese Spur mit verdoppeltem Eifer: aber immer umsonst. Endlich, durch stets getäuschte Hoffnungen ermüdet, zog er sich in eine Berghöle zurück, und überließ sich dort der Beschauung des schönen Bildes der Verlornen und seinem Schmerze.

Die Zeit linderte diesen, und seine Imagination erhielt wieder einen neuen Schwung. Ein Ideal von Vollkommenheit in seiner ruhigen Selbstgenügsamkeit stets aus der Ferne anzubeten, wird auf die Länge etwas langweilig. Phöbus gab ihm Bedürfnisse, setzte es in Handlung und in gleiche Verhältnisse mit den seinigen. Kurz! er schuf einen Roman, worin er und Daphne

die Hauptrollen spielten: er schmückte ihn mit allen Erinnerungen, die er aus der Götterwelt mit auf die Erde gebracht hatte. Bald ward sein Herz ruhig genug, die Hauptsituationen der Verbindung, worin er sich mit seiner Geliebten dachte, in dichterischer Sprache darzustellen, und rhapsodische Fragmente dieses Gedichts zu den Tönen seiner Leyer zu singen. Nymphen und Hirten horchten auf diese lieblichen Gesänge am Eingange seiner Höle: bald wurden sie auswendig gelernt, nachgesungen, und der Verfasser wurde bald als der liebendste der Hirten und der lieblichste Dichter der Liebe bekannt.

Sein Zustand gewann jetzt große Reize. Seine Einbildungskraft war mit den angenehmsten Bildern, sein Herz war mit schmerzhaft süßen Gefühlen angefüllt. Er war ein Märtyrer derjenigen Triebe, die der Aufopferungen wegen, die sie von unserer Selbstheit verlangen, und um der wohlthuen-

den Folgen willen, die sie für Andere mit sich führen, der Tugend am mehrsten ähneln. Für die Liebe zu leiden! schon dieß konnte ihn mit dem Scheine eines Verdienstes täuschen, und ihm das Bewußtseyn des Außerordentlichen seiner Person und seiner Lage einflößen! Und sein Verdienst wurde anerkannt, sein Genius und sein Edelsinn wurden bewundert, er wirkte bey einer großen Anzahl gutgearteter Menschen auf die besten ihrer Triebe. Ja! er war sich selbst genug! Er konnte Alles entbehren: die ganze Welt, Daphne selbst lag in seinem Kopfe: seine Phantasie umfaßte Alles: er war zugleich der Stoff und der Schöpfer seiner Freuden! — Auf solche Art ein Gegenstand seiner eigenen Bewunderung und der Bewunderung Anderer, schwang er sich von der Erde, auf die er gebannt war, durch eigne Kraft zu höheren Sphären wieder empor, und beynahe wäre er der Strafe entgangen, welche die Götter über ihn verhängt hatten.

Aber er lernte nun auch Daphne's Person entbehren, und das leidenschaftliche Streben nach Wiedervereinigung mit ihr äußerte sich nur selten. Auf einmahl glaubte er ihre Gestalt in der Ferne zu erblicken. Anfangs hielt er die Erscheinung für eine bloße Täuschung seiner Phantasie: aber sie kam öfterer, und mit ergreifender Wahrheit wieder. Sie stand auf dem nächsten Berge, traurig auf ihn hinblickend, lange unbeweglich. Dann breitete sie die Arme gegen ihn aus mit allen Zeichen der heftigsten Begierde, sich ihm zu nähern, und der Verzweiflung, sich durch eine höhere Gewalt daran gehindert zu sehen. Nun winkte sie ihm freundlich zu, und lud ihn dadurch ein, zu ihr zu kommen. Pfeilschnell durchstrich Phöbus das Thal, das sie trennte; aber wenn er den Gipfel des gegenüberliegenden Berges erreicht hatte, war die Gestalt verschwunden. Verzweiflungsvoll warf er sich dann auf der Stelle nieder, wo er sie erblickt zu

haben glaubte, und ungewiß, ob ein bloßes Bild in seinem Kopfe ihn täusche, oder ob der Schatten eines abgeschiedenen Wesens hier herumirre, oder ob der Zorn höherer Mächte zu seiner Quaal Daphnen noch im Leben in steter Flucht vor ihm erhalte, erwachte in seinem Busen das Feuer der Leidenschaft nach Wiedervereinigung in seiner ganzen Stärke.

Es war keine bloße Täuschung der Phantasie, es war kein Schatten eines abgeschiedenen Wesens, es war Daphne selbst, die aus Besorgniß, ihr Andenken und die Leidenschaft mögten mit der Zeit schwächer bey ihrem Liebhaber werden, beyde durch die angegebenen Künste wieder aufzufrischen suchte. Aber einmahl verweilte sie sich zu lange: der schnelle Gott ereilte sie, und faßte sie in seine Arme auf. Umsonst flehte sie, umsonst suchte sie durch angenommene Würde ihn zur Ehrerbietung und Entfernung zu bewegen. Phöbus, berauscht

durch

durch Leidenschaft, und durch lange Entbehrung doppelt besorgt gemacht, sie wieder zu verlieren, hörte nicht auf ihre Worte. Mein! Daphne! rief er, ich kann ohne dich nicht leben! Wozu dieß Sträuben, diese Bedenklichkeiten, dieser unnütze Kampf gegen Einsamkeit und Ausland. Du liebst mich, ich weiß es! Laß uns auf ewig unsern Bund versiegeln! Du theilst dann mein Erdenleben hienieden, und ich hebe dich dereinst mit mir auf meinen Sitz im Himmel!

Daphne war ihrem Falle nahe, nahe dem Ende der Illusion des Gottes, und der Liebe, die darauf beruhte. Sie flehte die Götter an, beydes zu verlängern. Sie ward erhört. — Sie ward zum Lorbeer! Der trostlose Gott warf sich zu den Füßen des Baumes nieder, dessen Rinde Daphne und alle seine Hoffnungen auf ewig umschlossen hatte.

„O Jupiter, rief Latona, zu hart strafst du unsern Sohn! Du versprachst, sein Elend durch Anhänglichkeit an einer Sterblichen zu erleichtern, und sie wird für ihn die Quelle neuer Leiden!“

„Halt ein mit deinen Klagen, sprach Jupiter. Die Fügung des Schicksals ist Wohlthat für Phöbus. Die Rinde, mit der du jetzt Daphne's Körper umzogen siehst, war bereits lange vorher um ihr Herz gelegt, und wäre dieß nicht gegen Leidenschaft verwahrt gewesen, sie würde unserm Sohne nie diejenige eingeflößt haben, die ihn bis jetzt beglückt hat, und noch ferner beglücken wird. Kalt war sie, kalt bleibt sie, und kalt mußte sie seyn und bleiben, um ihn zu erwärmen!“

„Der Baum, fuhr Jupiter fort, wird ihm noch ferner den ganzen Genuß gewähren, den er von der Person bisher genommen hat, und den ihm

das Weib auf die Länge nicht hätte bewahren können. Er wird zur Quelle der süßesten Erinnerungen, der reizendsten Klagen, der lieblichsten Bilder für ihn werden. Nichts wird die Illusion stören, die er sich von ihrem liebenden Herzen und ihren Vollkommenheiten gemacht hat. Ja! der Lorbeer wird bis zu den entferntesten Zeiten hin allen denjenigen, die ihr Haupt mit seinen Zweigen bekränzen, gleichen Vortheil bringen: wird auf immer das Sinnbild begeisterter Liebe und der Preis seyn, nach welchem ihre Anhänger ringen."

O Rousseau! O Petrarca!

Die neue Semele.

Der Conte Romeo war einer von den Männern, die eine zu feurige Einbildungskraft, ein zu brennendes Herz erhalten haben, um in einer engeren Verbindung mit Weibern selbst glücklich zu seyn, und den Gegenstand ihrer Anhänglichkeit glücklich zu machen. Er hatte hohe Begriffe von der Liebe, zu hohe, als daß sie auf dieser Welt ausgefüllt werden könnten. Er dachte sich den Bund, den sie knüpfet, als das sicherste Mittel, zu der höchsten Stufe sittlicher Veredlung zu gelangen; er suchte in der belebenden Spannung, welche die Leidenschaft dem Geiste und den Talenten allein zu geben weiß, den vollkommen-

sten Genuß des geselligen Lebens. Niemand konnte auch in einer liebenden Verbindung mehr leisten, wie er. Seine Gefühle waren zu gleicher Zeit stark, vielumfassend und zart. Er war der größten Aufopferungen fähig: seine Aufmerksamkeiten gingen ins Unendliche, und die kleinsten, die ihm wiederfuhren, wurden eben so tief von ihm gefühlt, als sein erwiedert. Sein gebildeter und zugleich origineller Geist war unerschöpflich an Mitteln, den Genuß der Vereinigung zu vervielfältigen, und ihre Süßigkeiten zu erhöhen. Kurz! Romeo würde der Vollkommenste der Liebenden gewesen seyn, wenn er ein ihm ähnliches Wesen hätte antreffen können.

Aber so glücklich war Romeo nicht, und so mußte der Adel seiner Gefühle oft überspannt, ihre Zartheit oft übertrieben erscheinen, und zugleich das Unglück derjenigen ausmachen, die sich durch Liebe an ihn gehangen hatten.

Eben weil er viel leistete, verlangte er oft, daß seine Geliebte mehr leisten sollte, als ihre Kräfte es zuließen, und er konnte seinen Unmuth nicht unterdrücken, wenn sie an Stärke oder Feinheit der Empfindungen hinter ihm zurück blieb. Ihm war Spannung der Phantasie, Lebendigkeit des Geistes zum Bedürfniß und zur Gewohnheit geworden, und er schrieb daher jeden ruhigern Augenblick, den Sorglosigkeit oder Sammlung bey der Verbündeten hervorbrachte, einer Erkältung des Herzens oder Stumpfheit des Geistes zu. Romeo flößte dem Gegenstande seiner Anhänglichkeit immer mehr Bewunderung als Liebe ein, und die Verbindung mit ihm war zwangvoll, verzehrend, voll von Besorgnissen und innern Demüthigungen für diejenige, die sie mit ihm einzugehen wagte.

Romeo hatte mehr als einmahl diese traurige Erfahrung gemacht. Zuweilen beschloß er lieber ein einsames

Pflanzenleben hinzuschmachten, als Andere durch ein gefährliches Zusammenstreben nach der höchsten aller Seeligkeiten mit sich elend zu machen. Aber es hält so schwer, sich zu sagen: ich bin allein, kein Wesen ist für mich geschaffen! Und bey dem kleinsten Schimmer, seine mühsam aufgegebenen Hoffnungen erfüllt zu sehen, riß ihn seine Einbildungskraft zu neuen Verirrungen hin! Nach manchen Strafen, die er für seine verwegene Beharrlichkeit ausgestanden hatte, und bey reiferem Alter, kam er endlich zu der Erkenntniß, daß die Spannung der Leidenschaft, wenn sie auch noch so rein und edel ist, doch immer nur ein sehr zweydeutiges Merkmahl eines liebenden Herzens abgibt: daß gemeiniglich nur das Bild in unserm Kopfe, nicht die Person und ihr wahres Glück der Gegenstand unserer Empfindungen sind, und daß die Freuden der Begeisterung, die ein endliches Wesen uns einflößt, mehr dem ungewissen Scheine, in dem wir es erblik-

ken, mehr der Ahnung unserer dereinstigen höheren Bestimmung, als der Erkenntniß des Wirklichen, und dem Genusse des Gegenwärtigen gehören. Inzwischen war es ihm zum Bedürfnisse geworden, in engerer liebender Verbindung mit einem Weibe zu leben, dessen Herz er sein nennen könnte. Um der Gefahr, die ihm dabey drohte, zu entgehen, beschloß er, warme Zärtlichkeit an die Stelle der Leidenschaft, Achtung an die Stelle der Entzückung treten zu lassen, und eine solche Verbindung einzugehen, worin sein Kopf keinen Stoff zum Idealisiren, sein Herz keinen Reiz zu einer leidenschaftlichen Stimmung fände.

Romeo war in seinem vierzigsten Jahre, als er Florenz zu seinem Aufenthalte wählte, und daselbst Semele, Contessina di Solandra, kennen lernte. Seinem Urtheile nach besaß sie viel Sanftheit, wenig Anlage zu lebhaften Empfindungen und Bildern, keine auf-

fallende Anmaßungen, und gerade so viel Verstand und so viel Bildung des Geistes, als erforderlich ist, dem innern Haushalte vorzustehen, und in der Gesellschaft die Rolle eines wohlgelittenen Mitgliedes größerer Zusammenkünfte auszufüllen. Ihre Gestalt war mehr schön als reizend, und, wenn man den Charakter einer ruhigen unbefangenen Heiterkeit des Gemüths und der Weichheit des Herzens abrechnete, ohne allen auffallenden Ausdruck. Romeo schätzte sie wegen ihrer häuslichen Tugenden, wegen ihres sittsamen und verständigen Betragens. Er bot ihr seine Hand an, und erhielt sie. Es dauerte nicht lange, so fühlte er sich glücklicher an ihrer Seite, als er es bey Eingehung seiner Verbindung mit ihr hatte hoffen dürfen. Sie war ihm in seinen häuslichen Verhältnissen nützlich, er fand bey seiner sehr beschäftigten Lebensart und den geringen Ansprüchen, die er an ihren Geist machte, leicht diejenige Unterhaltung in ihrem Umgange, die ihm

zu einer leichten Abspannung seiner Kräfte nöthig war. Gewohnheit verstärkte das Band, und Romeo hing bald mit wahrer persönlicher Ergebenheit an seiner Gattin.

Aber dieser ruhige Zustand sollte nicht dauern. Er ward durch die Dazwischenkunft einer Dame gestört, mit der Romeo zuletzt vor seiner Verheirathung in Verbindung gestanden hatte. Ihr Charakter wird in dem fernern Laufe dieser Geschichte zu wichtig, als daß ich ihn nicht gleich hier mit einigen Zügen entwerfen müßte.

Die Marchesina Lanzi vereinigte die größte Schönheit der Gestalt mit großen Gaben des Geistes, und man hätte sie vollkommen nennen können, wenn ihr nicht ein Herz gemangelt hätte. Aber diesen Mangel wußte sie auf die geschickteste Art vor denen zu verbergen, die nicht Gelegenheit fanden, sie lange und genau zu beobachten.

Vermöge ihrer dichterischen Einbildungskraft, ihrer Gewandtheit, ihres Witzes versetzte sie sich dergestalt in die Rollen, die sie zu spielen übernahm, daß sie nur durch sehr feine, gewöhnlichen Augen entschlüpfende, Züge den Unterschied zwischen Spiel und Wahrheit verrieth. Vielleicht würde diese Frau, auf einen Thron versetzt, eine große, wo nicht unserer Achtung, doch unserer Bewunderung würdige Rolle gespielt haben. Aber in den engen Zirkel einer Stadtgesellschaft und ihres eingeschränkten Interesses eingebannt, fand sie keine andere Nahrung für ihren rastlosen und herrschsüchtigen Geist, als diejenige, welche die Führung gewöhnlicher Intriguen herbeyführt. Der Hauptzweck ihres Lebens war, Männer in ihre Netze zu locken, und an diesen die Macht ihrer Reize zu erproben. Aber Intriguen gewöhnlicher Art waren nicht im Stande, ihren Geschmack zu befriedigen. Sie liebte das Ungewöhnliche, Verwickelte, Schwierige. Nur das

gab ihr ein wahres Gefühl ihrer Kraft und ihrer Stärke. — Sie verlangte Aufopferungen in ihrem Dienste, die ihren Liebhabern Ruhe und Gesundheit kosteten, und ihr höchster Genuß bestand in dem Bewußtseyn, mehrere Männer zur Verzweiflung und zu lebenslanger Trauer über den Verlust ihrer Gunst gebracht zu haben.

In den Fesseln dieser Frau hatte Romeo lange gelegen. Er war von ihr eben so wenig als ihre übrigen Liebhaber im wahren Sinne des Worts **geliebt worden**: sie hatte sogar weniger Anhänglichkeit für ihn als für Andere empfunden. Er schien ihr bey aller Verblendung der Leidenschaft doch zu klug, um nicht ihren Charakter auf die Länge durchzuschauen. Er forderte in der Liebe eben so viel, als er gab, und die Lanzi wollte mehr nehmen, als geben: sie verlangte blinde, unbedingte Anbetung. Außerdem fand sie die hohen Begriffe, welche Romeo von der

Bestimmung der Liebe hegte, mit ihrer Denkungsart und ihren Zwecken nicht übereinstimmend. Sie hielt eine verfeinerte Sinnlichkeit für viel bequemer, angenehmer und sicherer, um die Männer zu gängeln, als eine geistige und seelenerhebende Liebe. Inzwischen hatte sie doch das Originelle im Charakter des Romeo gereizt, und sie war nicht unzufrieden damit gewesen, sich des Triumphs über einen solchen Schwärmer unter ihren übrigen Siegen rühmen zu können. Auch hatte sie ihn durch Mittel, die wir in der Folge erfahren werden, Jahrelang in ihren Fesseln erhalten.

Der Bruch, der sie von diesem beschwerlichen Manne befreyete, war ihr an sich nicht unangenehm. Aber die Art, wie sie entlarvt worden, die kalte Verachtung, in die sie bey ihm gefallen war, die konnte sie nicht gleichgültig ertragen. Es gehörte in ihr System, daß sie ihren Liebhabern den Abschied

geben, nicht, daß dieſe ſich von ihr entfernen müßten: Sie verlangte, daß diejenigen, die ſie einmal angebetet hatten, entweder vor Gram über ihren Verluſt vergehen, oder dieſen wenigſtens Lebenslang und einſam betrauern müßten. Denn wer ſie geliebt und bewundert hatte, wie konnte der noch Genuß in der Verbindung mit irgend einem andern Weibe finden! Als ſie daher von Romeo's Heirath und ſeinem häuslichen Glücke hörte, ſo bot ſie Alles auf, ſich durch Störung deſſelben zu rächen. Sie ſelbſt zwar wohnte in Turin, und war daher außer Stande, unmittelbar ihre verderblichen Plane auszuführen. Sie hatte aber eine Freundin in Florenz, die Ducheſſa Strozzi, und dieſe leiſtete ihr gern die gewünſchte Hülfe.

Die Strozzi ſuchte ſich, der erhaltenen Vorſchrift gemäß, in die Vertraulichkeit der jungen Gattin des Romeo einzuſchleichen. Sie war eine der klug-

sten und gebildetsten Frauen von Florenz, der außerdem ein hoher Stand, ein großer Aufwand, und ein reiferes Alter ein allgemeines geselliges Ansehn sicherten. Semele gehörte dagegen zu denjenigen Personen, die zwar den Mangel ihrer Kräfte hinreichend fühlen, um ihre Anmaßungen nicht laut werden zu lassen, diese aber darum nicht minder im Geheimen nähren, und unfähig, sich durch sich selbst zu heben, ihre Unbedeutung durch den genauern Umgang mit wirklich ausgezeichneten Personen zu heben suchen, der einen falschen Glanz auf sie zurückwirft. Kein Wunder also, wenn die Strozzi leicht Semelens Herz gewann.

Die ältere Freundin ging anfangs nur leicht über die Versicherungen hinweg, welche ihr die jüngere von ihrem häuslichen Glück, ihrer Liebe zu ihrem Gatten, und der Zärtlichkeit gab, womit dieser sie erwiedere. Ein Lächeln, in dem sich Spott und Mitleiden zu

sammenzogen, ein kurzer Ausruf: die Gute! die Arme! von einem bedenklichen Kopfschütteln begleitet, war Alles, was sie darauf zurückgab. Dieß Betragen fiel der Semele auf: sie führte bald eine Unterredung über den nemlichen Gegenstand herbey, und nun setzte ihre Freundin schon ein ernsteres: Mögen Sie nie aus diesem Traume erwachen! hinzu. Semele drang in sie, sich deutlicher zu erklären, aber sie brach ab mit den Worten: Lassen Sie uns darüber nicht weiter reden! Vielleicht würden Sie mich nicht verstehen: vielleicht ist es auch am besten für Sie, über diesen Punkt nie aufgeklärt zu werden!

Semele's Neugier ward durch diese Reden nur um so stärker gereizt. Nach einigen Tagen fing sie aufs neue von der Liebe ihres Gatten zu reden an, und nun brach die Strozzi gleichsam mit einer Art von Ungeduld heraus: Kind! wissen Sie denn, was Liebe ist? Kennen Sie diese allgewaltige Beherrscherin

scherin der Herzen: dieß göttliche Feuer, das den Menschen über seine irdische Natur erhebt: diese gänzliche Hingebung an einen Gegenstand, um den, und für den man einzig lebt und ist? Merken Sie an Ihrem Gatten jene quälende Ungeduld, jene reizenden Entzückungen, jene verstohlnen Seufzer, jenes abwechselnde Erbleichen und Erröthen, kurz! jene einzigen wahren und untrüglichen Merkmahle einer wahren Liebe?

Semele stutzte. Aber die Strozzi ließ sie nicht zu sich selbst kommen. Hier, hier, rief sie, indem sie ihr einige von denjenigen Schriften in die Hand gab, welche die Leidenschaft der Liebe mit den verführerischten Farben schildern, hier lesen Sie, was Liebe ist, und urtheilen Sie dann!

Semele ging, las, und fand freylich die St. Preux, die Petrarca, und einige andere berufene Liebhaber aus

der Dichter und Romanenwelt sehr verschieden von ihrem Romeo. Sie eilte wieder zu ihrer Freundin, und stürzte sich weinend in ihre Arme.

Sie haben Recht, rief sie endlich, Romeo liebt mich nicht. Meine Unerfahrenheit hat mich verführt, kalte Freundschaft mit Liebe zu verwechseln. Aber vielleicht kann Romeo nicht lieben, vielleicht sind alle diese Bilder nur Erfindungen müßiger Dichter, die nicht in der Natur angetroffen werden.

Hier hatte die Strozzi ihr Schlachtopfer erwartet. Ach! meine Freundin, antwortete sie, vielleicht hat Niemand mehr wie Romeo erfahren, daß jene Darstellungen, welche Sie aus einer idealischen Welt entlehnt halten, in der Wirklichkeit anzutreffen sind! Doch! ich beschwöre Sie, dringen Sie nicht weiter in mich! Der Unmuth, Sie hintergangen zu wissen, Sie, die Romeo's Liebe so ganz verdienen, hat mich be-

reits zu einer Indiscretion verleitet, die Ihrer Ruhe leicht hätte gefährlich werden mögen. Ich will sie nicht ganz zerstören!

Man denkt sich leicht, daß Semele immer dringender um weitere Aufklärung gebeten, und daß die Strozzi sich endlich willig dazu habe finden lassen. Romeo hat geliebt, sprach sie, nur ein vorübergehender Unmuth hat ihn in Ihre Arme geworfen. Er betrauert noch im Geheimen den Verlust seiner vorigen Bande. Und wie wäre dieß anders möglich! Liebe Semele! Sie haben vortreffliche Anlagen; aber Romeo's erste Geliebte glänzte in der ganzen Reife ihrer Vollkommenheit: sie ging Ihnen voran! Ach! man liebt nur einmahl in seinem Leben, und Bande, wie diejenigen waren, womit Ihr Gatte mit der Lanzi verwebt war, die lassen sich nie zerreißen! Wollen Sie sich davon überzeugen, so lesen Sie dasjenige, was die Leidenschaft ihm ein-

gab, und urtheilen Sie dann, ob es möglich sey, daß sein Gemüth je aus einer solchen Stimmung ganz zur Ruhe zurückkehre, daß sein Herz je die Spannung verliere, die es einmahl so gewaltsam empfunden hat. Bey diesen Worten gab sie der unglücklichen Semele eine Sammlung von Briefen in die Hand, welche die Lanzi ihr zu diesem Ende mitgetheilt hatte, und die Alles enthielten, was die wahreste Leidenschaft, die feurigste Phantasie, verbunden mit Bildung des Geistes und des Geschmacks, je Hinreißendes hervorgebracht haben.

Semele kam bey dieser Lesung außer aller Fassung. Eine für sie erniedrigende Vergleichung mit ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin: eine Eifersucht, die um so stärker wirkte, je unbestimmter ihre eigenen Anmaßungen waren, und je mehr der Werth ihres Gatten in ihren Augen durch den Inhalt dieser Briefe wuchs: eine Menge dunkler

Bilder von der Hoheit und der Seeligkeit einer solchen Liebe, wie sie nun einmahl nie im Stande seyn sollte, sie dem angebeteten Romeo einzuflößen: endlich der Unmuth, sich betrogen zu wissen, und das Gefühl, sich nicht beklagen zu können; — alle diese Gefühle wechselten in ihrem Herzen, und bestürmten es auf die gewaltsamste Weise. — Sie mußte inzwischen das unverbrüchlichste Geheimniß versprechen, und die beyden Freundinnen verließen sich mit dem Versprechen, oft zusammen zu kommen, und mit einander zu weinen.

Romeo merkte bald eine gänzliche Veränderung in dem Betragen seiner Gattin. Ihre vorige Heiterkeit und Unbefangenheit waren verschwunden, und hatten einer schlecht unterdrückten Traurigkeit und einer steifen Zurückhaltung Platz gemacht.

Semele widerstand nicht auf die Länge den zärtlichen Bitten ihres Gat-

ten, ihm den Grund ihrer Traurigkeit zu entdecken. Sie gestand ihm ihre Zweifel an seiner Liebe, und die Kenntniß seiner früheren Verbindung mit der Lanzi, und der leidenschaftlichen Stärke, die sie ausgezeichnet hätte.

Romeo stellte ihr vor, daß das Wesen der Liebe nicht in dem leidenschaftlichen Streben nach Besitz und Vereinigung bestände, welches oft Folge der eigennützigsten Triebe seyn könne: daß sie vielmehr in dem anhaltend regen und warmen Gefühle zu suchen sey, wodurch wir unser Glück in dem Glücke des Geliebten suchen. Er versicherte sie, daß dieß diejenige Empfindung sey, die sie ihm eingeflößt habe: daß er ihr vielleicht zuerst die Kenntniß wahrer Zärtlichkeit, und gewiß das Gefühl der ungestörten Süßigkeit einer engeren Verbindung verdanke.

„O Semele," fuhr er fort, „wenn Du mich wirklich liebst, ja! wenn Du

nur Deine eigene dauernde Zufriedenheit liebst; so wünsche nicht, mir solche Gefühle einzuflößen, wie diejenigen waren, mit denen jene Lanzi, die Du beneidest, mich eine Zeitlang erfüllt hatte! Das Glück, das ich damahls empfand, beruhte auf einem Blendwerke, und endigte um so schrecklicher für mich, da mit der Wiederkehr meiner Vernunft auch die Achtung für den Gegenstand verloren ging, die ich meiner Zärtlichkeit und Anbetung werth gehalten hatte. Höre die Geschichte dieser Verbindung, und urtheile dann selbst, ob ich glücklich war, und ob eine Frau mit einem Herzen, wie das Deinige, den Stolz, Leidenschaft einzuflößen, zu solch einem Preise erkaufen mögte!"

„Ich bin mit einem Herzen gebohren, dem Anhängen Bedürfniß ist, mit einem Herzen, das jedem sympathetischen Gefühle, und besonders demjenigen offen ist, mit dem das zärtere Geschlecht das stärkere anzieht. Aber zu

meinem Unglück ist damit die entzündbarste Imagination und ein Geist verbunden, der sich über das Gewöhnliche emporzuheben strebt, und das Seltene und Außerordentliche nur gar zu oft mit dem Vollkommenen und Schönen verwechselt. —

„Das Andenken an die erste Leidenschaft, die ich für Euer Geschlecht empfunden habe, reicht so weit hinauf, als das Bewußtseyn meines Daseyns, und der erste Umstand, bey dem ich mich der Entwickelung meiner Kräfte erinnere, ist ein Roman, den ich als Kind gespielt habe. An meinen Liebesverständnissen als Jüngling haben Eitelkeit und Sinnlichkeit großen Antheil gehabt, aber meine Einbildungskraft und mein Herz sind allemal mit dabey geschäftig gewesen, und haben bald die Hauptrolle darin übernommen. Ich habe nie gefunden, was ich suchte, aber ich habe erst spät die Hoffnung aufgegeben, das Ideal, das ich mir von edler und schö-

ner Liebe gebildet hatte, erfüllt zu sehen. Es giebt, sagte ich mir, ein Wesen, das so denkt, so fühlt, wie du: das, von Anbeginn der Welt für dich geschaffen, dich sucht, so wie du es suchest: das du im ersten Augenblicke auskennen, dem du dann auf immer anhängen wirst! Es giebt, sagte ich mir, eine Liebe, die nach gänzlicher und ungemischter Vereinigung der Seelen ringt, und diese im Streben nach Tugend und Vollkommenheit findet! Ich Armer! Nach mehreren Versuchen, bey denen ich meine Ruhe und die Ruhe der gutherzigen Geschöpfe aufs Spiel setzte, die ich mit mir zu den höheren Regionen einer idealischen Welt zu heben suchte: nach mehreren Versuchen, die mir eben so viel Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, als Reue über meine eigene Schwäche bereitet hatten, war ich schon entschlossen, meine hohen Aussichten auf schöne und vollkommene Liebe aufzugeben, als ich ihre Gestalt in einem Grade von Täuschung wahr-

nahm, die freylich, so lange diese Täuschung dauerte, mir den Vorgeschmack einer überirdischen Wonne gab, aber bey ihrem Verschwinden mich an den Rand der Verzweiflung schleuderte.

„Ich hatte Güter im Piemontesischen. Dieß zog mich auf eine Zeitlang an den Hof von Turin. Ich war einer Dame daselbst empfohlen, der ich am Tage meiner Ankunft aufwartete, und die mich auf den nemlichen Abend einlud, sie ins Schauspiel zu begleiten, und einen Platz in ihrer Loge einzunehmen. Bey unserm Eintritt in dieselbe fanden wir noch eine Dame, die Freundin meiner Begleiterin, und ein Paar Herren, die schon Platz genommen hatten. Das Schauspiel war bereits angegangen, die Herren rückten still zusammen, der eintretenden Dame Platz zu machen, die sitzende aber sah sich nicht um, begnügte sich, der erwarteten Freundin ein bloßes Bewillkommungszeichen mit der Hand zu machen, und

fuhr fort, auf die Vorstellung zu achten. Das Stück, ein Trauerspiel, zu dem die unglückliche Liebe Conci's zu Gabrielen den Stoff hergab, war vortrefflich. Der Verfasser hatte die Empfindungen, die er den handelnden Personen beylegte, eben so edel als schön dargestellt, und die Schauspieler schienen ganz davon durchdrungen zu seyn!

„Der Eindruck, den dieß Stück auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß Gefühle und Situationen, von deren Unwahrheit meine Erfahrung mich hätte überzeugen sollen, mich so ergreifen und mit sich fortreißen konnten. Ich stand hinter dem Stuhle der mir unbekannten Dame, und stützte mich in einem Augenblicke von Vergessenheit meiner selbst auf dessen Lehne. Bey einer der rührendsten Stellen warf sich die Dame mit einer Art von gänzlicher Hingebung und Auflösung auf die Leh-

ne ihres Stuhls zurück, und drückte mit ihrem braunbelockten Haupte meinen Arm, den ich, aufmerksam gemacht auf die Unschicklichkeit meiner Stellung, schnell zurückzog. Die Dame drehte den Kopf um, und her Anblick ihres Gesichts zwang mich unwillkührlich zu dem Gefühle: — das ist sie!

„Denke Dir die edelste, die regelmäßigste Bildung, mit dem Ausdruck der Anmuth und Feinheit vereinigt, und in diesem Augenblicke von den zärtlichsten Gefühlen belebt! Denke Dir, daß diese Gestalt mit einem Auge, worin Thränen glänzen, auf das meinige trifft, welches die ganze Bewegung meines Herzens verkündigt. — Wir stutzen Beyde: in ihrem Blicke liegt Befremden, einen ihr unbekannten Menschen so nahe bey sich zu sehen: Verwunderung, ihn in einer Empfindsamkeit zu überraschen, die von der Stimmung der übrigen ziemlich materiellen Personen unserer Gesellschaft ab-

stieht: Verfall, eine gleiche Rührung mit der ihrigen in seiner Miene zu lesen.“

„Wir bleiben einen Augenblick mit äußerlicher Unthätigkeit in wechselseitigem Anschauen verloren. Wir erröthen Beyde. Endlich besinn' ich mich, und mache eine Verbeugung, wodurch ich die Dreistigkeit meiner verlassenen Stellung zu spät entschuldige. Sie erwiedert diese mit einem sehr reizenden und verbindlichen Neigen des Kopfs, und dreht sich wieder zum Theater hin. Ich habe von diesem Augenblicke an keine Aufmerksamkeit weiter für das Spiel: ich bemerke eine ähnliche Zerstreuung an der Dame. Diese wendet von Zeit zu Zeit ihre Blicke verstohlen nach mir um, und eben so schnell wieder weg, wenn sie den meinigen begegnet. Ich werde ihr in dem Zwischenakte vorgestellt, und wir gerathen in ein Gespräch, von dem ich nichts höre, in dem ich aber einen Geist anzutreffen

glaube, wie ich ihn noch bey keinem Frauenzimmer kenne. — Ich gehe nach Hause, ihr Bild und ihr Ton verfolgen mich. Ich lache bitter über meine Hoffnung, bey dieser Unbekannten meine Ideale erfüllt zu sehen, — und überlasse mich dieser Hoffnung mit der festen Ueberzeugung, sie realisirt zu finden.

„Diese Dame war die Lanzi. Ich ward in ihrem Hause angenommen: ich ward ihr Anbeter, so wie ich es noch nie von einem Weibe gewesen war. Was soll ich Dich lange mit dem Detail meiner Bewerbung aufhalten! Es dauerte nicht lange, so erhielt ich von ihren Lippen das Geständniß: ich sey der erste, der einzige Mensch, der ihr Herz zu rühren gewußt habe!

„Meine Geliebte war an den Chef eines Departements in Turin verheirathet, einen Mann, der sehr geschätzt in der Führung seines Amtes war. Er schien freylich keine hohe Begriffe von

der Liebe, keine sehr feine Empfindungen von häuslichem Glück und engerer Herzensvereinigung zu haben; aber sein munterer leichter Sinn schien doch die Gefährtin seines Lebens keinem Zwange, keiner beschwerlichen Aufmerksamkeit auf sich selbst zu unterwerfen. Auch hieß es allgemein, daß er sehr nachsichtig gegen die Aufführung seiner Frau sey. Allein die Lanzi stellte mir seinen Charakter in einem ganz andern Lichte dar. Sie versicherte mich, daß er blos die Ausbrüche seiner Eifersucht vor der Welt zu bewachen wisse, daß sie aber im Innern ihres Hauses desto mehr davon zu leiden habe. Sie verpflichtete mich zur größten Behutsamkeit, und gab vor, daß die Männer, deren Aufwartung sie noch neben der meinigen litte, nur darum nicht von ihr zurückgewiesen würden, damit ihr Gatte durch die Beweise einer ausschließenden Zuneigung für mich nicht in Unruhe versetzt werden möge!

„So sehr diese Aufführung mit meinen Grundsätzen stritt: so sehr sie mich den Qualen der Eifersucht aussetzte; so sah ich ihr doch als eine nothwendige Folge ihrer Lage nach,, und fand sogar durch die Schwierigkeiten, die sie mir zu überwinden aufgab, meine Leidenschaft verstärkt. Und welche Mittel besaß nicht die Zauberin, um mich für meine Geduld zu belohnen, und meine Liebe zu versüßen! Wie oft setzte mich ein einziger Blick von ihr weit über das Heer ihrer Anbeter, wie einen Gott über einen Schwarm von Insekten! Wie oft beweinte sie mit mir die unglückliche Lage, in der sie sich zu befinden schien: wie oft brach sie in den Wunsch aus, in einsamen Thälern nur für mich leben zu können!

„Unterdessen nahm meine Bewunderung für ihren Geist, für ihre Talente, zugleich mit meiner Leidenschaft zu. Die Lanzi gehört zu den wenigen guten Dichterinnen, welche Italien aufzuweisen

zuweisen hat, und sie spricht eben so gut, als sie schreibt. Ein groſser Umfang von Kenntnissen schadet nicht der Originalität ihres Kopfs. Aber unter allen Gaben, die ihr zu Gebote stehen, ist keine, die ich mehr bewundern muſs, als die, mit welcher sie die Schwächen der Menschen sogleich auszuahnen, und sich auf eine Zeitlang die vollkommenste Herrschaft über sie zu sichern weiſs.

„Ich lag auf eine unglaubliche Art in ihren Fesseln. Mein ganzes Wesen hatte nur eine Bestimmung, einen Zweck: sie anzubeten, und für sie zu leben. Es versteht sich von selbst, daſs die kluge Frau in alle meine Begriffe über die Liebe hineinging, und daſs unsre Verbindung dem Scheine nach eine ganz geistige Gestalt annahm. Aber die Lanzi, erfahrner als ich, wuſste zugleich eine feinere Sinnlichkeit mit ins Spiel zu bringen, welche meine Vernunft nicht aufscheuchte, und die Bilder meiner Imagination durch

heimliche Mitwirkung des Körpers verstärkte.

„Im Ganzen war ich mehr glücklich als unglücklich. Mein Kopf war gespannt, mein Herz war gefüllt, und schon fing ich an, mich in einem beschränkten Genusse ruhig zu fühlen, als die Lanzi für gut fand, mich von sich zu entfernen.

„Ein Billet kündigte mir eines Tages mit der Sprache der höchsten Verzweiflung die unerwartete Nachricht an: der Conte Lanzi habe unser ganzes Verhältniß entdeckt, und sey mit ihr nach einem der heftigsten Auftritte nach Rom gereiset, wo er so lange zu bleiben dächte, bis meine Geschäfte in Turin geendigt wären, und ich diesen Ort verlassen haben würde. Zugleich beschwor sie mich bey ihrer Ruhe und bey unserer Liebe, ihr nicht zu folgen, Turin sobald als möglich zu verlassen, und, ohne Jemanden den Ort meines

Aufenthalts zu entdecken, mich nach Mellerie am Genfer See zu verfügen. Dort, setzte sie hinzu, wo St. Preux um Julien trauerte, dort erwarte nähere Nachrichten von mir.“

„Der Zustand, in den ich bey Lesung dieses Billets gerieth, ist unbeschreiblich. Inzwischen gehorchte ich willig, und begab mich in jene furchtbare Einöde, die mir allein würdig schien, von mir und meinem Schmerze bewohnt zu werden.

„Nie werde ich die Qualen der Ungewißheit und Ungeduld vergessen, welche ich im Harren nach Briefen der Lanzi erduldete. Sie dauerten jedoch nicht lange. Meine Gebieterin meldete mir in einem von Florenz aus datirten Briefe, daß sie sich mit ihrem Gatten versöhnt, und daß dieser sie auf die erhaltene Nachricht meiner Abreise von Turin wieder dahin zurückgeführt habe. Aber sie verbot mir schlechterdings, mich

von Meillerie zu entfernen, und befahl mir, allen Briefwechsel mit den Einwohnern von Turin zu vermeiden. „Nur unter dieser Bedingung," schrieb sie, „ist es möglich, daß mein Gatte „wieder zu seiner alten Sicherheit zurück„kehre. Gehorche den Gesetzen der Lie„be, den Regeln der Klugheit, und wir „sehen uns früher und freyer wieder, als „du glaubst!"

„Ich folgte, und sie hielt Wort. Nach einigen Wochen der marterndsten Erwartung erhielt ich den Befehl von Lanzi's Hand, mich als Schäfer verkleidet in einem der abgelegensten Thäler von Savoyens Gebürgen an einem bestimmten Tage einzufinden, und dort durch einen sichern Freund nähere Nachrichten von ihrer jetzigen Lage zu erhalten. Denke Dir mein Erstaunen, meine Freude, statt des Freundes die Lanzi selbst, als Schäferin der Alpen, aber in dem geschmackvollsten Anzuge gekleidet, vorzufinden, die mir bey meinem

Anblicke beynahe ohnmächtig in die Arme sank! In den Stunden, die sie mit mir zubrachte, gab sie mir Alles, was hohe und reine Liebe zu geben im Stande ist. Beym Abschiede versprach sie mir, oft wiederzukommen, wenn ich meiner bisherigen Lebensweise getreu bleiben würde. Sie gab mir die Erlaubniß, ihr unter einer sichern Addresse zu schreiben, und entließ mich trunkener von Bewunderung und Liebe als jemahls!)

„In diese Zeit gehören eine Reihe von Briefen, die ich der Lanzi geschrieben habe, und in deren Besitze sie sich, aller meiner Bemühungen sie wieder zu erhalten ohngeachtet, noch gegenwärtig befindet. Vielleicht darf ich behaupten, daß sie an leidenschaftlichem Charakter Alles übertreffen, was je die feurigste Liebe in dieser Art eingegeben hat. Die Briefe der Lanzi standen weit über den meinigen an Schönheit des Styls und an Unerschöpflichkeit

feiner, neuer und reizender Wendungen, wodurch sie ihre Gefühle auszudrücken wußte. Wäre ich weniger verblendet gewesen, ich würde aus dem Witze, der ihr so frey zu Gebote stand, auf die Nüchternheit ihres Herzens geschlossen haben. Allein das fühlte ich nicht: ich sah in dieser geschmückten und gefeilten Schreibart nur den Beweis einer höheren Geistesbildung, die sich selbst auf der Höhe der Leidenschaft nicht verläugnen könnte, und jeder neue Brief erfüllte mich mit dem Gefühle meines geringern Werthes, und dem brennenden Wunsche, mich zu ihrer Höhe zu erheben.

„Jeden Monat sah ich sie wenigstens einmahl. Es ist unmöglich, die Menge romantischer Gestalten und Wendungen zu schildern, unter denen sie diese Zusammenkünfte herbeyzuführen, und mit immer neuen Reizen zu schmücken wußte. Bald ließ sie sich, als Nymphe der Diana gekleidet, in einer

Grotte finden, bald sprengte sie als Amazone auf einem schnellen Rosse in dem Augenblicke herbey, worin ich sie nach langer Erwartung zu sehen verzweifelte. Ein anderes Mahl reichte sie mir, noch ehe ich an dem bestimmten Orte angelangt war, aus einem Chalet, vor dem mein Weg vorbeyging, einen Trunk Milch in dem Costume eines reizenden Milchmädchens. O Gott! was hätte diese Frau seyn können, wenn nicht eine dichterische Imagination, sondern ein Herz sie geleitet hätte! Welcher Reichthum von Ideen! Welche Fülle des Witzes! Welcher Reiz in den Darstellungen, die sie mir aus der grossen Welt zubrachte, deren kleinsten Züge durch die Einkleidung, die sie ihnen gab, wichtig und interessant wurden!

„Verzeih mir, Semele, wenn ich selbst jetzt, da ich die ganze Schwärze ihres Betrugs kenne, mich dieser Stunden nicht ohne Wärme erinnern kann. Sie waren so glücklich, daß ich selbst

die längeren Zwischenräume von Trennung erträglich zu finden anfing. Und wirklich führten auch diese einen ihnen eigenen Reiz mit sich. Ich fand mich durch das Ungewöhnliche meiner Lage, und durch das anhaltende Streben nach Veredlung meines Geistes, über mich selbst gehoben, und diese Spannung, in welche sich oft eine süße Schwermuth mischte, brachte jene üppige Stimmung hervor, welche der begünstigten, aber nicht ganz befriedigten Liebe so eigen ist.

„Aber die Lanzi bemerkte nicht sobald diese zufriedenere Lage, in der ich mich befand, als sie mich mit Vorwürfen über die Abnahme meiner Liebe zu martern anfing. Von nun an ließ sie es sich angelegen seyn, in ihre Briefe und Unterredungen Klagen über die Andringlichkeit vornehmer und liebenswürdiger Nebenbuhler einfließen zu lassen. Dann wurden die Aeußerungen ihrer Liebe kälter: dann ließ sie mich

vergebens auf eine Zusammenkunft mit ihr harren, und wenn sie mich endlich auf den höchsten Gipfel der Verzweiflung gebracht sah, entschlossen, Alles zu wagen, nach Turin zu kommen, meiner Ungewißheit und meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen, — dann erschien sie auf einmahl wieder liebender als jemahls, und legte mir bey der Aussöhnung das ganze Gefühl meines Unrechts und verstärkte Fesseln auf!

„Wäre ich damals gestorben, ich hätte die Ueberzeugung mit mir in die Unterwelt genommen, daß es eine Liebe giebt, die den Menschen über das irrdische Leben emporhebt! Aber die Vorsehung wollte mich auf eine schreckliche, aber doch heilsame Art belehren, daß der Mensch, der sich über seine wahren Verhältnisse hinaussetzt, nie auf die Dauer glücklich seyn kann. Die gütige Mutter! Sie hatte mir an Deiner Seite, Semele, die Kenntniß von Freuden aufbewahrt, die durch ihre un-

unterbrochene Dauer und das Gefühl der Wahrheit, das sie mit sich führen, jene aufwiegen und übertreffen!

„Wisse dann, daß die Lanzi nach und nach die Besorgniß zu äußern anfing, daß ihr Gatte hinter unser Verständniß kommen möchte; daß sie diese Besorgniß immer stärker und dringender äußerte, und daß sie mir endlich, was Dich in Erstaunen setzen wird, den Entschluß ankündigte, mit mir nach dem Norden zu entfliehen, und dort ganz mit mir vereinigt zu leben. Meine Rechtschaffenheit widersetzte sich diesem Plane, so gern meine Liebe ihn aufnahm, und ich willigte nicht eher ein, als bis sie mir vorstellte, daß dieß das einzige Mittel sey, sie vor den äußersten Gewaltthätigkeiten ihres Gatten und vor lebenswieriger Einsperrung zu sichern. Ich brachte alles Geld zusammen, dessen ich in der Eile habhaft werden konnte: ich machte zu diesem Zwecke mehrere beträchtliche Aufopfe-

rungen: ich eilte, nachdem Alles zur Flucht vorbereitet war, nach dem Platze, wo ich sie antreffen sollte, und fand — statt ihrer Person einen Brief, worin sie mir meldete, daß sie, von ihrem Gewissen gerührt, ihrem Gatten unser Verhältniß und den Plan zur Flucht entdeckt habe. Sie beschwor mich zu gleicher Zeit, ein Weib, das eine unglückliche Leidenschaft auf einige Zeit über seine Pflichten verblendet gehabt hätte, ein Weib, das mir Alles, nur nicht seine Tugend aufzuopfern im Stande sey, nicht mit meinem Fluche zu beladen! Sie entsagte meinem Anblicke auf immer: bat mich, aller Mittheilung unserer Gefühle fürs künftige zu entsagen, und schloß mit der Versicherung, daß sie mit ihrem Leben bald der Tugend und der Liebe ein Opfer bringen würde."

„Die Erschütterung meines ganzen Wesens bey dieser unerwarteten Nachricht wirkte auf mein Physisches. Ich

verfiel in eine Krankheit, die mich an den Rand des Todes brachte, und als ich von ihr genaß, fand ich die edleren Organe meines Körpers so angegriffen, daß ich Hülfe in einem Bade im südlichen Frankreich suchen mußte. Ich liebte inzwischen die Grausame noch immer fort, und verzieh ihr gern eine Schwäche, die ich sogar als einen blos verspäteten Triumpf der Tugend über die Leidenschaft ansah.

„Die Jahrszeit war schon zu weit vorgerückt, als daß ich an dem Bade, das ich besuchte, viele Menschen hätte erwarten können. Und dieß war auch die Ursache, warum ich mich zu dieser Reise auf Anrathen der Schweitzer Aerzte entschloß. Ich floh die wenigen Gäste, die ich dort antraf, und besuchte nur die entlegensten Spatziergänge. Stell Dir aber mein Erstaunen vor, als ich auf einem von diesen mich hintenzu mit den Worten: er ist's, er ists! umfaßt fühlte, und beym Umdrehen — den

Marchese Lanzi, den meiner Ueberzeugung nach so innigst beleidigten, so äusserst und so gerechtest gegen mich aufgebrachten Gatten meiner Gebieterin, erkannte!

„Ich scheue Niemanden, wenn das Gefühl des Rechts auf meiner Seite ist; aber hier zeugte mein Gewissen wider mich, und ich war nahe dabey, ohnmächtig in die Kniee zu sinken. Der Marchese stützte mich mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnehmung, und kaum hatte ich mich ein wenig wieder erholt, als er in dem unverkennbarsten Tone der Freude, mich wiederzusehen, mir seine Verwunderung über mein Verschwinden aus Turin, und mein Vergessen aller meiner dortigen Freunde zu erkennen gab. „Ich hatte, sagte er, eine kleine Lustreise nach Mayland vorgenommen, wozu mich meine Frau, die gern das dortige Carneval besuchen wollte, bewogen hatte, und da ich wiederkomme, ist der Herr weg, ohne

ein Wort von sich hören zu lassen. Nun! das wird auch meine Frau freuen, wieder von Ihnen zu hören. Doch! Sie wissen, wie die Weiber sind! Das lebt in Sausen und Brausen: und wohl aus den Augen! wohl aus dem Sinn! Vollends meine Frau! Die Poetinnen haben viel Gefühl in ihren Versen, und wenig im Herzen! Ha! ha! ha! Für meine Stirn mag das schon um so besser seyn! — Aber Conte! Sie haben verzweifelt abgenommen! Wissen Sie auch, daß Sie wie ein Geist aussehen? Wahrhaftig Conte! ich will Ihr Arzt seyn: Sie müssen von meinem Elixir einnehmen. Das ist eine Universal-Medicin, eine wahre Panacee! In vierzehn Tagen sind Sie wieder besser, und sobald es meine Gicht zuläßt, reise ich mit Ihnen nach Turin, um dort für Ihre Nachkur zu sorgen!"

„Der Marchese Lanzi hatte die Eigenheit an sich, daß er gern in die Medicin hineinpfuschte, und wirklich hatte

er dießmahl, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine der glücklichſten Kuren verrichtet. Er hatte die Verblendung zerſtört, in der ich bis jetzt über das Betragen einer Perſon geweſen war, für die ich mich ganz aufgeopfert hatte, und mich dadurch von einer Leidenſchaft geheilt, die nur auf Illuſion beruhte!

„Die Entdeckung von der Unwiſſenheit des Marcheſe über mein Verhältniß mit ſeiner Gattin war inzwiſchen ſo neu, ſo unerwartet und überraſchend für mich, daß ich Anfangs in Verſuchung gerieth, ſein Betragen für die Folge einer niederträchtigen Klugheit zu erklären. Aber eine fernere Unterredung mit ihm benahm mir allen Zweifel über den Betrug, den man mir geſpielt hatte, und zeigte mir die ganze Schwärze des Betragens meiner bisherigen Gebieterin. —

„Ich war Anfangs entſchloſſen, die Lanzi ganz zu vergeſſen; allein es ſchien

mir bey reiferer Ueberlegung nothwendig, noch vorher einen Schritt zu thun, der sie verhindern müßte, die Geschichte unsers Verhältnisses auf eine Art, die mich lächerlich machen könnte, zu nuzzen. Daß sie dazu sehr im Stande sey, davon überzeugte mich die Kenntniß ihres Charakters. Ehe daher die Nachricht meiner Zusammenkunft mit dem Marchese nach Turin kommen konnte, begab ich mich auf den Weg dahin.

„Der Zufall kam mir zur Ausführung meiner Plane sehr zu Statten. Zwey Tage nach meiner Ankunft ward der Geburtstag der Königin zu Mont Callier gefeyert, und ich wußte, daß die Lanzi alsdann bey Hofe erscheinen würde.

„Bis dahin hielt ich aber auch meine Anwesenheit in Turin geheim, und ließ mich erst an dem Gallatage selbst der königlichen Familie vorstellen.

Nach

Nach der Präsentation mischte ich mich zwischen den Haufen der Höflinge, und erwartete, unbemerkt von der Lanzi, den Augenblick, worin sie von der Königin zum Handkusse gelassen werden würde. Erst kurz vorher, ehe sie aus dem Zirkel vortrat, um diese Ehrerbietung zu bezeugen, stellte ich mich auf eine Art, daß ihr meine Person nothwendig in die Augen fallen mußte.

„Der Eindruck, den dieser unerwartete Anblick auf sie machte, fiel der Königin, fiel dem ganzen Hofe auf. Sie erröthete, sie erblaßte, die Kniee versagten ihr den Dienst, und sie vergaß sich dergestalt, daß sie die gewöhnliche Zeremonie nicht endigen konnte. Niemanden entging es, daß gerade meine Erscheinung diesen Eindruck hervorgebracht hatte. Es war in Erinnerung, daß ich vor meiner Entfernung von Turin Lanzi's Anbeter gewesen war, und mein Betragen bey der Scene selbst zeigte genugsam an, daß mir der

Grund der plötzlichen Veränderung, die mit ihr vorging, zuzuschreiben, und nicht unbekannt war.

„Mein Zweck war der, den Hof und die Stadt zu überzeugen, daß ich kein verabschiedeter Liebhaber sey, mit dem die Lanzi ihr Spiel getrieben hätte: zugleich aber ihr die Ueberzeugung zu geben, daß ihr Betragen gegen mich alle Liebe und Achtung aus meinem Herzen gebannt hätte.

„Sobald sich daher die Lanzi von ihrer ersten Bestürzung erholt, und diese auf Rechnung einer vorübergehenden Unpäßlichkeit geschoben hatte, nahte ich mich ihr mit dem Interesse eines warmen, aber auch mit der Heiterkeit eines begünstigten Liebhabers. Ich entschuldigte mich, noch nicht bey ihr gewesen zu seyn, mit dem Grunde, daß ich erst eben angekommen sey, und erfahren habe, daß ich sie nicht zu Hause, sondern bey Hofe antreffen würde. Zu

gleicher Zeit versicherte ich sie, daß ich vor der Welt eine Rolle annähme, die den Empfindungen meines Herzens sehr wenig entspräche, und bat sie, aus Rücksichten der Klugheit Alles zu vermeiden, was den Schein einer Trennung zwischen uns herbeyführen, und die Neugier auf die Ursach derselben leiten könne. Die Lanzi ward dadurch sicher gemacht, daß ich sie noch nicht durchschauet hätte. Sie lud mich auf den folgenden Tag zu einer nähern Erklärung in ihrem Hause ein, und wir blieben den Abend durch auf den Ton zweyer wechselseitig Liebenden, die erfreuet sind, sich unvermuthet wieder getroffen zu haben.

„Als ich am folgenden Tage zu der Lanzi kam, fing sie mit einer Rechtfertigung ihres Betragens an, und brach in Klagen über ein unglückliches Verhängniß und über den Streit ihrer Pflicht mit ihrer Liebe aus.

„Ich machte jedoch dieser Scene bald ein Ende. Lanzi, sagte ich, die

Zeiten des Betruges sind vorbey: ich habe Ihren Gemahl in Air getroffen; ich kenne die ganze Schwärze Ihres Betragens gegen mich. Es ist unter mir, Ihnen Vorwürfe darüber zu machen, aber ich muß mich vor einer Indiscretion sichern, die mich dem Gespötte kalter Menschen aussetzen, und Ihnen den Triumpf bereiten würde, mich zum Spiel Ihrer List gebraucht zu haben. Meine Achtung und meine Liebe haben Sie auf immer verloren, und es liegt mir nicht daran, Ihnen beyde Empfindungen einzuflößen. Aber ich verlange, vor der Welt die Rolle Ihres begünstigten Liebhabers zu spielen, damit man nicht glaube, daß Sie mir den Abschied gegeben hätten.

„Ganz paßte dieß freylich nicht in den Geschmack der Lanzi; allein sie hatte auf eine solche Mäßigung von meiner Seite nicht gerechnet, und sie faßte die Hoffnung, mich bald wieder zu bestricken. Sie ließ sich also den

Vorschlag gefallen. Vor der Welt war ich ihr erklärter Anbeter, unter uns begegnete ich ihr mit Gleichgültigkeit und Kälte. Sie bot Alles auf, mich wieder zu gewinnen. Ich schien zuweilen nachzugeben, und die Macht der vorigen Bande wieder zu fühlen. Dieß machte sie desto eifriger nach der Wiedereroberung meines Herzens. Als ich ihre Eitelkeit hinreichend interessirt sah, um eine Art von leidenschaftlicher Stimmung voraussetzen zu dürfen, stellte ich mich, als ob ich einer andern, wegen ihrer Liebenswürdigkeit bekannten Dame den Hof machte, und fing sogar an, die Lanzi in Gesellschaft zu vernachläßsigen. Dieß erregte ihre Eifersucht, und sie war nicht Herr genug über sich selbst, um sie nicht öffentlich durchblicken zu lassen. Die Meinung, daß sie mehr an mir, als ich an ihr hinge, ward dadurch völlig bey dem Publico von Turin gegründet. Ich hatte nun erreicht, was ich wollte, und verließ die Stadt und die Lanzi, letztere mit dem Aerger

im Herzen, von mir überlistet und verachtet zu seyn.“

So endigte Romeo eine Erzählung, die zwar Semele über die Besorgniß beruhigte, daß ihr Gatte fortwährend eine Leidenschaft für eine andere in seinem Herzen nähre, aber ihre Unzufriedenheit über seine Kälte gegen sie nicht tilgte, ihre Anmaßungen nicht niederschlug. Das Bild des Glücks, das die Lanzi genossen haben mußte, von solch einem Manne und auf solch eine Art angebetet zu seyn, herrschte über alle andre, welche die Erzählung seines Verhältnisses mit jener Frauen hätte erwecken sollen. Die glänzenden Eigenschaften, wodurch diese so mächtig auf ihren Gatten gewirkt hatte, erregten ihren Neid, und reizten sie zur Wetteiferung. Sie sah die Intriguen ihrer Vorgängerin, ihren Mangel an Aufrichtigkeit als etwas Zufälliges und Persönliches an, das von der Sache selbst, von dem Glück einer auf Leiden-

schaft beruhenden Verbindung getrennt seyn könnte. Und warum suchte ihr Gatte ein solches Glück nicht bey ihr auf? An der Aufrichtigkeit ihres Herzens konnte er nicht zweifeln, also mußte seine Kälte an einem Mangel an Reizen ihrer Person, oder an einem Mißtrauen in ihre Geistesfähigkeiten liegen. Das kränkte sie.

Die Strozzi, welche von den Bekenntnissen Romeo's sehr bald unterrichtet wurde, ging in die Ideen seiner jungen Gattin von der Möglichkeit einer Leidenschaft, die Stärke mit Glück und Dauer verbände, ganz hinein. Nur glaubte sie, daß dazu eine kluge Behandlung, wodurch der Liebhaber zum Idealisiren aufgefordert, und zwischen steter Furcht und Hoffnung rege und wach erhalten würde, erforderlich sey. „Glaube mir, liebe Semele," setzte sie hinzu: „Männer wie Romeo wollen mit Kunst und Verstellung behandelt seyn, wenn sie wirklich lieben

sollen. Der Weg zu ihrem Herzen geht durch die Imagination, und das Seltene und Ungewöhnliche hat allein die Gewalt, diese zu entzünden. Ich bin weit entfernt, die Lanzi zu entschuldigen; aber selbst die wahreste Liebe würde sich eine gewisse Coquetterie erlauben müssen, um deinen Garten zu fesseln.“ So bereitete sie Semele auf einen Plan vor, den Romeo in Leidenschaft zu versetzen und darin zu erhalten, der jene anfangs stutzig machte, den sie aber nachher um so begieriger ergriff, je mehr sie sich von der Rolle, die sie dabey zu spielen hatte, Unterhaltung ihrer kleinlichen Imagination, und Befriedigung ihrer Eitelkeit versprach.

Romeo hatte eine Reise in Geschäften zu machen. Während seiner Abwesenheit begab sich Semele nach Vorschrift ihrer Freundin in ein Kloster, unter dem Vorwande, dort eine Andachtsübung abzuwarten. Von hieraus schrieb sie ihm, daß sie voll von

dem Gefühle, seiner großen Seele nicht gewachsen zu seyn, und sein Herz nicht ausfüllen zu können, entschlossen sey, sich dem Himmel zu opfern, und ihm die Freyheit zu lassen, in einer andern Verbindung ein Glück zu finden, auf welches er so viele Ansprüche habe.

Romeo hielt diesen Vorsatz für die Folge der Unerfahrenheit und der Aufwallung einer jugendlichen Imagination. Ueberzeugt, daß einige Tage des Nachdenkens und der Einsamkeit seine Gattin von selbst auf andere Gedanken bringen würden, beantwortete er den Brief erst spät, bezeugte seine Rührung, seine Dankbarkeit für ihre Liebe und Selbstverläugnung, zeigte ihr aber zugleich das Unpassende und Unausführbare ihres Entschlusses. Erst nach gänzlicher Beendigung seiner Geschäfte kehrte er nach Florenz zurück.

Semele ward durch diese Aufführung erbittert, und es ward ihr daher

um so leichter, bey der Rolle eines Weibes zu beharren, das bey der inbrünstigsten Liebe seine Unwürdigkeit gegen den geliebten Gegenstand fühlt, und sich lieber aufopfern, als ihm die Empfindung einer übelgepaarten Verbindung einflößen will.

Romeo, der so viel Standhaftigkeit bey seiner Gattin nicht erwartet hatte, fing wirklich an, sich für das Seltene und Ungewöhnliche in ihrer Denkungsart zu interessiren, und dasjenige auf Rechnung wahrer Liebe zu setzen, was Folge der Eitelkeit und eines fremden Einflusses war. Umsonst forderte er Alles auf, Semele zur freywilligen Rückkehr in sein Haus und zur Welt zu bewegen. Sie wandte Gewissensscrupel und Gelübde vor, die von ihrem Beichtvater unterstützt würden, und Romeo sah sich endlich gezwungen, einzuwilligen, daß sie sechs Monate lang in ihrer Zurückgezogenheit bleiben dürfe. Nur zu gewissen Zeiten ward ihm

eine Zusammenkunft im Sprachzimmer des Klosters gestattet.

Die Entbehrung einer uns angewöhnten Gegenwart, das Bestreben, über eine Zartheit, deren Grund wir achten müssen, zu triumphiren, und zugleich dem Himmel ein Herz abzugewinnen, das sich ihm nur aus Liebe zu uns ergiebt, Alles dieß gab Romeo's Neigung zu seiner Gattin einen erhöheten Grad von Lebhaftigkeit. Diese unterließ ihrer Seits nichts, um sich in den Zusammenkünften mit ihrem Gatten auf die vortheilhafteste Art zu zeigen. Ihre Rathgeberin fühlte, daß sie unfähig sey, die Rolle eines ungewöhnlichen und sehr gebildeten Geistes, wie etwa die Lanzi war, durchzuführen: sie lehrte sie an, die eines naiven, ganz in Liebe und Andacht verlornen Herzens zu spielen, das in seiner Einfachheit, Bescheidenheit und Zärtlichkeit eine Entschuldigung für den Mangel höherer Geistesgaben sucht und findet.

Zugleich mußte sie sich Mühe geben, verschiedene Kenntnisse und Talente in ihrer Einsamkeit auszubilden, und dieß Bestreben machte auf Romeo mehr Eindruck, als eine bereits gefertigte Vortrefflichkeit, die er in einer andern angetroffen haben würde. Bey seiner Gattin geschah ja Alles aus Liebe! Auch dauerte es nicht lange, so schlug er ihre Fortschritte viel höher an, als sie es verdienten. Mit unaufhaltsamer Begierde strebte er nach dem Augenblicke einer gänzlichen Wiedervereinigung, von der er sich für die Zukunft einen vermehrten und veredeltern Genuß versprach.

Dieser Zeitpunkt kam endlich herbey. Semele kehrte in das Haus ihres Gatten zurück; aber den Vorschriften ihrer Freundin getreu, beobachtete sie eine Zurückhaltung, die Romeo anfangs auf Rechnung eines Mißtrauens gegen ihn und ihre eigene Person setzte, die ihm aber bald Veranlassung zu der Be-

sorg[illegible] gab, daß er ihr gleichgültig geworden sey. Neues Bestreben von seiner Seite, ihr Herz zu gewinnen! Abwechselnde Furcht und Hoffnung brachten bald eine völlig leidenschaftliche Stimmung hervor.

Romeo war also verliebt, und war es in seine Gattin! War diese glücklicher als vorher? Wie theuer mußte sie diesen Genuß ihrer Eitelkeit bezahlen! Sie litt durch das anhaltende Bewußtseyn, daß sie ihm leicht wieder gewöhnlich werden, daß sie nicht Stoff und Nahrung genug zur Unterhaltung für ihn haben, und überhaupt das Bild, das sie von ihrer Person bey ihm erweckt hätte, nicht würde erhalten können. Jeder Augenblick, in dem er weniger feurig als sonst seine Gefühle äusserte, war für sie eine Veranlassung zur quälendsten Angst, daß er bereits erkaltet seyn mögte. Oft ward ihr aber auch das Feuer, die Hoheit, das Excentrische, welches er in seine Gefühle

brachte, lästig, da sie es nicht ganz theilen, und seinen Ausdruck nicht einmal ganz verstehen konnte. Ein ewiger Zwang fesselte ihr Betragen gegen ihn: oft mußte sie sich mit bloßen Liebkosungen, mit Blicken und einzelnen Worten, denen sie recht viel Bedeutung zu geben suchte, ohne sich etwas dabey zu denken, aus der Verlegenheit zu ziehen suchen. Noch war Romeo zu verblendet, um dieß durchzusehen: seine Einbildungskraft lieh dem angebeteten Ideal Reize, die es nicht hatte; aber der Augenblick konnte nicht fern seyn, in dem er es selbst zertrümmern würde.

Um ihn noch etwas hinauszuschieben, mußte Semele auf den Rath ihrer Freundin die Huldigungen einiger der ausgezeichnetsten Männer auf eine Art an sich zu ziehen suchen, die ihrem Gatten Unruhe machen konnte. Romeo war, wie alle Männer, die heftig zu lieben im Stande sind, äußerst eifersüchtig, und unfähig, die Ausbrüche

dieſer Leidenſchaft zu unterdrücken. Es erfolgten Auftritte, die ihn erniedrigten, und den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft einer unwürdigen Behandlung ausſetzten. Romeo fühlte ſich unglücklich: ſeine Ruhe, ſeine Zufriedenheit war dahin: er glaubte, daß er der Liebe ſeiner Gattin nicht mehr werth ſey, und bat zu ihren Füßen ein Unrecht ab, von dem ſie wußte, daß er es nicht verſchuldet hatte. Welch eine Lage für ein Herz, das noch nicht durch Gefallſucht verhärtet iſt! Oft war ſie Willens, ihm Alles zu entdecken, und ihn und ſich in den vorigen Ruheſtand zurück zu verſetzen; aber die Furcht, durch dieſe Entdeckung einer Unwahrheit, und einer ſo lange fortgeſpielten Rolle ſich ganz um ſeine Achtung zu bringen, hielt ſie zurück. Dann beſchloß ſie, ihre Coquetterie aufzugeben, und wenigſtens von dieſem gefährlichen Mittel nicht weiter Gebrauch zu machen. Aber wenn ſie ſich ihrem natürlichen Charakter überließ, ſo glaubte ſie an Romeo

eine Erkältung zu bemerken, oder ihm Langeweile zu machen. Sie selbst war an die Süßigkeit einer sehr interessirten Stimmung zu sehr gewöhnt, um sich in einer ruhigern ausgefüllt zu finden. Sie suchte sich daher aufs neue mit ihm zu spannen, und es kam ein geschrobenes Wesen heraus, das ihr selbst ankelte, und wobey sie unnatürlich und kraftlos erschien. Ihr Zwang, ihre Unbehülflichkeit entgingen ihrem Gatten nicht: er hielt sie für Wirkung der Kälte oder der schlecht unterdrückten Neigung für einen Andern, und sein Mißtrauen riß ihn zu neuen Verirrungen der Heftigkeit und des Unmuths hin.

Eine so anhaltende gewaltsame Lage griff Beyder Gesundheit an: konnte den Augen fremder Beobachter nicht entgehen, und machte das Verhältniß der beyden Ehegatten zum Gerede und Gespötte der Stadt. Romeo erfuhr es, und es war ihm nicht gleichgültig, da

er

er sich selbst bewußt war, es zu verdienen. Zu gleicher Zeit fühlte er sich durch seine Leidenschaft unfähig zu Geschäften, unfähig zur Ausbildung seines Geistes, und das drückendste Gefühl von allen für den Mann, der an das Gefühl seiner Kraft und Thätigkeit gewöhnt ist, das Gefühl der Kraftlosigkeit und Unbrauchbarkeit, fing an sich bey ihm zu melden. Oft ward er dann wider seinen Willen auf das Aermliche seiner Unterhaltungen mit Semele, auf ihren Mangel an Fähigkeiten, ihm bey seinen hohen Gefühlen zu folgen, oder die feineren zu verstehen, aufmerksam gemacht. Der einzige Gedanke, daß sie aufrichtig nach Vollkommenheit mit ihm strebe, und ihm Alles gebe, was sie zu geben im Stande sey, um ihn zu beglücken, konnte seine Achtung für sie erhalten.

In dieser Lage war es, als eine fremde Dame ihn bitten ließ, sich zu ihr zu verfügen, weil sie in Geschäften

mit ihm zu sprechen hätte. Der Name, der ihm genannt wurde, war ihm bekannt, und er nahm die Einladung an. Aber wie erschrack er, als er bey seinem Eintritt in ihr Wohnzimmer die Lanzi erkannte. Er wollte zurück, aber sie bat ihn so inständig, ihr nur einige Worte Gehör zu geben, daß er blieb.

„Romeo, hub sie an, ich weiß Ihre ganze Lage. Wenn ich mich rächen wollte, so könnte ich über Sie triumphiren. Ich könnte über Sie lachen, daß Sie das Herz, das ehemals für eine Lanzi schlug, einem armseligen Geschöpf, wie Ihre Gattin ist, geschenkt haben. Aber Sie sind zu unglücklich, um Ihrer zu spotten. Ich komme, Ihnen Ihre Ruhe wiederzugeben, und, mit einem Worte, den Zauber zu zerstören, der Ihre Augen blendet. Sie glauben die Semele zu lieben: Sie glauben Ihr Herz, Ihre Achtung einer Person nicht versagen zu können, die aus Liebe Alles thut, was in ihren

Kräften steht, um Ihnen zu gefallen. Wissen Sie dann, (und hierbey stand sie auf,) Semele ist es nicht, die Sie lieben: es ist ein Afterbild der Lanzi, ihre abgerichtete Puppe, der Sie diese schöne, edle, romantische Liebe gewidmet haben. Die Rolle, die sie spielt, in der sie Ihren armen Kopf verrückt hat, ist von mir vorgeschrieben, von der Strozzi vorgebetet, und das arme Ding, das nicht einmal das Talent eines Akteurs hat, wird von meiner Helfershelferin sogar wie eine Marionette regiert und in Bewegung gesetzt!"

Romeo will nicht glauben: Die Lanzi entwickelt ihm die ganze Intrigue. Romeo, außer sich vor Beschämung, ruft endlich aus: „Arme Semele! Du hast doch nur aus Liebe gefehlt!"

„Aus Liebe? antwortet die Lanzi, sagen Sie, aus der erbärmlichsten, aus der gefährlichsten aller Eitelkeiten, mir

den Rang abzulaufen, und das Bewußtseyn zu haben, daß sie leidenschaftlich von Ihnen geliebt seyn könnte. Das ist der Zweck ihres Strebens gewesen: darum hat sie Ihr Glück und Ihre Ruhe aufs Spiel gesetzt!"

Romeo will wieder nicht glauben: ihm wird eine Reihe von eigenhändigen Billets vorgelegt, in denen Semele beynahe jeden Tag der Strozzi Rechnung von dem Betragen ihres Gatten ablegt, und sich Verhaltungs-Vorschriften erbittet. Romeo stürzt wüthend aus der Lanzi Zimmer, die ihn mit einer gräßlichen Lache begleitet.

Einer der fürchterlichsten Auftritte erfolgt unter den beyden Gatten. Romeo kündigt Semele'n an, daß Liebe und Achtung auf immer für diejenige verloren sind, die seine Ruhe willkührlich aufs Spiel hat setzen können. Dieser Gedanke bringt sie zu einer Verzweiflung, die an Raserey gränzt. Er

will sie besänftigen, sie stößt ihn von sich, wirft sich dann wieder mit Inbrunst an seinen Hals, als ob sie ihn nicht von sich lassen könnte: bald bricht sie in das fürchterlichste Gelächter aus, dann stürzt ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und heftiges Schluchzen scheint ihr die Brust abstoßen zu wollen. Aus diesem Zustande geht sie zu convulsivischen Zuckungen über, die durch ihre Neuheit und Sonderbarkeit dem Gatten ein affektirtes Spiel scheinen. Einmahl von Semele betrogen, glaubt er es noch ferner zu seyn, und sein Herz verschließt sich dem Mitleid und der Schonung. Sein Betragen zeigt, was er denkt, und die Unglückliche, die gerade noch so viel Vernunft hat, um es zu bemerken, trägt nicht diesen Hohn und das Bewußtseyn, ihn durch ihr früheres Vergehen verdient zu haben. Sie verfällt in eine hitzige Krankheit, die in wenig Tagen ihrem Leben und zugleich ihrem Leiden ein Ende macht.

Zu spät Reue bemächtigt sich Romeo's. Er wird endlich ganz überzeugt, daß er zum Glück engerer Verbindungen nicht gemacht sey, und eine gänzliche Weihe seiner Kräfte zum Besten der größeren bürgerlichen Gesellschaft muß forthin die Leere seiner einsamen Tage ausfüllen.

Die sonderbare Wirthschaft,
oder
Ehe als Cicisbeatur.

Es waren unserer Mehrere bey einer Abendmahlzeit versammelt: lauter Männer, die sich für Kunst und Wissenschaft interessirten, gute Gesellschafter dabey, und, bis auf einen Fremden nach, alte Bekannte. Dieser eine aber war ein Reisender, der sich als schöner Geist und Schriftsteller einen Namen gemacht hatte, und den wir zwischen uns geladen hatten, theils um die Pflicht der Gastfreundschaft gegen ihn zu erfüllen, theils um durch die Gegenwart eines berühmten Mannes unsre Unterhaltung

zu beleben. Wir fanden uns in unserer Erwartung nicht betrogen. Cleanth, so hieß der Fremde, war eben so interessant im persönlichen Umgange als in seinen Schriften. Zwar ruhte auf seiner Gestalt ein schwermüthiger Ernst, und sein Betragen war mehr ernst als lebhaft. Aber wenn er gleich nur wenig sprach, so sprach er dieß Wenige sehr gut, immer zu rechter Zeit, und besaß dabey die Gabe, durch die Art, wie er anhörte, Andre zum Reden einzuladen.

Ich weiß nicht, wie es kam, das Gespräch fiel aufs Heirathen. Man warf die Frage auf: ob das schöne Genie ohne Gefahr für seine Zufriedenheit und die höchste Ausbildung seiner Talente das Band der Ehe knüpfen dürfe? Wir waren alle Junggesellen: wir glaubten, der Fremde sey es auch, und sprachen daher ohne Rückhalt.

Einer von uns Uebrigen, ein sehr munterer und geistreicher Mann, der

bey vieler bekannter Vorliebe für's schöne Geschlecht sich bey jeder Gelegenheit in den Ruf des Eheſcheuen zu setzen suchte, sprach viel gegen die Heirathen der Männer von schönem Genie. Er behauptete, sobald er von einem solchen Manne höre, der das Joch der Ehe übernommen habe, so fiel ihm immer die Geschichte Bahaluls, jenes Hofpoeten und Hofnarren des Chalifen Haraun al Raschid ein, der gleich in der ersten Hochzeitsnacht von der Seite seiner jungen Gattin entflohen war. Als ihn der Chalif nach der Ursache seiner Flucht fragte, antwortete er: er habe aus dem Bauche seiner Gattin so viel Geschrey nach Weiberschmuck, so viel Kindergekrächze, und Gezänk mit dem Gesinde vernommen, daß er in der Angst das Lager verlassen habe.

Wir lachten. Lassen Sie uns ernsthaft sprechen, fuhr ein Anderer fort. Ich gebe es zu, häusliche Sorgen und Abhaltungen können den Flug des schö-

nen Genies oft hemmen, und ihn auf mannichfaltige Art in seinen Arbeiten stören; aber wie oft wird der Künstler nicht durch das Band der Ehe vor den Ausschweifungen der Sinne und der Phantasie bewahrt, durch die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, zum Fleiß gespornt, und der Führung seiner häuslichen Angelegenheiten, wozu er gemeiniglich so wenig Geschick hat, durch die liebreiche Fürsorge seiner Hausgenossin überhoben!

Ja! Ja! fiel ihm derjenige, der zuerst gesprochen hatte, ins Wort: eine Haushälterin, eine Hofmeisterin, die mag dem schönen Geiste nützlich seyn, aber keine Frau! Hier erinnerte er uns an eine Anekdote aus Voltaire's Leben. Dieser große Mann hatte eines Tages seinen Kaffee mit Rosenessenz verbessern wollen, und sich dadurch ein heftiges Magenweh zugezogen. Er schellt, er schreyet nach Hülfe in seinem Bette.

Seine alte Haushälterin läuft herzu. Ich Armer, ruft er ihr entgegen, ich sterbe: ich bin verlohren! und erzählt ihr dann weinend seine Unvorsichtigkeit. Ach Herr! ruft die Haushälterin mit Unmuth: mit allem Ihren Verstande sind Sie doch dümmer als ihre Truthühner. Nun! fuhr der Eheſcheue fort, mag ſich der excentriſche Kopf meinetwegen von seiner Amme gängeln laſſen, damit er hienieden nicht in die Grube falle, während er mit den Gedanken im Empyreo luſtwandelt. Inzwiſchen würde ich doch an seiner Stelle lieber hundertmahl die Gefahr einer Kolik durch ſchlecht bereiteten Kaffee beſtehen, als diejenige, mir, wie Roußeau'n von seiner Thereſe geſchah, den Kopf vollends verrücken zu laſſen. Denn zur Schande meines ſtärkeren Geſchlechts muß ich es geſtehen, die dümmſte unter dem ſchwächern hat immer Liſt und Gewalt genug, den Mann, der vor den Augen der Welt groß iſt, in seinem eigenen

Hause so klein und elend als möglich zu machen!

Etwas Wahres liegt darin, sagte nunmehro der Vertheidiger der Ehen. Aber eben Roußeau's Beyspiel sollte uns belehren, daß Männer, bey denen eine schöpferische Einbildungskraft die Hauptfähigkeit der Seele ausmacht, in Verbindungen mit Personen ihres Geschlechts noch weit weniger glücklich seyn können, und daß sie überhaupt der Vereinigung mit einem Wesen, an das sie sich, so wie in der Ehe geschieht, ganz anschließen können, um so mehr bedürfen, je weniger sie mit der Menge zusammenpassen. Der weibliche Charakter ist duldender: seine Anmaßungen stoßen nicht leicht gegen die unsrigen an, und vermöge seines ihm so natürlichen Geschmacks am Schönen legt er weit mehr Werth auf die Vorzüge, wodurch sich der Künstler auszeichnet. Die Gattin hält sich durch die Bewunderung des Mannes, dem sie angehört,

durch die Eitelkeit, seinen Ruf zu theilen, für manches Unangenehme entschädigt, was seine Launen, die von einem genialischen Kopfe nicht zu trennen sind, herbeyführen.

Speculationen, leere Speculationen, rief hier der Gegner der Ehen. Die Erfahrung zeigt das anders. Das zärtere Geschlecht ist duldender als das unsrige: aber wie lange? Nur so lange, als es fürchtet oder liebt, und da das Genie selten Festigkeit oder Biegsamkeit genug hat, Liebe oder Furcht auf die Dauer zu erwecken, so wird es früh oder spät unter das Joch gebracht. Das Weib stößt freylich nicht gegen unsre Anmaßungen an, aber es will die seinigen durch unsre Huldigungen befriedigt wissen. Es sieht uns nicht wie Nebenbuhler: es sieht uns wie Sclaven an. Die besten unter den Frauen verlangen doch, daß man immer mit ihnen tändle, und für das höchst wichtige Geschäft, mit ihnen zu kosen, alle andern versäume!

Wir Uebrigen fanden, er übertreibe die Sache, und er hatte Niemand auf seiner Seite, als auf einmal der Fremde ihm zu Hülfe kam. Wir haben, sagte er, bis jetzt blos das Wohl des Mannes in Betracht gezogen. Aber sollten wir nicht auch das Glück der Frauen in Rücksicht nehmen müssen? Und von dieser Seite betrachtet, fürcht' ich, läßt sich viel gegen die Ehen genialischer Köpfe sagen. Menschen dieser Art haben selten Stetigkeit in ihren Neigungen und Gleichheit des Humors genug, um ihre Weiber dauerhaft zu lieben, und für ihre Zufriedenheit anhaltend zu sorgen. Ihre Kunst ist ihnen immer mehr werth, als ihre Frau. Sie müssen dasjenige, wofür sie sich interessiren sollen, aus der Ferne sehen, und, die Wahrheit zu sagen, um sie selbst auf die Länge interessant zu finden, muß man sie gleichfalls nur aus der Ferne sehen.

Wir antworteten ihm, daß die Bekanntschaft, die wir mit seiner Person

gemacht hätten, die beste Widerlegung dieser Behauptung enthielte. Aber er lehnte diese Beyfallsbezeugung von sich ab, und setzte hinzu: Trauen Sie mir in demjenigen, was ich Ihnen über das Glück solcher Ehen gesagt habe: ich rede aus Erfahrung. Wie! riefen wir alle: Sie sind verheirathet? Ich bin es, und bin es auch nicht, antwortete er, und brach die Unterredung ab. Wir durften sie nicht weiter fortsetzen, und sprachen von etwas Anderm.

Cleanth blieb noch eine Zeitlang in unsrer Stadt. Er interessirte mich: ich suchte sein Vertrauen zu gewinnen. Es gelang mir, und da ich ihn darum bat, erzählte er mir die Geschichte seines Herzens. Hier ist sie:

„Sie lernen in mir, sagte er, einen sonderbaren Charakter kennen, doch bin ich überzeugt, daß der Stoff dazu sich mehr oder weniger in allen denjenigen Personen wiederfindet, die mit einer

lebhaften und besonders schöpferischen Einbildungskraft ein leidenschaftliches, der Begeisterung fähiges Herz, und zugleich viel Sinnlichkeit und Eitelkeit verbinden. Irre ich nicht, so sind dieß Grundzüge in dem Charakter eines jeden Genies, das mit entschiedenen Anlagen zu den schönen Künsten gebohren ist. Doch gebe ich gern zu, daß die Verschiedenheit des Temperaments auch eine verschiedene Modification, besonders in Rücksicht auf die Art der Neigungen, ihre Stetigkeit und Veränderlichkeit hervorbringe.

„Ich habe von Jugend auf einen starken, unüberwindlichen Hang empfunden, mich ausschließend an gewisse Personen anzuhängen, und mit ihnen in der engsten Vereinigung zu leben. Die Bilder der Freundschaft und der Liebe haben für mich von jeher den höchsten Reiz gehabt, und haben ihn auch noch jetzt. Ich bin von vielen Menschen, die mich genauer kennen,

geachtet:

geachtet: es giebt ihrer Viele, die sich für mich interessiren. Aber Alle aus einer gewissen Entfernung! Bey einer unbefangenen Prüfung muß ich mir sagen, daß ich keinen einzigen wahren Busenfreund unter meinem Geschlechte besitze, der in ungetrennter Vereinigung mit mir leben mögte, und daß die Weiber, die ich, und die mich geliebt haben, kein wahres Glück in der Verbindung mit mir gefunden haben. Dieser Gedanke macht den Grund der Traurigkeit aus, die Sie an mir bemerkt haben müssen. Ich bin nicht übelgeartet: ich bin unfähig jemanden zu hassen, ihm wissentlich und mit Absicht zu schaden: ich fühle mich einer gänzlichen Hingebung und der größten Aufopferungen fähig; — und habe keinen Freund, keine Geliebte! Woher kömmt das? Was liegt dabey zum Grunde?

„Besäße ich mehr von dem Stolze, der mit dem cholerischen Temperamente verbunden zu seyn pflegt, so würde ich

die Schuld ganz auf fremde Rechnung, auf den Neid der Männer, auf die Launen der Weiber, und auf die Unfähigkeit Beyder setzen, mir in meinen liebenden Gesinnungen gleich zu kommen. Wohl eher habe ich mich mit einer solchen Ueberzeugung für die Versagungen, die ich erfahren habe, getröstet. Aber je älter ich werde, je mehr sich das Andenken an meine früheren Verbindungen von mir entfernt, um so uneingenommener für mich selbst muß ich die Verhältnisse beurtheilen, in denen ich zu meinen ehemaligen Verbündeten gestanden habe, um so unzweydeutiger drückt sich mir die Gewißheit auf: ich allein war Schuld an der Entfernung, die zwischen uns früher oder später eintrat.

„Ich lege mir jetzt die Strafe gern selbst auf, meine Vergehungen zu bekennen, und dieß ist eine der Ursachen, warum ich so offenherzig mit Ihnen rede. Vielleicht können Sie aber auch

aus meinen Fehlern Lehre und Warnung schöpfen, ähnliche zu vermeiden.

„Ich will Ihnen zuerst sagen, wie es mir in meinen Jünglingsjahren mit jungen Männern meines Alters ging, die ich mir zu Freunden verbinden wollte.

„Gemeiniglich zogen mich die glänzenden Eigenschaften an, die ihnen Ansehn in der Gesellschaft gaben, in der wir zusammen lebten; oft aber gründete sich meine Zuneigung auf eine eigene Ueberzeugung von ihrem Werthe. Es mochte aber das eine oder das andere, bey dem Zuge zu ihnen hin, ursprünglich zum Grunde liegen, so entwarf ich mir doch bald ein Bild von ihren Vollkommenheiten, das ich von ihrer Person nicht mehr zu trennen im Stande war, und das mich bald völlig begeisterte. Ich gerieth in die höchste Leidenschaft, vergaß mich selbst, und war der größten Aufopferungen für den

Freund fähig, dessen Herz ich zu besitzen strebte. Bey dieser gänzlichen Hingebung verlor ich aber alle Selbstständigkeit, versäumte alle Rücksichten der Klugheit, überließ mich der unvorsichtigsten Offenherzigkeit, machte mich zu Dingen anheischig, die meine Kräfte überstiegen, und erweckte dadurch zu gleicher Zeit das widrige Gefühl des Uebertriebenen, die Ahnung der Anmaßung und des Unwahren, die Antipathie gegen das Auf- und Andringende, und endlich die Wahrnehmung einer Menge kleiner Schwächen, die ein ganz unbewachter Zustand unsrer Sinnlichkeit so leicht herbeyführt. Die natürliche Folge davon war, daß meine Freunde zurückhaltender wurden, so sehr sie im Anfange durch gewisse Annehmlichkeiten meines Umganges angezogen gewesen waren, daß sie sich in mir betrogen zu haben glaubten, und mich vielleicht für andre, weniger interessante, aber behutsamere Menschen vernachlässigten. Sobald ich dieß bemerkte, zog

auch ich mich zurück, fing an mich zu bewachen, ward aber auch nun bey dem geringsten Verdacht eines Mangels an Achtsamkeit auf meinen Werth von Seiten meiner Freunde empfindlich, und zerstörte dadurch das Vertrauen und die Sicherheit, welche den höchsten Reiz der Freundschaft ausmachen. War ich dann erkaltet, so trat meine Selbstheit, welche die Leidenschaft nur unterdrückt hatte, in alle ihre Rechte ein. Bey wichtigen Vorfällen, da, wo meine Vernunft zum Nachdenken aufgefordert wurde, war ich noch großer Aufopferungen für diejenigen, die ich einmal geliebt hatte, fähig; und in dieser Rücksicht kann ich immer sagen, daß ich Freund von meinen Freunden bin. Sie werden mich nie einer Schändlichkeit gegen sie beschuldigen, oder mich vergebens um eine Gefälligkeit ansprechen. Aber in dem gewöhnlichen Gange des Lebens verlier' ich sie leicht aus dem Gesichte, und lasse es oft an den feineren Aufmerksamkeiten fehlen, wodurch

ein warmes und liebendes Herz den stets regen Wunsch, zu verbinden, ankündigt.

„Ich hatte besonders während meiner academischen Jahre einige unglückliche Versuche in meinen Freundschaften mit Männern gemacht, und diese Erfahrungen hatten einen großen Antheil an dem Wunsche, den ich hegte, in häuslicher Verbindung mit einem geliebten Weibe das Glück zu finden, zu dem ich mich damals noch so fähig hielt, und ohne welches mir das Leben von so wenigem Werthe scheint.

„Ich war mit Elisen, — derjenigen Person, die nachher meine Gattin wurde, — aufgewachsen, und wir hatten uns als Kinder sehr lieb gehabt. Schon bey unsern Spielen hatten wir uns wechselseitig den Namen von Gatten gegeben, und häufig Scenen aus dem häuslichen Leben angestellt. Ich war nachher auf Schulen und Univer-

ſtäten gegangen, und von Eliſen getrennt worden, aber ihr Bild und das Andenken an unſre kindiſche Vertraulichkeit hatte ſich immer in die Hoffnungen und Wünſche gemiſcht, die ich ſo gern von häuslicher Glückſeligkeit nährte. Als ich nach vollendeter academiſcher Laufbahn ins väterliche Haus zurückgekehrt war, brachte mich die Nachbarſchaft wieder mit Eliſen zuſammen, und ich erſtaunte über dasjenige, was ſie unterdeſſen an Vorzügen des Körpers und der Seele gewonnen hatte. Sie vereinigte eine der edelſten und ſchönſten Geſtalten mit nicht gewöhnlicher Bildung des Geiſtes und des Herzens. Wir erinnerten uns bald an die Verhältniſſe unſerer Kinderjahre, und da wir auch jetzt eine große Uebereinſtimmung in unſern Neigungen und in unſerm Geſchmack an den ſchönen Künſten, an den einfachen Freuden des Landlebens, und beſonders an den Bildern edlerer und ſchönerer Liebe fanden, ſo hielt es dem Jünglinge nicht ſchwer,

Rechte über Elisens Herz zu erhalten, worauf schon der Knabe Ansprüche gehabt hatte. Wir gelobten uns wechselseitige Treue, und ich war sogleich darauf bedacht, mir Elisens Besitz durch ein gesetzliches Band zu sichern.

„Meine Eltern widersetzten sich diesem Wunsche. Sie fragten, wornach ich Dichter und Verliebter nicht gefragt hatte: woher wir die Mittel zu unserm Unterhalte nehmen wollten? Elise hatte durchaus kein Vermögen. Meine Eltern lebten zwar im Wohlstande, aber dieser gründete sich auf eine einträgliche Bedienung, in der mein Vater stand. Nach seinem Tode war mein Erbtheil nicht groß genug, um eine Familie davon zu ernähren. Ich hatte eine Lebensart erwählt, die mir keinen gewissen Erwerb versprach. Ich hatte mich auf die schönen Wissenschaften gelegt, und war entschlossen, entfernt von Geschäften mich der süßen Muße eines privatisirenden Gelehrten zu weihen.

Meine Eltern hatten sich diesen Plan nach einigem Widerstande gefallen lassen: aber sie suchten jetzt um so mehr eine Verbindung zu hindern, die durch das Drückende der Nahrungssorgen, die sich voraussehen ließ, die gegründetsten Besorgnisse für die Zukunft erweckte.

„Dieß Hinderniß hob unsre Leidenschaft bis zur höchsten Stufe. Wir sahen uns verstohlener Weise: wir schrieben im Geheimen an einander: Wir begeisterten uns mit entzückenden Aussichten in eine glücklichere Zukunft. Der Reiz, den diese mangelhafte und oft gestörte Vereinigung mit sich führte, bestärkte uns in der Hoffnung, dereinst nach Wegräumung aller Schranken, die uns jetzt noch trennten, zu der höchsten Seligkeit zu gelangen, deren der Mensch in dieser Unterwelt fähig ist. So vergingen ein Paar Jahre: meine Eltern starben, und Elise ward meine Gattin!

„Wir wollten nun die verlorne Zeit wieder einbringen: wir wollten uns

ganz besitzen, ganz genießen, ohne daß das Geräusch der Welt uns stören, oder irgend eine Neigung, die nicht ihre Quelle und ihren Zweck in uns selbst fand, etwas von den Gefühlen der Liebe ableiten könnte. Wir flohen unsre bisherigen Freunde und Bekannte: wir zogen auf's Land, und nahmen in einem Dorfe, wo wir ganz unbekannt waren, eine kleine aber nette Wohnung in einer Bauernhütte ein. Ein Zimmer vereinigte uns Beyde, und wir verließen es nicht anders, als um in den umliegenden einsamen, aber romantischen Gegenden die Scenen unsrer einfachen Unterhaltungen zu vervielfältigen. Unter Liebkosungen und zärtlichem Geschwätze schliefen wir ein: mit Küssen und süßen Neckereyen weckten wir uns wieder. Spiele der Liebe waren den Tag über unsere einzige Beschäftigung: die geringsten Kleinigkeiten wurden uns wichtig, und gaben hinreichenden Stoff zur Unterredung her. Oft saßen wir auch in stiller

Dämmerung, ohne durch Wort und Blicke mit einander zu reden, blos von dem Gefühle ausgefüllt, daß wir so einfältig bey einander und ganz allein genug, und von der Welt eben so vergessen wären, als wir sie vergessen hatten. Selbst die Entbehrung mancher Bequemlichkeit, die uns unser beschränktes Vermögen auflegte, war uns theuer, und schien uns noch mehr an einander zu fesseln. Wir freueten uns des kärglichen Mahls und der ungewohnten Handarbeiten, die wir bey der Einrichtung und Besorgung unsers Haushalts übernehmen mußten. Welch eine Zauberwelt, in der wir den ersten Frühling zubrachten! Drey glückliche Monden, in denen die Wirklichkeit Alles übertraf, was unsre Phantasie von dem Genuß einer gänzlichen Vereinigung geträumt hatte!

„Ein heißer Sommer folgte auf diesen Frühling.“ Wir konnten weniger spatzieren gehn: wir saßen mehr ge-

gen einander über. Die Schwüle der Luft machte mich träge, meine Trägheit zeugte Langeweile. Ich bemerkte, daß mein Kopf sehr leer an Ideen würde, und daß ich mit Elisen immer von der nämlichen Sache spräche. Ich fand, daß wir in unsern Liebkosungen zuweilen ein wenig kindisch, und bey unsern Neckereyen zuweilen ausgelassen wären. Die Langeweile ging hin und wieder in Ungeduld über!

„Ich that meiner Frauen den Vorschlag, daß wir zusammen ein gutes Buch lesen wollten. Himmel! rief sie, fühlst du schon jetzt dieß Bedürfniß? — Ich versicherte sie, daß nur das Bestreben, den Genuß unsers Umgangs so vollständig als möglich zu machen, mir diesen Wunsch einflößte. Sie schwieg, und wir lasen. Allein wir fanden Beyde etwas Fremdes in dieser Unterhaltung: unsre Herzen konnten ihr kein Interesse abgewinnen. Oft nahmen wir wieder unsre Zuflucht zu dem vori-

gen kosenden Zeitvertreibe, ohne den Reiz, der ihn vorhin belebt hatte, wieder darin anzutreffen!

„Nach und nach fingen wir an, ein Paar Charakterfehler an einander zu bemerken, die uns auf der Höhe der Leidenschaft und in einer entfernteren Lage minder aufgefallen waren. Es hängt ganz mit meinem leidenschaftlichen Charakter zusammen, daß ich leicht aufbrause, und im ersten Augenblicke der Heftigkeit eben so unfähig bin, Widerspruch zu vertragen, als ungeschickt, die schonendsten und schicklichsten Ausdrücke beym Ausbruch meiner Unzufriedenheit zu wählen. Den Augenblick darauf sehe ich mein Unrecht ein, ich bitte gern um Verzeihung. Aber überzeugt, daß ich nicht aus Vorsatz fehle, und mir selbst des Tons, den ich in der Zeit der Aufwallung gebraucht habe, in kälteren Momenten unbewußt, begreife ich nicht, wie der Beleidigte mein Betragen nicht sofort vergessen kann, und

sein fortgesetzter Unmuth reißt mich leicht zu neuen Vergehungen hin.

„Elise hat viel mehr Gewalt über sich selbst! Sie ist behutsam, sie hat den feinsten Anschlag für Alles, was Andere beleidigen kann. Aber sie besitzt auch ein hohes Gefühl ihrer Würde, und sie übertreibt vielleicht die Zartheit, mit der sie die Vernachlässigungen und Beleidigungen Anderer fühlt. Sie ist einer starken Anhänglichkeit fähig, aber ich glaube ihr nicht Unrecht zu thun wenn ich behaupte, daß sie für ihre Hingebung allemahl durch ausschließliche Beherrschung des geliebten Gegenstandes belohnt sehen will. So lange sie dieß Gefühl hat, duldet sie gern Alles: sobald sie aber hierin Versagung findet, zieht sie sich in sich selbst zurück, und sucht sich vor der Gefahr zu bewahren, von Andern beherrscht zu werden. Alsdann wird sie leicht gekränkt, brütet im Stillen über ihrem Kummer, und verzeiht zwar, aber vergißt nie die beleidigende Begegnung.

„So lange die Schwärmerey unserer Liebe gedauert hatte, hatte auch das Gefühl der Abhängigkeit meines ganzen Wesens von der angebeteten Gattin mich, ohne es zu wissen, aufmerksam auf jeden ihrer Wünsche, sanft und nachgiebig gemacht. War ich auch vorübergehend in einen Fehler meines aufbrausenden Charakters gefallen, so hatte Elise, überzeugt von meiner Liebe, diesen leicht und willig ertragen. Je mehr ich aber anfing, mich an die Ideen des vollkommensten Besitzes ihrer Person und ihres Herzens zu gewöhnen, um desto mehr überließ ich mich auch der ursprünglichen Anlage meines Charakters: und je mehr Elise sich von der Abnahme meiner Leidenschaft überzeugte, um desto empfindlicher ward sie gegen meine Unbesonnenheiten.“

„Was diese noch sehr vermehrte, war der Umstand, daß wir uns einer gegen das andere Alles erlaubt hatten,

was nicht der Sittlichkeit und der Liebe geradehin zuwider lief. Bey der engen Vertraulichkeit, die zwischen uns herrschte, schienen die Gesetze des Anstandes und der Urbanität überflüssige und beschwerliche Einschränkungen zu seyn, deren wir auf alle Weise uns zu entledigen suchen müßten. Ihre Ueberschreitung diente uns sogar oft zur Belustigung, und erhöhte das Gefühl unserer innigen Vereinigung. So lange unsre Herzen völlig vor einander offen lagen, hatte dieß Betragen weiter keine Folgen. Aber kaum fingen wir an, Zweifel in die Allgewalt unserer Liebe zu setzen, so fanden wir auch in diesem Gehenlassen einen Mangel an gegenseitiger Achtung, und die Gewohnheit, uns gar nicht zu bewachen, erschwerte besonders mir den Kampf gegen die Ausbrüche meiner Heftigkeit.

„Ich fühlte, daß wir Etwas zwischen uns stellen müßten, das uns wieder etwas mehr von einander entfernte, indem

es uns weniger auf uns selbst einschränkte. Ich nahm mir vor, zu meinen Studien zurückzukehren, und durch Ausarbeitung eines gröſsern Werks meiner unruhigen Thätigkeit eine bestimmte Richtung zu geben. Ich eröffnete diesen Plan meiner Frauen. Sie schwieg: eine Thräne trat in ihr Auge. „Daß die Leidenschaft bey dir endigen „würde, sagte sie endlich, das hatte ich „erwartet: daß es so früh geschehen „würde, das erwartete ich freylich „nicht. Doch! da die Liebe dein Herz „nicht mehr ausfüllen kann, so hast „du Recht, für etwas Anders zu sor„gen, das ihre Stelle vertrete!“ — Ich versicherte sie, daß meine Liebe für sie noch immer die nemliche sey, und daß das Hülfsmittel, das ich zur Unterhaltung herbeyzöge, die Reize unsers Umgangs nur erhöhen würde. Ich machte ihr eine sehr dichterische Beschreibung von der glücklichen Lage eines Künstlers, der an der Seite seiner Gattin arbeitet, und in ihrer Gesell-

schaft einen erhöheten Antrieb zu seinem Kunstfleiße, und dessen Belohnung findet. Elise lächelte bitter. Ich fand sie sehr egoistisch, und glaubte, es mir und ihr schuldig zu seyn, meinen Vorsatz auszuführen. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch.

„Inzwischen hatte dieser Ausweg keinesweges die Folge, mein häusliches Glück zu vermehren. Anfangs fühlte ich mich unschlüssig über die Wahl meiner Arbeiten: ich war der Sammlung meiner Gedanken und der Anstrengung meines Kopfs entwöhnt, und dieß Gefühl meiner Geistesschwäche gab mir eben keine heitere Stimmung. Elisen geht dieser Zustand nah, und sie nimmt daher aufrichtig Theil daran, als ich ihr endlich mit Freude den gefundenen Plan zu meinem Heldengedichte mittheile. Aber dieser Plan und seine Ausführung fangen nun an, mich zu begeistern, und raffen mich ganz hin. Ich habe keinen andern Gedanken, kein

anderes Gefühl. Ich unterhalte meine Frau nur von meinem Werke. Sie hört mich anfangs mit Liebe an, nach und nach mit Gleichgültigkeit, endlich mit Langerweile. Ich bemerke es: es giebt Veranlassung zu Auftritten heftigen Aufbrausens von meiner, stiller Empfindlichkeit von ihrer Seite. Nun schweige ich, aber vertieft in meine Träumereyen sitze ich selbst bey Tische bey ihr, ohne etwas zur Unterhaltung beyzutragen, ohne auf dasjenige, was sie zu der meinigen hervorsucht, zu achten.

„In der That! Elise war zu bedauern. Sie, die kurz zuvor ihre einzige Freude in meinem Umgange gesucht, die höchste Seeligkeit darin gefunden hatte, sie sah jetzt einen andern Gegenstand mein Herz ausfüllen, und fand, abgerissen von allem andern Umgange, auf dem Lande, im Winter, beschränkt auf die Besorgung eines kleinen Hauehalts, auf weibliche Handar-

heiten, und eine zwecklose Lectüre, durchaus nichts, was sie für jenen Verlust auch nur von ferne schadlos halten konnte. Fühlte ich denn das nicht? Allerdings! Aber wie es Köpfen meiner Art geht; ich hätte gern Alles hingegeben, um Elisen glücklich zu machen, Alles, — nur nicht mein Heldengedicht! Die Leidenschaft, mit welcher ich daran hing, verhärtete mein Herz, und ich hatte Augenblicke, in denen ich meine Gattin und ihre Unzufriedenheit als Störung in dem heißen Wunsche, meinem Werke die höchste Vollkommenheit zu geben, verwünschen konnte. Ich fand es dann unbegreiflich, daß meine Frau sich nicht durch die hohe Idee der Größe meines Unternehmens begeistert fühlte, und durch den Antheil, den sie als meine Gattin an dem Ruhme, der es unausbleiblich krönen müßte, nehmen würde, für alle Unannehmlichkeiten meines Umgangs in diesem excentrischen Zustande schadlos gehalten fände. Ich ging sogar zuweilen so weit,

mich sehr unglücklich zu fühlen, daß ich, der ich bey meiner Arbeit Aufmunterung und Heiterkeit des Geistes bedurfte, stets ein Gesicht neben mir sehen sollte, auf dem sich ein schlecht unterdrückter Gram und Langeweile abmahlten.

„So entstand nach und nach bey mir die Ueberzeugung, daß es für die Ausbildung meiner Talente und für die Vollkommenheit meiner Werke viel zuträglicher gewesen seyn würde, nicht zu heirathen. Mehrere Umstände kamen hinzu, dieß Gefühl zu verstärken. Unser beschränktes Vermögen legte mir die Entbehrung manchen Hülfsmittels zu Erweiterung meiner Kenntnisse auf: ich konnte den Vorrath meiner Bücher nicht vermehren: ich konnte durch keine Reisen Sitten und Menschen kennen lernen: ich lebte getrennt von gebildeten Freunden, deren lehrreicher Umgang, deren Wetteifer meinen Geist gehoben haben würde. Das Zusam-

menleben mit meiner Gattin in einem Zimmer brachte häufige Störungen in meinen Meditationen hervor, legte uns Beyden manchen Zwang auf, und vermehrte die Veranlassungen zu kleinen Zwisten, indem es mir die Freyheit raubte, meinen Launen zu entfliehen. Noch fühlte ich nur eine Abneigung gegen meine Lage, und nicht gegen die Person, deren Verbindung mit mir sie hervorbrachte. Aber ich war nicht Herr genug über mich selbst, jene Unzufriedenheit mit den Banden, die ich übernommen hatte, nicht zuweilen durchbrechen zu lassen. Für einen so hohen und stolzen Charakter, als Elise besitzt, läßt sich nichts Schrecklicheres denken, als die Vorstellung, einem Andern zur Last zu seyn. Aber sich selbst ihres Werths und der eifrigen Bemühung bewußt, mit der ich noch vor kurzem nach dem Besitz ihres Herzens gestrebt, und ihn zu keinem Preise zu hoch erringen zu können geglaubt hatte; sah sie in meinem Betragen nur die schwär-

zeste Undankbarkeit, und einen niedrigen Eigennutz, der die Freuden der Liebe durch Aufopferung einer einsiedlerischen Selbstgenügsamkeit zu theuer erkauft hielt. So wie ich dadurch in ihrer Achtung verlor, so gewann sie an Stärke, den Verlust meiner Zuneigung, den sie für ausgemacht hielt, zu ertragen. Nun versiegten ihre Thränen, und sie begegnete mir mit jener frostigen Höflichkeit, wodurch man Andere in der gehörigen Entfernung zu halten sucht, um unsrer eigenen Würde nicht zu nahe zu treten. Ich nahm dieß Betragen für die Aeußerung eines ungebändigten Dünkels und Eigensinns, und nunmehr, ich gesteh's, glaubte ich, ihr Undankbarkeit vorwerfen zu können, da ich durch unsre Ehe an äußeren Vortheilen viel mehr als sie aufgeopfert hatte. Ja! in dieß Gefühl mischte sich nun auch die Vorstellung, daß ich als Mann, als Hausvater, höhere Vorrechte von der Natur angewiesen erhalten hätte, und daß es Pflicht für meine

Gattin sey, mir nachzugeben, und meiner Launen zu schonen.

„Ich läugne es nicht, nunmehro fühlte ich auch deutliche Anwandlungen einer Abneigung gegen Elisens Person. Sie waren jedoch anfangs nur vorübergehend. Im Ganzen liebte und achtete ich meine Frau, und ich glaube, daß wir in einer andern Lage uns unentbehrlich geworden wären. Ich schwatzte außerordentlich gerne mit ihr: ich verstand mich mit ihr auf's halbe Wort: wir hatten in den mehresten Stücken einerley Grundsätze, einerley Empfindungen. Nur unsre Launen und Fehler, ihre Zartheit, meine genialische Leidenschaftlichkeit, paßten nicht zusammen. Oft warf ich mich vor ihr auf die Kniee, bat meiner Unbesonnenheiten wegen um Verzeihung, und flehte, daß sie sich in mich schicken lernen, und auch über ihre kleinen Fehler wachen mögte. Allein dergleichen Erklärungen helfen zu nichts, als die Erbitterung zu

vergrößern. Meine Frau wollte nie etwas von unsern Zwisten auf eigene Rechnung nehmen: allemahl sollten meine Vernachlässigungen, mein Mangel an Delicatesse und Liebe einziger Grund unserer Zänkereyen seyn. Oft nahm ich denn auch die ganze Schuld auf mich, bewachte mich einige Tage lang, und so lange dieß währte, ging Alles gut. Aber ich ward dieses ewigen Gefühls von Superiorität oft überdrüssig, verfiel von neuem in meine angewöhnten Fehler, und sah mich wieder durch das Schmollen meiner Gattin dafür bestraft.

„Auf solche Art wurde in unsrer Beyder Herzen der Wunsch nach Trennung vorbereitet. Jetzt ereignete sich ein Umstand, der diesen Wunsch zur Wirklichkeit brachte.

„Der Besitzer eines adelichen Gutes in der Nähe des Dorfs, auf dem wir wohnten, kam von Reisen zurück.

Er besuchte uns: er war sehr für die Welt gebildet: er sprach sehr gut, und ich ward für ihn mit aller der Heftigkeit eingenommen, die ich in Alles brachte, was ich mit Interesse anfing. Er schien anfangs eben so viel Vergnügen an meinem Umgange zu nehmen, als ich an dem seinigen, und nun ging meine Freundschaft für ihn in wahre Leidenschaft über. Bald aber glaubte ich zu bemerken, daß er mich vernachlässige, dann, daß meine Frau mehr Antheil an seinen häufigen Besuchen in unserm Hause als ich habe, und daß er ihr ausgezeichnete Aufmerksamkeiten beweise. Ich kann es nicht ohne Erröthen gestehen: ich war so schwach, so elend, Neid gegen meine Frau zu empfinden, daß sie mir von dem interessanten Manne vorgezogen würde, und dieser Neid ward dadurch noch vermehrt, daß ich ihn bey einigen häuslichen Zwisten, deren Zeuge er war, auf ihre Seite treten sah. Bald glaubte ich nun auch überzeugt zu seyn, daß

meine Frau die Huldigungen des Fremden mit besonderer Gunst aufnähme, und diese Entdeckung erweckte minder die Besorgniß, sie zu verlieren, als einen Groll gegen sie, daß sie mir Unruhe zu machen, und gegen ihn, daß er zum Dank für meine Freundschaft sich zu den Zwecken meiner Widersacherin gebrauchen ließe. Endlich kam ich auf die Idee, daß ein heimliches Verständniß zwischen ihnen obwalte, und daß sie Beyde darin übereingekommen wären, mich zu hintergehen. Dieser Gedanke entflammte meine ganze Einbildungskraft. Es bemeisterte sich meiner eine leidenschaftliche Neugier, eine Art von Sucht, hinter die Wahrheit zu kommen, wobey die Ehre meines Scharfsinns und meiner Combinationskunst auf dem Spiele zu stehen schien. Ich empfand neben der quälendsten Angst, wirklich betrogen zu werden, und ein Gegenstand des Spottes für das gegen mich verschworne Paar zu seyn, die brennendste Begierde, die Verräther zu

ertappen, und sie durch unzweydeutige Beweise ihrer Pflichtvergessenheit und ihres Undanks überführen zu können. Von nun an hatte ich keine Ruhe und Rast. Ich verabscheuete mich selbst, und fand mich doch unwiderstehlich zum spähenden, und für meine Frau und meinen Freund beleidigenden Argwohn hingerissen. Ich arbeitete nicht mehr an meinen Geisteswerken: ich kämpfte gegen mich selbst an, und beobachtete Elisen. Diese Lage erhöhete meine Empfindlichkeit und mein aufbrausendes Wesen in ungewöhnlicher Maaße. Anfangs hielt mich meine Frau für physisch krank, und bezeugte mir einiges Mitleid, so sehr sie durch meine üble Laune zu leiden hatte. Als ich aber endlich bey einer gewissen Veranlassung meinen Argwohn nicht mehr zurückhalten konnte, und durch die erniedrigendsten Vorwürfe zu einer der heftigsten Scenen Veranlassung gab, ward meine Frau durch dieß wirklich aller wahren Liebe und Achtung so ganz entgegengesetzte

Betragen dergestalt empört, daß sie, ohne sich zu rechtfertigen, und ohne mir irgend weitere Vorwürfe zu machen, mir ankündigte, daß sie entschlossen sey, mich auf einige Zeit zu verlassen, und sich zu einer Anverwandtin zu begeben, die ziemlich weit von unserm Wohnorte entfernt lebte.

»Ich war so erbittert, und sah diese Trennung so sehr als das einzige Mittel an, wieder zur Ruhe zu kommen, daß ich mit Vergnügen darein willigte. Aber kaum befand ich mich allein, kaum hatte ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erlangt, als ich die Schuld aller Mißverständnisse zwischen meiner Frau und mir ganz auf meine eigene Rechnung nahm. Die Erinnerung an die glücklichen Zeiten des Anfangs unsrer Ehe stieg mit den schönsten Bildern in meiner Seele auf, und es dauerte nicht lange, so ward ich von ihrem Andenken ganz begeistert. Ich sehnte mich nun nach einer baldigen Wiedervereini-

gung mit Elisen, und schrieb ihr die leidenschaftlichsten Briefe, um sie dazu einzuladen.

„Unterdessen fiel ihr eine ansehnliche Erbschaft von einem reichen Onkel zu, der sich in Westindien niedergelassen hatte, und dessen Aufenthalt der Familie unbekannt geblieben war. Sie meldete es mir, und zeigte mir zugleich an, daß sie selbst nach dem andern Welttheile hinüber gehen müßte, um diesen Nachlaß zu heben. Bald darauf erhielt ich einen andern Brief, worin sie mir bereits ihre Abreise und den Entschluß ankündigte, in mehreren Jahren nicht nach Europa zurückzukehren.“

„Ich beschwöre dich, schrieb sie mir, „willige in diesen Plan, den die Klug„heit, und selbst die Liebe anräth. — „Lebe für deine Kunst: suche in ihr „dein Glück und deine Ruhe, und glau„be mir, du wirst sie nur darin finden! „Du kannst kein Herz, das sich an dich

„kettet, auf lange Zeit glücklich machen,
„und du wirst nie in engerer Vereini-
„gung mit einem zärtlichen Weibe glück-
„lich seyn. Darum werde ich auch nie
„in eine Ehescheidung willigen, die dir
„die Freyheit liefse, ein anderes Band
„zu knüpfen. Ich weiß, es würde nicht
„glücklicher für dich seyn, als dasjeni-
„ge, das auf eine kurze Zeit mir Freu-
„den bereitet hat, deren kurze Dauer
„ich Lebenslang betrauern werde.“ —

„Mein Zustand gränzte an Ver-
zweiflung nach Lesung dieses Briefes.
Nie hatte ich meine Frau so leiden-
schaftlich geliebt, als jetzt, da ich sie
verloren hatte. Ihr Bild stand mir
unaufhörlich zur Seite. Unsere Woh-
nung, unsre Spatziergänge, die so öde
und leer waren, riefen die süßesten und
zugleich schmerzhaftesten Erinnerungen
in meine Seele zurück. Die Einsam-
keit auf dem Lande wurde mir unerträglich, und da ich jetzt, als ein einzel
ner Mann, ein zureichendes Einkom-

men besaß, um selbst in einer großen Stadt mit Bequemlichkeit leben zu können, so wählte ich Hamburg zu meinem künftigen Aufenthalte. Ich nahm mir fest vor, hier den Rath meiner Elise zu befolgen, mich ganz ihrem Andenken und der Kunst zu weihen, und ohne alle engere Verbindung die Zerstreuung, deren ich bedürfen würde, im weiteren Umgange mit der größern Gesellschaft zu suchen. Nach diesen Grundsätzen richtete ich denn auch meine Lebensweise ein. Ich arbeitete viel, und besuchte zu meiner Erholung das Schauspielhaus, die Kaffeehäuser, und einige ausgesuchte Zirkel von Bekannten. Die Neuheit der Gegenstände, der Reichthum an Ideen, den die Menge von Beobachtungen, die ich in dieser interessanten Stadt zu machen Gelegenheit fand, herbeyführte, zerstreueten nach einiger Zeit den Schmerz, den ich über die Trennung von meiner Gattin empfand. Ihr Bild wurde immer schwächer. Kurz! ich lernte sie zu entbehren,

behren, ja! ich fühlte sogar, daß das ungebundene und gesellige Leben, das ich führte, meinem Geschmack und meiner Bestimmung sehr angemessen sey. Elise behielt noch ferner meine Achtung. Ich verfolgte ihr Schicksal mit zärtlichem Antheile, aber ich fühlte nicht das geringste Bedürfniß, mich wieder mit ihr zu vereinigen.

„So verging ein Jahr! Nun aber fing meine Ungebundenheit an, mir wieder Langeweile zu machen, und ich fühlte in meinem Herzen eine gewisse Leere, die nichts auszufüllen vermochte. Ich war von Allen wohlgelitten, aber ich gehörte Keinem an: Jeder ging seinem Vergnügen nach, und ich war keinem etwas mehr, als ein Mittel zu seiner Unterhaltung, das er in jedem Augenblicke mit einem andern austauschte, wenn ich ihm dazu nicht mehr tauglich schien. Niemand hatte Lust, meine Launen zu tragen, oder mich auch dann zu dulden, wenn ich nicht aufgelegt

war, Andere zu belustigen. Niemand freuete sich, wenn ich des Abends zu Hause kam: Niemand wollte, wenn ich unpäßlich war, stille, und auf meine Bequemlichkeit passend, an meiner Seite ausdauern. —

„Um das Bedürfniß der Häuslichkeit, das ich fühlte, einigermaßen zu stillen, ließ ich mich in eine Verbindung mit einem Mädchen von niedrigem Stande ein, und suchte dieser den Schein einer Ehe zu geben. Aber ich fühlte bald, daß ein solches Verhältniß alle Unvollkommenheiten der Ehe, aber keinen ihrer Vorzüge mit sich führe. Die Person, mit der ich mich auf solche Art verband, besaß ziemlich viel körperliche Reize, einen gesunden, aber unausgebildeten Verstand, und kein übel geartetes Herz. Dieß reichte für mich zu, so lange noch die Erinnerung an die Quaal meiner vorigen Einsamkeit lebhaft war, und der Reiz der Sinnlichkeit mich fesselte. Aber beydes verschwand bald, und

machte der drückendsten Langenweile Platz. Der Mangel an feineren Gefühlen brach bey dem Mädchen an unzähligen Seiten durch: und da ihr Geist leer von Vererkenntnissen war, so konnten die Gegenstände, die meinen Geist beschäftigten, von gar keinem Interesse für sie seyn. So erlag ich oft dem drückenden Zwange, meine Gefühle und Gedanken zurückhalten zu müssen, weil ich nicht verstanden werden konnte. Unsre Unterhaltungen beschränkten sich also auf ein elendes Geschwätz, wobey ich mehr den gefälligen Zuhörer, als den interessirten Theilnehmer abgab. Das Schlimmste aber war, daß die Person Anmaßungen auf mein Herz, auf Aufmerksamkeit, und sogar auf Auszeichnungen vor meinen Bekannten machte, die mit der Art, wie ich sie und mein Verhältniß zu ihr betrachtete, und wofür ich mich im Grunde selbst schämte, im offenbaren Widerspruche standen. Sie trotzte auf Aufopferungen, die sie mir gebracht zu haben glaubte, und

leitete daraus Verbindlichkeiten her, auf die sie eine völlige Herrschaft über mich und mein Haus gründete. Nichts fällt auf die Länge so unerträglich, als das Gefühl einer Abhängigkeit, in der wir gegen andere blos durch das Gefühl einer begangenen Schwachheit gehalten werden. Zum Glück für mich suchte sich das Mädchen durch eine Untreue für meine Gleichgültigkeit zu rächen. Ich nutzte die Entdeckung mit Vergnügen, um sie mittelst einer anständigen Versorgung von mir zu entfernen.

„Ich ward bald darauf mit einer Dame von Stande bekannt, die sich durch ungewöhnliche Bildung des Geistes und viele gesellige Liebenswürdigkeit auszeichnete. Sie war unglücklich verheirathet, und die Gleichheit unsers Verhältnisses, so wie unsers Geschmacks, brachte uns bald in nähere Verbindung. Zu dem Vergnügen einer geistreichen Unterhaltung, das uns der Anfang unserer Verbindung gewährte, gesellte sich

bald die Eitelkeit, uns einander ausschließend zu gefallen. Dann mischte sich das Herz mit ein, und so gingen wir mehrere Stufen der Vereinigung bis zur Leidenschaft durch, die jedoch das Pflichtgefühl der Dame von gröberen Verirrungen frey erhielt. Die Neuheit dieses Verhältnisses, und der Stolz, über die Sinnlichkeit zu siegen, begeisterten mich, und da ich nie Maaße in meinen Neigungen zu halten weiß, und unvermögend bin mich zu bewachen, so beging ich bald Unvorsichtigkeiten, die unsre Verbindung in einem für die Gesellschaft lästigen und beynahe lächerlichen Lichte erscheinen ließen. Der Mann, nicht eifersüchtig auf die Zuneigung seiner Frauen, aber auf seinen Ruf, legte unserm Umgange Hindernisse in den Weg. Nunmehr ward der Genuß, den wir aus unsrer Liebe zogen, beynahe ganz idealisch, und die Quaalen, welche sie mit sich führte, überwogen bey weitem ihre Freuden. In den Stunden, worin mir am mehrsten an

Gesellschaft gelegen gewesen wäre, fand ich mich allein, und wenn ich meine Geliebte sah, so geschah es nicht anders, als in größeren Zusammenkünften, oder doch unter den Augen lästiger Zeugen. Im steten Kampfe gegen verbotene Wünsche, unter dem Zwange des Anstandes, wurde ich noch überher ein Raub jener unbestimmten Eifersucht, die von solchen Verbindungen kaum zu trennen ist, die auf bloßer Willkühr beruhen, und keinen andern Genuß als die Ueberzeugung einer wechselseitigen ausschließlichen Angehörung der Herzen kennen. Hier versetzt uns oft ein Blick, ein Ton, eine Geberde, die gegen einen Dritten etwas verbindlicher gerichtet werden, als die kälteste Höflichkeit es fordert, in die fürchterlichste Unruhe, und scheint ein Bruch der Treue für diejenigen, die keine andere Zeichen zur Mittheilung ihrer Gefühle brauchen dürfen, als den besondern Ausdruck der Vorliebe für einander, den sie in die Formen des allge-

meinen Wohlwollens, womit sie sich in größeren Zusammenkünften begegnen, zu legen wissen. Diese Eifersucht ist daher allen solchen Verbindungen natürlich; aber bey mir, dessen Einbildungskraft eben so schöpferisch ist, als mein Ehrgeiz und — (warum soll ich meiner schonen?) — meine Eitelkeit reizbar sind, bey mir erreichte diese Leidenschaft eine fürchterliche Höhe. Die Neigung zum Verdacht und Argwohn ward sogar zur fixen Stimmung. Ich quälte mich selbst: ich ward völlig unfähig, meine Bestimmung auszufüllen. Ich quälte diejenige, die das Unglück hatte, mit mir verbunden zu seyn, und ihr Leiden war um so schmerzhafter, da es ihr oft an Gelegenheit fehlte, nur den Grund des Mißmuths, von dem sie mich verzehrt sah, unter dem Zwange, worunter wir lebten, zu erfahren, oder meine Zweifel durch eine gegebene Aufklärung zu heben. Ich setze diese Zeiten unter die unglücklichsten meines Lebens, und ich gestehe, daß als endlich

meine Geliebte durch eine Ortsveränderung von mir getrennt wurde, das Bewußtseyn unserer gemeinschaftlichen Rückkehr zur Ruhe meinen Kummer aufwog und linderte! — Seit dieser Zeit bin ich völlig überzeugt, daß der Himmel mir zu meiner Quaal neben einem Herzen, zur Anhänglichkeit geschaffen, einen Kopf gegeben hat, der mich unfähig macht, in engeren Verbindungen glücklich zu seyn. Ich lebe jetzt für die größere Welt, und finde, daß in den Verhältnissen des weiteren Umganges meine Fehler wenigstens Andern weniger beschwerlich werden. Hier bin ich nicht in Gefahr, mich leidenschaftlich anzuhängen: hier bewache ich mit leichter Mühe meine Schwächen und die Ungleichheiten meiner Laune. Aber freylich! ich selbst fühle mich nichts weniger als glücklich. Ich ziehe meine einsame Existenz mühsam hin, und suche durch häufige Veränderung der Scenen die Forderungen meines Herzens

zu betäuben, ohne Hoffnung, sie jemals gestillt zu sehen.“ —

So endigte Cleanth seine Geschichte. Bald darauf reisete er von dem Orte ab, wo ich wohne, und es vergingen ein Paar Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Nach dieser Zeit riefen mich Geschäfte nach Frankfurt. Als ich eines Abends an der table d'hote aß, traf ich Cleanthen wieder an, der mir mehr als vorher heiter und gesund zu seyn schien. Er war erfreut, mich wieder zu sehen, bat mich, ihn zu besuchen, und bezeichnete mir seine Wohnung. Ich ging am folgenden Morgen zu ihm hin, und fand ihn sehr artig, aber ganz als Junggesellen, in einer gemietheten Gelegenheit eingerichtet. Um so unerwarteter war mir sein Antrag, mich seiner Frauen vorzustellen. „Wie! sagte ich, haben Sie es doch gewagt, sich wieder zu verheirathen?“ — „Ich habe, sagte er lächelnd, mich wieder mit Elisen verei-

nigt, und zwar auf eine Art, wobey wir keine Gefahr laufen, uns wieder zu trennen. „Doch! das sollen Sie selbst sehen! Mit diesen Worten schellte er seinem Bedienten, und trug ihm auf, seine Frau zu fragen: ob es ihr gelegen seyn würde, ihn und den Fremden, von dem er mit ihr gesprochen habe, noch den nemlichen Morgen zu sehen? — Ich bemerkte, daß der Bediente aus dem Hause ging. „Wohnt Ihre Frau, fragte ich, nicht mit Ihnen in einem Hause? — Nein! antwortete er, sie bewohnt ein eigenes Haus in der Nähe! — Der Bediente kam zurück, entschuldigte die Dame, daß sie uns den Morgen nicht sehen könne, lud aber sowohl Cleanthen als mich auf den Mittag zum Essen ein. „Haben Sie denn, fragte ich wieder, Ihren Tisch nicht bey Ihrer Gattin? — „Nein! antwortete er: ich esse gewöhnlich an einem öffentlichen Tische, oder bey guten Freunden: bey meiner Frau nur, wenn ich von ihr eingeladen wer-

de. — „Das ist ja, sagte ich, eine sonderbare Wirthschaft!“ — Sie ist für sonderbare Charaktere eingerichtet, antwortete er. — Ich war sehr neugierig, diese Menschen zusammen zu sehen.

Ich fand in Elisen eine Frau, die nicht mehr in der Blüthe der Jugend, aber noch in der Reife der Schönheit war. Ihr Wesen flößte zu gleicher Zeit Achtung und Vertrauen ein. Sie empfing mich mit vieler Höflichkeit, und ihren Mann mit einer herzlichen Zuvorkommung, in der die Freude, ihn zu sehen, sehr lebhaft ausgedrückt war. Und eben so war es von seiner Seite. Man sah ihm eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich selbst und seine Gattin an, worin keine Spannung, aber doch ein so erhöhetes Interesse lag, wie es nur die wohlbehagende Gegenwart einer Person, die man seltener sieht, zu geben pflegt. Man ahnete wohl, wenn man die beyden Ehegatten zusammen

beobachtete, daß diese beyden Personen in der engsten Vertraulichkeit lebten; aber man blieb zweifelhaft, ob das Recht dazu durch ein gesetzliches Band erlangt sey, oder ob es nicht auf bloßer freyer Vereinigung beruhte, und unter dem Scheine einer bloßen Freundschaft ausgeübt würde. Kurz! wer ihr Verhältniß nicht genau kannte, der mußte Cleanthen mehr für den Cicisbeo, für den Freund des Hauses, einer unter der Zucht des Anstandes stehenden, aber übrigens unabhängigen Wittwe, als für Elisens Gatten halten.

Als wir nach Tische auseinander gingen, fragte Cleanth seine Gattin: ob er gegen Abend wieder zu ihr kommen dürfe? Sie verbat es, weil sie sich mit einer Freundin verabredet hätte, ins Schauspiel zu gehen. Sie bot uns aber Beyden einen Platz in ihrer Loge an. Wir gingen hin. Cleanth nahm seinen Platz hinter Elisen, und da das Stück nicht sehr interessant war, so ge-

riethen sie bald in eine Unterredung mit einander, an der Beyde den größten Antheil zu nehmen schienen. Es war ein solches Geflüster, es waren so zärtliche Blicke und ein so verbindlicher Ausdruck in ihren Mittheilungen, daß jeder Dritte ein Paar Liebende zu sehen glaubte, welche, der Aufmerksamkeit ihrer Wächter entflohen, diese verstohlne Zusammenkunft möglichst zu nutzen suchten.

Wir hatten einige Tage darauf ein Souper in Elisens Hause. Es war äußerst unterhaltend. Cleanth suchte zu gefallen und zu verbinden, und Elise kam ihm dabey auf die beste Art zu Hülfe. Die Gäste gingen sehr zufrieden aus einander. Man sah es Elisen an, daß sie auf ihren Gatten stolz war, und daß sie ihm Dank wußte, zur Annehmlichkeit ihres kleinen Festes so viel beygetragen zu haben. Cleanth näherte sich ihr, und sagte ihr mit bittenden Mienen ein Paar Worte ins Ohr. Sie

errötheten und nickte mit dem Kopfe. Als ich gehen, und meinen Freund mitnehmen wollte, entschuldigte er sich, mich nicht begleiten zu können.

Ich verfolgte das Betragen der beyden Gatten mehrere Wochen hindurch: es blieb sich immer gleich. Die zärtlichste Freundschaft, gehoben durch eine Vertraulichkeit, welche auf freyer Willkühr beruhte, und zugleich von den Gesetzen unterstützt wurde, war der Charakter ihrer Verbindung.

Ehe ich Frankfurt verließ, erzählte mir mein Freund die Geschichte seiner Wiedervereinigung mit Elisen. „Ich wußte nicht, sagte er, daß Elise aus Westindien zurückgekehrt sey, als ich bey meiner Durchreise durch Cassel sie unvermuthet in einem Wirthshause auf der Treppe antraf. Wir erschraken Beyde, und sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Ich führte sie auf ihr Zimmer, und bemühte mich, ihre

Lebensgeister wach zu erhalten. Sie schien sehr gerührt über meine zärtlichen Sorgen, und das Interesse, das sie fortdauernd an mir nahm, brach durch die Verlegenheit durch, worin wir uns gegen einander befanden. Wir blieben mehrere Tage in Cassel, die hinreichend waren, uns zu überzeugen, daß wir uns untereinander besser, als mit jedem Andern verständen: daß in unserer Art, Menschen und Dinge in der Welt zu beurtheilen, die größte Analogie herrsche: ja! daß wir auch in unsern Grundsätzen und Gefühlen übereinkämen, und der Zusammenhang, der auf diesen Gründen beruhete, noch durch den Umstand verstärkt würde, daß wir uns so jung gekannt und geliebt hatten. — Wir fühlten zugleich, daß der Grund, warum wir uns früher nicht hatten vertragen können, in dem Unvermögen gelegen hatte, gewisse uns eigenthümliche Fehler zu unterdrücken. Wir merkten aber auch, daß wenn das reifere Alter diese Fehler etwas ge-

schwächt und uns mehr Herrschaft darüber gewährt hätte, die ursprüngliche Anlage dazu noch immer fortdaure, und uns der Gefahr aussetze, wieder darein zu verfallen. — Wir beschlossen daher, uns in eine solche Lage gegen einander zu setzen, worin die Veranlassungen zu Zwistigkeiten an sich vermindert würden, und wir selbst durch die Obacht, worin wir uns halten müßten, weniger die Gewalt über unsre Schwächen verlören."

„Wir beschlossen, aus unsrer Ehe nur den Vortheil zu ziehen, daß wir ohne Beleidigung des Anstandes uns dem Vergnügen des engsten Umganges und der genauesten Vertraulichkeit überlassen dürften: dabey aber sollte die Rücksicht unsers Glücks und seiner Dauer die Gränzen derselben bestimmen, und ein Jeder seine Selbstständigkeit möglichst bewahren. Wir wollten uns als Personen betrachten, die völlig unabhängig von einander, durch freye

Will,

Willkühr allein verbunden, sich wieder trennen könnten, sobald sie fühlten, daß sie nicht mehr für einander paßten.

„Dieß ist der Grund unserer Lebensart, und Sie selbst sind Zeuge der glücklichen Folgen gewesen, die unser Entschluß hervorgebracht hat. Ich arbeite jetzt sehr viel, da mich keine häuslichen Sorgen und keine ungeordneten Neigungen stören. Der Gedanke, an einem Wesen zu hängen, das ich achten, das ich lieben kann, in dessen Umgange ich meine süßesten Stunden verbringe, giebt mir Heiterkeit, Kraft, und völlige Ausfüllung meines Herzens. Ich bin der Welt nicht ganz entzogen: ich verbinde den Genuß der größern Geselligkeit mit den Freuden der Häuslichkeit. — Meine Elise versichert mich ihrerseits, daß das Bestimmungslose, das sie während der Trennung von mir empfunden habe, auch unabhängig von der Liebe zu mir, diese Zeiten oft verbittert habe: daß sie sich gleichfalls jetzt

ausgefüllt durch den Gedanken fände, für mein Glück zu leben, und daß, wenn sie gleich, ihrem Charakter nach, eine engere Vereinigung gar wohl ertragen, und sogar vorziehen würde, die Rücksicht, daß von diesem Umstande die Dauer ihrer Vereinigung mit mir abhinge, ihr auch diese Lage höchst angenehm mache."

„Aber wenn Sie nun Kinder hätten?" fragte ich.

„Wir haben keine, antwortete er, aber wenn wir sie hätten, und nun nicht im Stande wären, sie gut zu erziehen, wenn sie Zeugen beständiger Zwistigkeiten unter den Eltern wären: wenn eine gute Pensionsanstalt die Stelle der Eltern verträte." —

„Es bleibt doch immer eine sonderbare Wirthschaft!" fiel ich ein.

„So sonderbar als unsre Charaktere, antwortete er. Lassen Sie uns

dem Himmel danken, daß ihre Zahl nicht groß ist; aber lassen Sie die wenigen nach ihrer eigenen Weise handeln, ohne sie als Muster der Nachahmung, noch als Gegenstände der Mißbilligung aufzustellen!“ —

Der schöne Geist in Pyrmont.

Die wahre Belohnung, die der Künstler für seine Werke einärntet, besteht in der Liebe, womit er sie empfängt und ausbildet, und in der Ueberzeugung von dem Beyfall einiger wenigen Kenner unter seinen Zeitgenossen und der dankbaren Nachwelt. Aber selten genügt dem schönen Geiste dieser erhabene Lohn: er überläßt sich nur zu oft den gefährlichen Lockungen einer eitlen Auszeichnung von der Menge, oder gar eines schnöden Geldgewinnstes, und setzt dabey seine Ruhe sowohl als seinen Ruhm aufs Spiel.

Arist hatte durch ein Paar Schauspiele und Romane bewiesen, daß er das Geheimniß besäße, auf das größere Publicum in Deutschland zu wirken. Es ist gutgeartet, dieses Publicum: es steht auf derjenigen Stufe der Cultur, wo sympathetische Gefühle den größten Eindruck auf das Herz des Menschen machen. Zeigt ihm die Scenen der Aufopferung für Andre, stellt ihm die Leiden und den Muth der Unschuld dar, schildert ihm häusliches Glück und religiöse Gefühle, spannt seinen Witz durch eine gewisse unbehülfliche, aber derbe und sonderbare Laune; — und es verzeiht euch den Mangel an Geschmack und zuweilen sogar an gesunder Vernunft. Arist hatte alles dieß und noch mehr geleistet: er hatte nicht bloß dem großen Haufen Rührung und muntre Unterhaltung bereitet; er hatte auch den Kenner durch wahre Züge von Genie interessirt, und dieser versprach sich von der künftigen Reise des Verfassers Früchte, die ein ausdauernder Fleiß,

und ein geläuterter Schönheitssinn gewartet haben würden. Aber mit Bedauern bemerkte er in Arists neueren Schriften eine Ermattung der Einbildungskraft, ohne vermehrte Sorge sich den Gesetzen des guten Geschmacks zu unterwerfen. Inzwischen wurden seine Werke noch häufig auf die Bühne gebracht, in den Lesegesellschaften noch begierig verschlungen, und von den gelehrten Zeitungen noch mit derjenigen Schonung behandelt, welche unsre Aristarchen aus Besorgniß, den Absatz ihrer kritischen Blätter zu verringern, einem Lieblingsschriftsteller des größern Haufens schuldig zu seyn glauben.

Arist hatte also einen großen Namen in Deutschland. Aber da er, so wie die mehresten unserer Schriftsteller, in einer kleinen Stadt dieses großen Landes lebte, das mehr durch eine gemeinschaftliche Sprache und Litteratur, als durch jedes andre Band zusammenhängt, so erfuhr er nur sehr mittelbar

die Folgen seines ausgebreiteten Ruſs durch das Lob, das ihm in öffentlichen Blättern ertheilt würde, und durch die Aufmerksamkeit, welche ihm Fremde bewiesen, die zufällig seinen Wohnort auf ihren Reisen berührten. Die Einwohner desselben kannten ihn wenig. Sie wußten, daß er ein Genie, oder, was ihnen gleich galt, ein Gelehrter, sey: das hieß in ihrer Sprache, ein Wesen, mit dem wenig geselliges Verkehr zu halten, und in Geschäften nicht viel anzufangen sey. Im Grunde mochten sie wohl nicht ganz Unrecht haben.

Arist, der seine Talente als Verdienste ansah, die der Staat mit Pensionen, und die örtliche Gesellschaft mit persönlicher Auszeichnung belohnen müßten, empfand die Vernachläſsigung, die er von seinen Mitbürgern erfuhr, mit dem tiefsten Unmuthe. Er besann sich aber, daß ein groſser Mann nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande, und beschloß, in die Bäder nach Pyr-

mont zu gehen, wo die versammelte große und schöne Welt ihm den vollkommensten Genuß für seine Ruhmbegierde und Eitelkeit, und zugleich mehr als eine Gelegenheit versprach, sein Glück zu machen. Er wählte dazu einen Sommer, worin laut der öffentlichen Nachrichten mehrere Fürsten daselbst die Kur gebrauchen wollten. Er rechnete darauf, daß diese sich in die Wette beeifern müßten, ihn in ihren Dienst zu ziehen, und daß die Damen aus ihrem Gefolge sich um den Besitz seines Herzens streiten würden. Er bereitete sich auf die Artigkeiten vor, die er Beyden sagen wollte, und studierte zum voraus die Rolle, die ihn am leichtesten zu der Verbindung mit einer Gattin helfen würde, deren Stand und Vermögen ihm einen glänzenden Aufenthalt in einer der Hauptstädte Deutschlands sichern könnte.

Angefüllt mit diesen Ideen langte er in Pyrmont an. Die Nachricht

von seiner Ankunft machte die lebhafteste Wirkung auf die Gesellschaft der dortigen Badegäste. Alles drängte sich herzu, um den Mann mit dem berühmten Namen zu sehen. Das ist Arist! rief der eine. Wie! rief der andre, ist das Arist? Wer ist denn der Arist? rief ein Dritter. Der berühmte Schauspiel- und Romanen-Dichter, war die Antwort. So, so! sagten viele; dachten, was ist denn daran zu sehen, und riefen dennoch dem ersten, dem sie begegneten, wieder zu: haben Sie schon den berühmten Arist gesehen?

Eine dicke Stiftsdame, die sich den Anspruch des Ankömmlings auf die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht ohne einen privilegirten Stand denken konnte, lieh seinem Namen sehr gutherzig einen kleinen Zusatz, und nun hieß es weiter: Haben Sie schon den Herrn von Arist, — den Herrn Baron von Arist, gesehen? Ist denn das ein Name? fragte man einen Domherrn,

der vermöge seiner heraldischen Kenntnisse über diesen Punkt nicht leicht zu hintergehen war. Nicht doch! antwortete dieser in wegwerfendem Tone, und ging zur Pharaobank. Sein Ausspruch und Beyspiel verminderte die Neugier, und zerstreuete einen Theil der gaffenden Menge. Doch blieben genug übrig, um Aristen bey aller Zuverlässigkeit, die er zu sich selbst besaß, durch ihre Andringlichkeit in Verlegenheit zu setzen. Den wenigsten war es jedoch darum zu thun, ihm ihre Bewunderung zu bezeugen. Die mehresten wollten zeigen, daß sie Kenner wären, und sich von ihm bewundern lassen.

„Was ich hauptsächlich in Ihren Schriften liebe, sagte eine Dame, ist dieß, daß Sie die Neugier so zu spannen wissen. Bey Ihnen ist nichts alltäglich: Sie verwickeln den Knoten Ihrer Intriguen oft so, daß man gar nicht begreift, wie Sie ihn lösen werden. Aber Sie haben doch allemal ei-

nen Zufall in Bereitschaft, womit Sie Ihre Helden aus den schlimmsten Händeln herausziehen. Nur, um offenherzig mit Ihnen zu reden, so viel Handlung Sie auch in Ihre Compositionen bringen, ich finde doch, daß noch zu viel darin gedacht, gefühlt und gesprochen wird. Sollte es nicht möglich seyn, einmahl ein Stück zu schreiben, worin nichts, als lauter Katastrophen vorkämen?"

„Nein, sagte eine andere, ich lobe mir die Kunst, womit Sie die widerstreitendsten Affekte zu erregen wissen. Sie legen Ihre Stücke immer auf eine unvermuthete Wiedererkennung, oder auf eine Aussöhnung, oder auf eine großmüthige Handlung an, wobey Niemand sich der Thränen enthalten mag. Und wenn Sie einen dann recht gerührt haben, so lassen Sie irgend einen Hasenfuß oder Laffen dazwischen treten, über deren Narrheiten man sich krank lachen möchte. Es muß doch

gar etwas Interessantes seyn, so über Weinen und Lachen gebieten zu können. Sie sind wahrlich ein anderer Shakespear, Herr Arist!"

„Und Ihre Charaktere! sagte eine Dritte. Selbst das Laster wissen Sie interessant und liebenswürdig zu machen! Nichts sehe ich aber lieber, als die Kinder der Unschuld und Natur, die Sie darstellen. Sie sind so naiv, und zugleich so graziös! Mir fallen immer die allerliebsten Schäferfiguren aus der Porzellainfabrike zu Seve dabey ein!"

„Aber der Styl, sagte eine vierte, der superbe Styl! Niemand schreibt wie Sie, Arist! Ich habe mir ein ganzes Buch von Auszügen aus Ihren Schriften gemacht, die ich gelegentlich in meiner Correspondenz wieder anbringe. Sie haben eine Art, die Sachen zu sagen, daß wenn sich Ihre Helden auch nur einen guten

Tag bieten, es allemahl wie ein Epigramm klingt.“

„Ihre Werke, sagte ein junger Herr, haben mir viel Vergnügen gemacht. Nur scheinen sie mir nicht ganz regelmäßig zu seyn. Aristoteles hat in seiner Poetik Grundsätze aufgestellt, die“ — — — — — — — — — „Um Verzeihung, mein Herr, unterbrach ihn Arist, Aristoteles brauchte nicht den Pyrmonter Brunnen, als er sein gelehrtes Werk schrieb. Hätte er die Wirkungen davon gespürt, die mich in diesem Augenblicke anwandeln, er hätte es ungeschrieben gelassen. Sie verhindern mich wenigstens für jetzt, Ihren Discussionen diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdienen.“ — Mit diesen Worten machte er sich von diesem Schwätzer los. Er stieß aber bald auf andre. Man wollte von ihm wissen, welchem unter seinen Werken er den Vorzug vor den übrigen gäbe. Er nannte eines, und man be-

wies ihm, daß dieß gerade das schwächste sey. Aeltere Geschäftsmänner lobten seine Verdienste, und versicherten ihm zugleich, daß seine Talente zu nichts dienten, als ihren Weibern und Töchtern den Kopf zu verdrehen, und daß, wenn es von ihnen abhinge, sie alle Dichter aus dem Staate verweisen würden. Junge Schriftsteller fragten ihn um Rath über den Plan zu Werken, die sie ausarbeiten wollten, und wenn er ihn ertheilt hatte, bedauerten sie, keinen Gebrauch davon machen zu können, weil das Manuscript bereits über die Hälfte abgedruckt sey.

So verging der erste Tag. Aylst schien bescheiden zu seyn, weil er verlegen war, und gefällig, weil er erst festen Fuß in der Gesellschaft fassen wollte. Er fand allgemeinen Beyfall. Am folgenden Tage glaubte er genug angehört zu haben, und wollte sich nun gleichfalls hören lassen. Er erzählte viele Anekdoten: er dissertirte über ver-

schiedene Materien. Der Mann spricht vortrefflich, sagten einige. Er hört sich selbst, sagten andre: was hat er denn Besonderes vorgebracht? sagten die dritten.

Den Tag darauf kam ein Aventurier nach Pyrmont, der eine Universalmedicin verkaufte, und zur Wiederherstellung seiner eigenen Gesundheit die dortigen Bäder gebrauchen wollte. Er zog die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in eben der Maaße an, wie Arist es zwey Tage früher gethan hatte.

Auf diesen Charlatan folgte ein berühmter Spieler, dann ein englischer Kunstreuter, dann eine Mißgeburt. Haben Sie schon den Ritter Manillia gesehen, der die Bank in Spaa gesprengt hat? Haben Sie schon den berühmten Chiarini gesehen? Haben Sie schon das Schaaf mit zwey Köpfen gesehen? So fragte man sich neugierig in der Hauptallee, und Arist ging un-

terdessen in den Nebengängen unbemerkt spazieren.

Endlich langte ein großer Fürst an, und diesem gelang es, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ganz auf sich zu ziehen, und sie dauernd während seines ganzen dortigen Aufenthalts zu fesseln. Er schien diesen Vorzug zwar durch nichts als durch den Umstand zu verdienen, daß er — Regent eines großen Landes war; aber in diesem lag auch Alles, was kleine Leidenschaften mächtig und lange in Bewegung setzen kann. Sein Hofstaat, seine Maitressen, seine Hunde sogar erweckten und unterhielten die Neugier. Die Etiquette gab dem Müssiggange und der Eitelkeit eine Menge wichtiger Sorgen und Beschäftigungen. Es entstanden Absonderungen in der Gesellschaft, indem einige Personen zur Annäherung an den Fürsten zugelassen, andere davon ausgeschlossen wurden. Der enge Kreis, worin die dort versammelten Menschen zu-

sammen

sammen lebten, machte die Absonderung fühlbarer, und verstärkte die Anmaßungen. Diejenigen, die den Zugang bey Hofe erhielten, wurden von den Uebrigen beneidet, und diese beneideten sich wieder untereinander. Ein Vorangehen bey der Präsentation, ein verbindlicheres Wort, ein freundlicherer Blick, womit der Fürst diesen oder jenen begnadigte, entschieden über Laune und Gesundheit auf mehrere Tage, gaben Stoff zu unvorsichtigen Ausbrüchen der Freude, zu eben so unbehutsamen Klagen, erzeugten Verbindungen zur gemeinschaftlichen Cabale zwischen Personen, die sich vorher gehaßt hatten, und trennten selbst die engsten Bande zwischen Freunden und Geschwistern.

Aristens Stand schloß ihn von dem Zirkel, des neuangekommenen Hofes aus. Er schmeichelte sich, daß sein Ruf darunter eine Ausnahme für ihn begründen würde. Allein er schmeichelte sich vergebens. Er glaubte sogar zu be-

merken, daß diejenigen, die zu jenem Zirkel gehörten, seit der Ankunft des Fürsten kälter gegen ihn geworden wären, und den Anschein eines genauern Umganges mit ihm vermieden. Er beging die Unvorsichtigkeit, seinen Unmuth in Declamationen über den Unterschied der Stände im geselligen Leben ausbrechen zu lassen. Einige wunderten sich darüber, daß ein berühmter Mann eine Eitelkeit haben könnte: die mehrsten freuten sich, daß er sich durch eine Schwäche ihnen gleich stellte.

Arist ließ sich durch die Hoffnung, Hofpoet oder Schauspieldirektor bey dem Fürsten zu werden, verleiten, um die Gnade nachzusuchen, ihm bey Wegelang in der Allee vorgestellt zu werden. Einer der Hofleute, der sich gern das Ansehn geben wollte, einigen Werth auf die schöne Litteratur zu legen, erwies ihm diesen Dienst, und nannte ihn seinem Herrn als einen berühmten Schriftsteller. Der Fürst las

nichts, und am wenigsten deutsch: er kannte aber ein Kochbuch, das ein anderer Herr Arist geschrieben hatte. Er verwechselte diesen mit unserm Dichter, und versicherte letzterm äußerst gnädig, daß ihm sein Name sehr wohl bekannt, daß sein Werk das brauchbarste in seinem Fache sey, und daß er es allen seinen Köchen zum fleißigen Studio empfohlen habe.

Arist fühlte, daß die große Welt noch keinen Sinn für seine Größe habe. Er schloß sich an eine engere Gesellschaft an, die ihn längst ausschließend zu besitzen gewünscht hatte. Sie bestand aus einigen Damen und Herren, die theils das Spiel, theils den Zwang des Hofes nicht liebten, theils Ursach zu haben glaubten, mit der Aufnahme, die sie dort gefunden hatten, unzufrieden zu seyn. Alle wurden durch eine wahre oder vorgegebene Liebe zur Litteratur mit einander verbunden. Sie gaben sich selbst den Titel eines auserwählten Zirkels, die übrige Gesellschaft aber

bezeichnete sie mit dem eines gelehrten Clubbs.

Die Damen in diesem kleinen Häuflein nannten sich untereinander beste Seelen, und schwuren sich, nach den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, die treueste, ausdauerndste und aufopferndste Freundschaft. Dieß hinderte sie jedoch nicht, jeden Vorzug, den Gestalt, Putz, Kenntnisse und Witz der einen vor der andern gaben, sich wechselseitig zu beneiden, und keine Gelegenheit vorbeyzulassen, sich untereinander schwesterlichst zu verkleinern.

Unter den Herren herrschte zwar äußerlich nicht die nemliche Herzlichkeit; aber doch ein Anschein von Eintracht. Innerlich fehlte es gleichfalls nicht an Mißgunst und an Neigung, sich über einander lustig zu machen.

An der Spitze dieser Verbindung stand eine Frau von Thal: eine Dame von vielem Talent und ausgebreiteten

Kenntniſſen, aber noch ausgebreiteteren Anmaßungen. Denn dieſe beſchränkten ſich keinesweges allein auf den Ruhm eines ſchönen Geiſtes. Vielmehr gab es keinen Vorzug, von demjenigen an, wodurch die bloße Schönheit und Jugend ihres Geſchlechts auf den roheſten Haufen wirkt, bis zu demjenigen hin, wodurch ſich der tiefſinnigſte Kopf unter den Männern den Beyfall einiger wenigen Denker erwirbt, auf den ſie nicht Anſpruch gemacht hätte. Das Bild, unter dem ſie ſich jedoch am liebſten erblicken mochte, war das eines jener excentriſchen Weſen, deren Zuſammenſetzung wir der engliſchen humoriſtiſchen Empfindſamkeit und unſerer deutſchen myſtiſchen Grübeley verdanken. Halb witzig und halb begeiſtert, halb philoſophiſch und halb dichteriſch, warf ſie gern um ihr Betragen den Zaubermantel eines jener Urmenſchen, welche unſre Leſewelt beſſer ahnet als kennt, und mit dem Namen der Genies ſtempelt.

Dieser Charakter hing mit ihrer Lage gegen die übrige Welt genau zusammen. Ihre Anmaßungen, und die Bitterkeit, mit der sie sich für deren Versagung zu rächen suchte, machten sie an allen Orten, wo sie sich länger aufhielt, unerträglich, und entfernten selbst diejenigen von ihr, die sich um ihres unterhaltenden Umgangs Willen ihr genähert hatten. Sie fühlte diese Abneigung, und suchte sich mit der Vorstellung zu trösten, daß ihr Geist zu hoch über andre Menschen erhaben sey, um von ihnen verstanden und gefühlt zu werden. Aber, zu wenig selbstständig, um ihrer Anbetung entbehren zu können, suchte sie diese immer aufs neue unter der Erscheinung eines ausserordentlichen Wesens zu erwecken. Oft that sie die gewünschte Wirkung: aber sie dauerte nicht lange. Darum wechselte sie auch gern mit den Scenen ihres Aufenthalts. Sie hatte ganz Deutschland durchwandert. Allerwärts, wo sie noch nicht gewesen war, war man auf

ihre Bekanntschaft begierig: allerwärts, wo sie sich eine Zeitlang aufgehalten hatte, wünschte man, ihrer wieder los zu seyn.

Die Frau von Thal war Wittwe, und lebte von einem ziemlich beschränkten Gehalte. Sie war zwar hoch in die Dreißige hinaufgerückt; inzwischen hatte sie noch viele Reste von Schönheit, die sie durch Kunst sehr zu heben verstand. Auch entzog sie sich nicht den Unterhaltungen der Jugend, und ließ sich gern zwischen den Reihen der jüngsten Tänzerinnen ihrer Leichtigkeit und Munterkeit wegen, oft mit keuchender Brust, sehen und bewundern.

Sie war des einsamen Herumirrens müde, und wünschte jetzt, einen Gatten zu finden. Ihre Forderungen in diesem Stücke waren aber sehr hoch gespannt. Zwar legte sie weder Werth auf Geburt noch großen Reichthum; aber sie wollte einen Mann besitzen, der

mit Ruf und Geist zugleich ein Herz verbände, das des ihrigen völlig würdig wäre. Was sie sich darunter dachte, wußte sie wohl selbst nicht ganz bestimmt. Inzwischen sollte dieß im Grunde so viel heißen; er mußte mit ihr schwärmen, und vorzüglich sich ganz in Bewunderung und Liebe für sie hingeben können.

Sie hatte bereits aus Aristens Schriften das günstige Vorurtheil gefaßt, daß der Verfasser wohl ein Mann seyn könne, der zu lieben wüßte, und die persönliche Bekanntschaft mit ihm bestärkte sie in ihrer Vermuthung. Sie warf daher ein Auge auf ihn, um ihn mit ihrer Hand zu beglücken, und dieß war der Grund, warum sie besonders seine Aufnahme in einen Zirkel beförderte, worin sonst sein Ansehn dem ihrigen leicht hätte gefährlich werden können.

Sie wußte aber nicht, daß sie in dieser Gesellschaft eine gefährliche Re-

benbuhlerin an der Gräfin Treſky hatte. Dieſe Dame war gleichfalls Wittwe, Beſitzerin eines ungeheuern Vermögens, dabey jung und ſchön. Auch ſie hatte Verſtand, Anmaßungen und Sonderbarkeiten im Charakter: aber ſie hatte das Alles auf andre Art als die Frau von Thal.

Die Gräfin Treſky beſaß wenig Einſichten, die Früchte ihres Fleißes geweſen wären: es waren ihr nur im Umgange mit der großen Welt manche Kenntniſſe zugefallen. Sie war nicht ſowohl reich an eignen Erzeugniſſen ihres Kopfs, als an dem Credit, den ihr die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und die Gabe verſchafften, Ideen, die ſie an dem einen Orte aufnahm, geſchickt an einem andern wieder anzubringen, und gegen neuen Vorrath umzuſetzen. Ihr Verſtand erhielt ſich daher vom Tauſchhandel, der aber unter ihren Händen beſonders dadurch gedieh, daß ſie das Alte und Gewöhnliche durch die Wen-

dung wie neu, und allemahl in seinem auffallendsten Lichte darzustellen wußte. Diese Anlage, verbunden mit einer großen Leichtigkeit im Ausdrucke, machte sie sehr unterhaltend in der Unterredung, und begründete sogar ihre Ansprüche auf Witz im gemeinen Leben. Aber sie wäre unfähig gewesen, in irgend einer Kunst etwas mehr als den Schein des Talents zu erlangen, oder gar ein größeres Werk der Imagination zu liefern. Denn diese Kraft ihrer Seele war reizbar, feurig, aber ohne ausdauernde Wärme. Sie konnte entzückt, begeistert, aber nie von einem Bilde lange eingenommen werden. Es herrschte eben so wenig Zusammenhang in ihren Reden als in ihren Handlungen, und ihre Vernunft reichte gerade nur für das Bedürfniß des Augenblicks, und zwar in ihrer Lage zu. Das Ansehn, welches sie durch ihren Rang, ihr Vermögen, und ihre Schönheit genoß, erlaubte ihr Alles zu sagen, und das Mehrste von demjenigen zu thun, was

ihr einfiel. Darunter war Manches gut, Manches, was man nur ihr verzeihen konnte.

Sie besaß, so wie die Frau von Thal, die Sucht, zu glänzen. Aber ihre Ansprüche beschränkten sich auf diejenigen Vorzüge, denen man im geselligen Leben Werth beylegt, und es lag ihr weniger daran, berühmt zu seyn, als von den Menschen, mit denen sie gerade umging, ausgezeichnet zu werden. Wodurch? Das war ihr ziemlich gleichgültig. Sie konnte in der einen Gesellschaft diejenigen Vorzüge, welche ihr Bildung für die große Welt, Rang, Reichthum und Schönheit gaben, als bloße Vorurtheile verlachen, blos ihr gutes Herz und die Einfachheit ihrer Sitten geltend machen, um Beyfall zu gewinnen: und wieder in einer andern, worin jene Vorzüge als nothwendige Mittel die Aufmerksamkeit zu erregen angesehen wurden, sie mit der empfindlichsten Besorgniß und der steifesten Strenge auf-

recht zu erhalten suchen. Ueberhaupt bestimmte die Eitelkeit hauptsächlich ihre Neigungen, und forderte sie sogar oft zu Handlungen auf, die Großmuth und ungewöhnliche Denkungsart anzukündigen schienen. Nur mußten diese keine dauernde Aufopferungen, besonders auf Kosten eben jener Eitelkeit, voraussetzen.

Die Sonderbarkeiten der Gräfin Tresky hatten nichts von dem planmäßig Abentheuerlichen, das angelegt und durchgespielt wird, um uns selbst und Andern außerordentlich zu erscheinen. Es waren Unbesonnenheiten, zu denen sie durch eine zu große Reizbarkeit der Sinne und der Imagination, und die davon abhängende Veränderlichkeit ihrer Neigungen hingerissen wurde. Bey der Frau von Thal sollten sie Beweise eines genialischen Charakters seyn, inzwischen geben doch der Gräfin auch die ihrigen den Anschein eines originellen Kopfs.

Aristo zog Anfangs die Aufmerksamkeit dieser Dame nicht weiter auf sich, als in so fern er einiges Ansehn unter den Personen genoß, in deren Zirkel sie durch einiges Mißvergnügen, das sie bey Hofe erfahren hatte, verschlagen war. Aber die verbindliche und eigenthümliche Art, mit der sie ihm diese Aufmerksamkeit bewieß, wirkten auf seine Eitelkeit. Er erfuhr bald, daß diese Dame sehr reich, und nicht abgeneigt sey, sich wieder zu verheirathen. Das Ungewöhnliche in ihrem Betragen, gab ihm die Hofnung, daß sie leicht zu einem ungewöhnlichen Schritte zu bewegen seyn würde. Er beschloß, einen Angriff auf ihr Herz zu machen, und durch dieß ihre Hand zu erobern. Die Einladung der Frau von Thal zu einer Gesellschaft, deren Mitglied sie war, schien ihm daher alle Aufmerksamkeit zu verdienen.

„Aber was sind denn das für Menschen, die sie versammelt haben?“ frag-

te Arist, als ihm der Antrag geschehen war. „Carrikaturen, die Sie belustigen werden," sagte Frau von Thal. Da ist zuerst die Gräfin Tresky aus dem Oestreichischen, die für ein Genie passirt, weil sie halbklug ist." — Die kenne ich, sagte Arist, und erröthete: also weiter — die Frau von Drönewitz, fuhr Frau von Thal fort, aus Obersachsen. Die Dame ist eine abgesagte Feindin der Hogarthischen Schlangenlinie. Ihre Grazie ist so eckig, ihre Bewegungen sind so rechtwinklicht, daß man sie für eine Gliederpuppe halten sollte, die am Drathe gezogen wird. Sie spricht mit der strengsten Sprachrichtigkeit, mit der gesuchtesten Auswahl der Wörter. Auch glaubt man immer eine Abhandlung zu lesen, wenn man sie anhört. Schade! daß die Ausrede so hart ist. Sie trägt sonst sehr geläufig am Abend vor, was sie den Morgen gelesen hat."

„Dann haben wir die Frau von Basberg aus dem Pfälzischen. Eine

schlechte Verdeutschung französischer Eleganz! Sie hat Geist und Körper verschroben, um sich tournure zu geben. Inzwischen finden Sie in ihrer Unterhaltung und in ihren Billets, die eine Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausmachen, alle Gemeinplätze aus den Lieblingsschriftstellern der Pariser schönen Welt wieder."

„Wen haben wir denn weiter? Still! Eben fällt mir's bey! Die Frau von Kränewig, Hofdame an einem kleinen Hofe aus dem Reiche. Sie schwankt hin und her zwischen Galanterie und Empfindsamkeit, stirbt vor Begierde, eine Intrigue zu haben, der sie den Namen einer großen Passion beylegen könnte, und unterhält alle Welt von der wachsamen Aufsicht, die sie über ihr eigenes, zu zärtliches Herz führen muß. Sie hat eine Niece bey sich, eine Wachspuppe, prüde und coquet zu gleicher Zeit, und eben so albern als die Tante."

„Und dann! daß ich's ja nicht vergeſſe, eine Frau von Baum aus Niederſachſen mit ihrer Familie. Lauter Originale! Die Mutter iſt eine Zeitlang in England geweſen, und copirt ſeit dieſer Zeit den Charakter und die Sitten der Einwohner dieſes Landes. Sie und ihre Kinder kommen mir wie ein Zug holſteiniſcher Karrengaule mit abgeſtumpften Schweifen vor. Sie beſitzen weder Verſtand noch Kenntniſſe, und haben ſich außerdem auf dem Lande, wo ſie wohnen, verlegen. Aber ſie machen darum nicht weniger Anſprüche an die Aufmerkſamkeit anderer Menſchen, und ſuchen dieſe hinter ſentimentaliſcher Einfachheit und Gutherzigkeit zu verſtecken, und ſie zu gleicher Zeit dadurch zu begründen. Es iſt höchſt unterhaltend, zu bemerken, welche Affektation ſie in ihre Unbehülflichkeiten und Plattheiten bringen, und wie ſie ſich mit ihrer geſuchten Unbefangenheit und Zwangloſigkeit zieren. Sie müßten die Tölpel von Söhnen ſehen, die

ſich

ſich wie ausgelaſſene und unerzogene Pferdejungen geberden; die Gänschen von Töchtern, die mit den Händen nicht zu bleiben, und kein Wort zu ſagen wiſſen, und die alle von der Mutter als unverdorbene Naturmenſchen zum Muſter aufgeſtellt werden. Es iſt wirklich zum Todtlachen! — Das ſind die Damen!“

„Und die Herren?“ fragte Ariſt.

„Da iſt ein Offizier aus einer Hauptſtadt, der auf alle Feten Gelegenheitsgedichte macht: ein unbarmherziger Anekdotenjäger und Auflacher, der aber in ſeiner Garniſon für einen ſchönen Geiſt gilt, und Kraft dieſer Autorität ſeiner Größe ſich berechtigt hält, über Alles abzuurtheilen. Ein Miniſter bey einem kleinen Fürſten, der gar zu gern ein Kauniz ſeyn möchte, und den Mäcen der ſchönen Künſte ſpielt. Dabey ein alter Beau, der der Frau von Kranewig den Hof macht,

weil er sich geschmeichelt fühlt, von ihr für gefährlich gehalten zu werden. Ein junger Hofrath, der in Italien gewesen ist, und sich für einen Kenner hält, weil er von den römischen Ciceronen einige Kunstwörter auswendig gelernt hat, und endlich ein junger Professor, der uns aus Kant vordemonstrirt, was wir schön finden sollen."

„Was machen Sie denn mit diesem Hausen?" fragte Arist.

„Wie gesagt: ich belustige mich über ihn, antwortete Frau von Thal. In unsern Zusammenkünften muß Jeder einen eigenen Aufsatz vorlesen. Sie denken sich es nicht, was hier zuweilen für sonderbares Zeug zu Markte gebracht wird!" —

Arist versprach sich eben keine große Unterhaltung von seinem Eintritte in diesen Zirkel: aber, wie gesagt, der Gedanke, daß er dadurch seine Plane auf die Gräfin Tresky befördern wür-

de, überwog, und er nahm die Einladung an.

Bey der ersten Sitzung, der er beywohnte, wäre ihm doch bald sein Entschluß gereuet. Die Frau von Baum las eine Idylle vor, deren Scene in eine Spinnstube verlegt, und deren Inhalt so einfach war, daß er den mehrsten Zuhörern ganz leer an Gedanken und Gefühlen zu seyn schien. Der Professor las eine Abhandlung über die Griechheit und vollkommene Gesetzmäßigkeit des Spieltriebes vor, von der kein Mensch ein Wort verstand, und endlich schloß die Frau von Basberg mit einem französischen Aufsatze du gout, worin über die Sorge für die schönen Formen die Materie vergessen war.

In der nächsten Sitzung trat nun Arist mit einer Erzählung hervor, worin er das Glück einer Ehe schilderte, die nach den Begriffen gewöhnlicher

Menschen für eine Mißheirath gehalten wird. Er hatte darin einen Mann geschildert, dem kein anderer Vorzug abging, als der, nicht zu den privilegirten Ständen zu gehören. Dieser Mann trug eine lebhafte Leidenschaft zu einer vornehmen Dame im Herzen, die er aus Bescheidenheit zu unterdrükken suchte. Die Dame hatte seine Empfindungen bemerkt, sie getheilt, und ihm selbst Muth gemacht, sich zu erklären. Er hatte gesprochen, Erhörung gefunden, und Hymens seeligsten Bande hatten ihre wechselseitige Liebe gekrönt.

Dieser einfache Stoff hatte zu mehreren sehr gut angelegten Situationen Veranlassung gegeben, die mit vielem Feuer dargestelit, und durch einen schönen Vortrag gehoben waren. Auch verfehlte der Dichter nicht die Absicht, die ihn bey Verfertigung seiner Erzählung belebt, und sein Talent ungewöhnlich gehoben hatte. Die Gräfin Tresky

ward ganz davon hingerissen, ohne jedoch die besondere Beziehung, den dieser Aufsatz auf ihre Person und Aristen haben könnte, zu ahnen. Dagegen fühlte die Frau von Thal sehr bald, daß Arist bey seinem Werke von ganz individuellen Empfindungen begeistert gewesen seyn müsse, und glaubte, Niemand als sich selbst für den Gegenstand derselben ansehen zu können.

Sie hielt es für grausam, den armen Arist länger in der quälenden Ungewißheit zu lassen, die sie ihm über ihre Gesinnungen zutrauete, und deren Darstellung ihm so gut gelungen war. Sie glaubte, es sey edel von ihr, ihm sobald als möglich den Muth, sich zu erklären, einzuflößen, und sie beschied ihn daher noch den nemlichen Abend zu sich auf ihr Zimmer.

Er kam: er fand die schöne Dame in einem reizenden Negligee, mit aufgelößtem Haare in einer Stellung siz-

zen, die eine starke innere Bewegung verrieth. Sie schien Anfangs so vertieft in ihren Gedanken zu seyn, daß sie Aristens Ankunft gar nicht bemerkte, und auf seine Anrede keine Antwort gab. Nur tiefe Seufzer entfuhren von Zeit zu Zeit ihrer Brust. Endlich schien sie, von einem convulsivischen Schauder ergriffen, aus der Abwesenheit ihres Geistes zu erwachen, und über die noch nicht wahrgenommene Erscheinung Aristens zu erschrecken. „Sie hier?“ rief sie. — Arist fragte, ob ihr nicht wohl sey. — „Sie sehen, sagte sie, wie mich Ihre Erzählung angegriffen hat. Vortrefflich! Unvergleichlich! Aber sagen Sie, Arist, fühlen Sie wirklich so wie Sie schreiben? Kann man Ihrem Herzen die Gesinnungen ganz zutrauen, die Sie so herrlich darzustellen wissen?“

Arist. Ich glaube, daß ich, in einer ähnlichen Lage mit dem Helden meiner Erzählung, so wie er empfinden würde!

Fr. v. Thal (im Tone des Mitleidens.) Und Sie ſind in einer ähnlichen Lage! Geſtehen Sie es nur!

Ariſt (verlegen.) Gnädige Frau, — — —

Fr. v. Thal (ihn von der Seite anblickend, zärtlich bedeutend.) Sie lieben Ariſt, und glauben, ſich nicht erklären zu dürfen.

Ariſt (immer verlegener.) Aber Sie ſetzen mich in Erſtaunen — Sollte eine Unvorſichtigkeit — — —

Fr. v. Thal. (vertraulich einſchmeichelnd.) Was können Sie fürchten? Was kann Sie aufhalten? Mich dünkt, ein Mann wie Sie ſollte ſich Allem an die Seite ſtellen können —

Ariſt (ſchweigt, ungewiß, was er antworten ſoll.)

Fr. v. Thal (nach einer Pauſe.) Ich intereſſire mich für Sie, Ariſt. Ich wünſchte, Ihnen in Ihrer Verlegenheit zu Hülfe kommen zu können. Faſſen Sie Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu mir! — Sie finden einen großen

Vorsprecher für sich in meinem Herzen! — — —

Mit diesen Worten reichte sie Aristen die Hand, die dieser in der Meynung, die Dame habe seine Absichten auf die Gräfin Tresky durchblickt, und sey bereit, sie zu unterstützen, mit Inbrunst küßte.

Großmüthige Frau! rief er. Aber es schien ihm doch bedenklich, sich weiter zu erklären. Er schwieg also wieder, und die Frau von Thal sah sich in ihrer Hoffnung, seine Blödigkeit überwunden zu haben, aufs Neue getäuscht.

„Aber Sie sind mit Ihren Besorgnissen unbegreiflich!“ fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort.

„Was kann Sie aufhalten, sich mir zu entdecken, da ich Ihnen gesagt habe, daß mein Herz zu Ihrem Vortheile spricht, und — — (mit gesenkten Augen, und mit dem Ringe an ihrem Finger spielend,) diese Vorsprache gewiß den

Entſchluß Ihrer Geliebten beſtimmen wird.“

Ariſt. Sie kennen die Vorurtheile des Standes, zu dem ſie gehört.

Fr. v. Thal (lebhaft.) Ach! Sie denken ſich dieſe ſtärker, als ſie ſind. Ich verlache ſie, und ein Mann von Ihren Verdienſten ſteht in meinen Augen höher, als ein Fürſt, dem nur ein Zufall der Geburt ſeinen ausgezeichneten Stand anweiſet. Seyn Sie überzeugt, daß ich ſo denke.

Ariſt. Ich zweifle nicht an Ihrer ungewöhnlichen Denkungsart, und traue ſie allen edleren Frauen zu. Inzwiſchen die Mißbilligung des größern Haufens wirkt oft auf die ſtärkſten Seelen. Und wenn dann eine Reue vor dem entſcheidenden Momente einträte, und ich mich einer fehlgeſchlagenen Hoffnung bloß geſtellt hätte — — —

Fr. v. Thal. Ewiger Zweifler! Doch! ich muß Ihnen wohl Ihre Bedenklichkeiten verzeihen. Wirklich giebt es der gewöhnlichen Menſchen zu viele.

Ich sehe, ich muß Ihnen zeigen, daß ich nicht dazu gehöre: ich muß die erste seyn, die spricht. So wissen Sie es denn, Arist, ich habe Sie errathen, ich habe lange mit für Sie gelitten, Sie zum Opfer einer qualvollen Ungewißheit werden zu sehen. Ich habe das Herz geprüft, in das Sie ein eben so ungerechtes Mißtrauen, als in ihr Verdienst setzen. Es hat für Sie entschieden: Ihre Wünsche können erhört werden.

Arist (mit freudigem Erstaunen.) Unmöglich! Sie wissen, — — —

Fr. v. Thal. Ach Arist! Wir Weiber irren uns nicht leicht über diesen Punkt!

Arist. Und Sie wissen, die Person, die ich liebe, könne meine Gesinnungen mit ähnlichen erwiedern?

Fr. v. Thal. Kann ich nicht für mich selbst gutsagen?

Arist. So überzeugt sind Sie von der Sache?

Fr. v. Thal. O Arist! Warum sprechen wir noch weiter mit Allusionen!

Warum fürchten Sie noch immer, sich durch Nennung meines Namens zu compromittiren?

Aristi — (stutzt und macht große Augen.)

Fr. v. Thal (ohne es zu bemerken.) Ich bin aufrichtiger. Von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie habe kennen lernen, habe ich gefühlt, daß wir zu denjenigen Seelen gehören, die, durch eine frühere Vereinigung in einer Vorwelt mit einander verschwistert, sich auch in der unsrigen unwiderstehlich zu einander hingezogen fühlen, und bestimmt sind, hienieden wieder im ungetrennten Bande mit einander zu leben. Also! (ihm die Hand reichend) ohne weiteren Aufenthalt: Ich bin die Ihrige! —

Die Frau von Thal hatte erwartet, daß Aristi, durchdrungen von dem Gefühle seines Glücks, von Liebe und Dankbarkeit, ihr zu Füßen fallen würde. Aber er blieb stehen, versteinert vor Verwunderung, und zwischen Aerger und Lust zum Lachen schwebend.

„Was ist Ihnen, Arist, fragte die Frau von Thal: „Wird Ihnen nicht wohl?“ —

„In der That! stammelte Arist, Ihre Gewogenheit — die Größe Ihrer Seele! — Verzeihen Sie, daß ich mich wegbegebe, um mich zu fassen. Morgen sende ich Ihnen meine Antwort.“

Er entfernte sich, und ließ die Frau von Thal noch immer voll von der Ueberzeugung, daß ein Geschenk, wie das ihrer Hand, nicht ausgeschlagen werden könnte. Wie erstaunte sie daher, als sie am nächsten Morgen folgendes Billet von ihm erhielt:

„Ich erkenne den ganzen Werth des „Glücks, das Sie mir bestimmen. „Aber eben weil ich ihn erkenne, fühle „ich mich dessen unwürdig, und auf„ser Stande, von Ihrem Anerbieten „Gebrauch zu machen. Ich glaube, „Ihnen durch diese Erklärung den „sichersten Beweis der Gesinnungen

„zu geben, mit denen ich mich für
„Sie belebt fühle!“

An dem nämlichen Tage reiſte die Frau von Thal aus Pyrmont ab.

Unterdeſſen hatte die Gräfin die Begeiſterung, in die ſie durch Ariſtens Erzählung verſetzt war, überall laut werden laſſen. Sie ſprach von nichts Anderm: erzählte, daß ſie während der Vorleſung wie ein Kind geweint habe, und gab dem Verfaſſer die Namen des Einzigen und Göttlichen. Kaum ſah ſie ihn am folgenden Morgen in der Allee, als ſie auf ihn zueilte, ſich ihm an den Arm hing, und ſich, ſo zu ſagen, ſeiner ganz bemächtigte.

Ariſt antwortete auf die Lobeserhebungen, die ſie ihm ertheilte, daß er nur für ihren Beyfall gearbeitet habe, und er ſagte es ihr mit einer Wärme, die ſie überzeugte. Sie ſah ihn von nun an öfterer, und er wußte ihr bald begreiflich zu machen, daß er zärtlichere Empfindungen, als die der bloßen Be-

wunderung für sie hege. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, und sie war es sogar wohl zufrieden, daß es ziemlich allgemein hieß, sie habe dem Dichter, der ihr Geschlecht so schön darzustellen wußte, und folglich Kenner seiner Vorzüge seyn mußte, eine Leidenschaft eingeflößt. Zwar gab sie sich vor den Leuten das Ansehn, nur seine Anbetung zu leiden, und sie gerieth zuweilen über die öffentlichen Huldigungen, die er ihr vor Personen ihres Standes brachte, in Verlegenheit. Inzwischen fand sie doch seinen Umgang sehr unterhaltend, und ihr Herz ward nach und nach mit ins Interesse gezogen.

Arist versäumte nichts, den Geist der Gräfin mit derjenigen Schwärmerey anzustecken, die ihn am sichersten zu seinem Zwecke führen konnte. Er nutzte besonders dazu die Spaziergänge, wozu sie durch die schönen Gegenden in der Nähe Pyrmonts eingeladen wurden. Er führte sie auf die Gipfel der

Berge, und sprach dort mit anstecken-dem Feuer von dem Adel eines niedern Gegenständen und kleinlichen Vorur-theilen entrückten Geistes. Er bewog sie, zum ersten Mahle in ihrem Leben, den Anblick der aufgehenden Sonne zu geniessen, nahm Veranlassung von dem Licht und Leben, das bey dem Anblick des Gestirns über die seiner harrende Natur aufging, von der Seeligkeit ei-nes weit über uns erhabenen Wesens zu reden, das sich zur Verbindung mit niedern, die Daseyn und Glück von ihm erwarten, durch Liebe herabgezogen fühlt. Zuweilen begleitete er sie auch ins Schauspielhaus, und wandte jede Stelle, worin von Liebe und ihrer Ober-herrschaft über gesellschaftliche Conven-tionen die Rede war, mit Feinheit und Zärtlichkeit auf ihr gemeinschaftlich-s Verhältniß an. Das Herz der schönen Gräfin wurde oft erweicht, und ein schlecht unterdrückter Seufzer, ein spre-chender Blick, gaben ihm oft die Ueber-zeugung, daß sein Werth erkannt, daß

er geliebt würde. Inzwischen sah er die Gräfin wieder in andern Zeiten zu viel Theil an den geselligen Zerstreuungen nehmen, als daß er es gewagt haben sollte, schon jetzt den entscheidenden Antrag zu thun.

Unterdessen rückte die Zeit der Abreise der Gräfin heran, und Arist bemerkte, daß sie stiller und nachdenkender wurde, und daß sich zuweilen Thränen in ihre schönen Augen stahlen, wenn von Trennung die Rede war. Diesen Zeitpunkt hielt er zu einer Erklärung günstig; inzwischen bot sich keine Gelegenheit zu einer längeren Unterredung ohne Zeugen dar. Erst der letzte Nachmittag, den die Gräfin in Pyrmont zubrachte, verschaffte ihm dieses Glück. Sie glaubte, diesen, nachdem sie bereits von allen ihren Bekannten Abschied genommen hatte, dem Seelenfreunde, den sie vielleicht nie wieder sehen würde, schenken, und sich über das Qu'en dira-t-on? wegsetzen zu dürfen.

Er

Er schlug ihr, um diesen wichtigen Nachmittag und Abend auf das Beste zu nutzen, einen Spatziergang in ein benachbartes Thal vor, wo sich eine kleine Colonie von Manufakturisten angesiedelt hat. Sie stammen aus England her, sind durch das Band eigenthümlicher Religionsgrundsätze und Gebräuche eng mit einander verbunden, und von der übrigen Welt abgesondert. Sie haben einen sehr reizenden Ort zu ihrer Niederlassung gewählt. In ihren Sitten zeugt Vieles von ihrer Abstammung aus einem Lande, worin Nettigkeit und Reinlichkeit in Wohnung und Meublen, so wie Bildung des Geistes, selbst dem Stande des Handwerkers eigen sind. Ihr Wohlstand, Folge ihres Kunstfleißes, erlaubt ihnen, diese angebohrnen Neigungen zu befriedigen, und wird zu einer neuen Quelle des Genusses für diejenigen, die sie besuchen. Die ganze Einrichtung muß auf ein gutgeartetes Herz den tiefsten Eindruck machen. So liebend, so ein-

ander gleich, so fromm, so genügsam, und zugleich so behaglich leben diese Menschen hier neben einander *).

Die Gräfin wurde nach Gewohnheit ganz von dem Anblick dieser Anstalt hingerissen. Ach! wer hier sein Leben hinbringen könnte, rief sie, und drückte Aristens Arm, der sie führte, und ihren Ausruf mit einem Blicke erwiederte, in dem Beyfall und Freude glänzten. Sie verweilten sich lange, und gingen erst beym Mondenschein wieder nach Hause. Unterweges wurde viel von dem Leben über den Sternen gesprochen, das dem Erdenleben, wel-

*) Der Autor kennt diese Anstalt nur aus der Erzählung einer sehr würdigen und gefühlvollen Dame. Er kann diese sehr leicht mangelhaft eingenommen haben, und steht daher für die historische Treue seiner Darstellung, auf die es hier gar nicht ankömmt, keinesweges ein.

ches jene Thalbewohner genössen, gleichen müsse. Die Gräfin versicherte, daß sie oft gewünscht hätte, im Mittelstande zwischen Armuth und Reichthum geboren zu seyn, und daß diejenigen zufälligen Vorzüge, die ihr so oft von Unwissenden beneidet würden, ihr Rang, ihr Vermögen, ihr nicht selten zum ächten Genuß des Lebens im Wege stünden. Arist meinte, man könne in jedem Stande glücklich seyn, wenn man sich nur über Vorurtheile hinauszusetzen wisse, und mehr der Natur und seinem Herzen, als den Forderungen der Eitelkeit und der Abhängigkeit von dem unbegründeten Urtheile Anderer folgte. Die Gräfin gab ihm darin völligen Beyfall.

Unter diesen Gesprächen kamen sie auf der Gräfin Zimmer an. Sie fanden es so schön vom Mondenlichte erleuchtet, daß sie kein anderes Licht verlangten, und ließen sich neben einander auf dem Canapee nieder,

um die angefangene Unterredung fortzusetzen.

Die Erinnerungen aus dem Thale, der Inhalt ihrer Unterredung, das matte und zugleich wollüstige Mondenlicht, ihre ganze Lage gegen einander, entflammten ihre Imagination, und erhöhten ihre Reizbarkeit bis zur Schwärmerey. Arist sprach von den Tagen, die sie mit einander in Pyrmont zugebracht hätten, als von den glücklichsten seines Lebens: von seinem an Verzweiflung gränzenden Schmerz über die nahe Trennung von einer Dame, die ihm das Bild aller weiblichen Schönheit und Güte versinnlicht hätte, die er ewig anbeten, und o Quaal! vielleicht nie, nie wiedersehen sollte. Das Herz der Gräfin ward natürlicher Weise sehr erweicht, und ihre Sinne wurden es mit, als Arist in der Höhe seines Enthusiasmus den Arm um ihre Taille schlang. Sie litt es sogar, daß sein Mund die Thränen aufküssen durfte,

die häufig von ihren Wangen herabrollten. Diesen Augenblick glaubte Arist nutzen zu müssen. Ach! rief er, sollen Thränen der höchste Genuß seyn, den uns das Band unserer Herzen bereitet? Giebt mir dieß keine höhere Rechte?

Die Gräfin schwieg, und schlug die Augen nieder. Arist warf sich vor ihr auf die Knice. Ich kann nicht länger schweigen, rief er: mein Herz, mein Herz allein berechtigt mich zu meiner Forderung, aber es muß auch bey einem so edeln Herzen, als das Ihrige ist, jede Verwegenheit entschuldigen. Können Sie, fuhr er fort, indem er sein Gesicht in ihrem Schooße verbarg, können Sie mein seyn? — —

Die Gräfin drückte seine Hände mit großer Bewegung zusammen.

Was sagt mir dieser Druck? fuhr Arist fort. Daß Sie mir durch Ban-

de angehören wollen, die nichts auf der Welt wieder zerreißen mag?“ —

„Arist! sagte die Gräfin mit nachgebender Stimme, was fordern Sie? und bog sich sanft über ihn.“

„Alles für mich, und doch so wenig für Sie, wenn Sie mich wirklich lieben;“ sagte Arist. — Die Gräfin hob ihn auf, sie stützte ihr Haupt auf den Arm, verbarg ihre Augen hinter einer Hand, und überließ Aristen die andere, die er mit Inbrunst küßte. „Ja! rief er, in dieser Hand steht es, mich diesen Abend zum glücklichsten oder unglücklichsten aller Sterblichen zu machen. Bedenken Sie! Morgen, schon morgen trennen wir uns vielleicht auf ewig. Wollen Sie mich ohne Trost zurücklassen?“ Die Gräfin sah hinter ihrer Hand mit Blicken hervor, die Nachsicht verkündigten, und begleitete diese sogar mit einem Händedruck, der zur Kühnheit ermunterte. „Himmel!“ rief er,

„wär' es möglich! Sie könnten meine Wünsche erhören! Sie könnten einwilligen, mir ganz anzugehören!“ -- Der Blick der Gräfin wurde schmachtender, der Druck ihrer Hand ward stärker. — „O sagen Sie mir deutlicher, daß Sie mein seyn wollen,“ sprach er, indem er sich wieder zu der Gräfin setzte, und sie in seine Arme faßte. — „Sie reden nicht! fuhr er fort. Wie! Sie haben Bedenklichkeiten! Ich fühle meinen ganzen Unwerth: ich fühle den Umfang der Aufopferung, die ich verlange. Aber Alles, was die Liebe aufbieten kann, Ihre Großmuth zu belohnen, das leiste ich gewiß. Und im Grunde! was verlange ich denn? Bin ich nicht schon im Besitze des edelsten Theiles Ihres Wesens, Ihres Herzens? Giebt mir dieß nicht unbedingte Rechte auf den Besitz Ihrer ganzen Person? Erhält dieser nicht allein Werth durch jenes Herz? O reden Sie! Ich beschwöre Sie darum!“

„Arist, sagte die Dame mit gepreßter Stimme, Sie wissen es ja, daß ich Sie liebe!“ — „Das weiß ich, antwortete Arist, aber eben darum fordre ich diesen letzten Schritt, der mein Glück vollendet! O! Freundin! ich flehe Sie an! Lassen Sie mir es morgen hier, das seelige Bewußtseyn: Sie ist dein, dein im ganzen Umfange des Worts!“

Die Gräfin verließ ihre bisherige Stellung, und ließ sich in seine Umarmung gehen. Mit Feuer drückt' er sie an sich, und hielt sie so eine Zeitlang in stummen Entzücken. Endlich rief er; „Ich erliege unter dem Gefühle meines Glücks! Sie mein! Gräfin Tresky mein! Mit allen ihren Reizen, mit allen ihren Vorzügen! Ich fasse es nicht: ich träume!“ Dann sprang er auf, und maß das Zimmer mit großen Schritten, während daß die Gräfin ihm mit einiger Verwunderung nachsah. „O! sprach er nun, indem er sich wieder zu ihr setzte: Lassen Sie uns im Angesicht des

keuſchen Geſtirns, das uns beſcheint, den feyerlichen Bund beſiegeln, der uns auf immer an einander knüpft! Sagen Sie es mir beſtimmt und deutlich, was Sie für mich thun wollen, damit ich das himmliſche Wort höre, und es fühle, daß ich wache!"

Ariſt! antwortete die Gräfin ſanft, aber mit einer Miſchung von Ungeduld: Sie ſind ſonderbar! Wie kann eine Frau in ſolchen Augenblicken ſich deutlicher ausdrücken, als ich es thue. Sie ſehen ja, daß Ihnen die Liebe Alles einräumt! — „Und ich kann ſicher ſeyn, fragte Ariſt, daß dieſer wichtige Entſchluß nicht Folge der Ueberraſchung Ihres Herzens ſey? O Freundin! bedenken Sie, wie unglücklich Sie mich machen würden, wenn dieſer Abend Ihnen je Vorwürfe bereiten könnte! Bedenken Sie alle ſeine Folgen, und ſagen mir dann mit völliger Zuſtimmung Ihrer Vernunft: ich bin auf ewig die Ihrige: ich bin es freywillig, und mir

allein ist die Schuld beyzumessen, wenn mich dieser Schritt je gereuen könnte!“ —

Bey diesen Worten sah ihn die Gräfin verwundert ins Gesicht, und indem sie sich langsam und verdrüßlich wieder in ihre vorige Stellung zog: „ich danke Ihnen, sagte Sie, daß Sie mir Bedenklichkeiten ins Gedächtniß rufen, über die eine augenblickliche Schwäche mich beynahe verblendet hätte.“

Arist. Wie! Sie nennen Schwäche, was ich für die Wirkung der höchsten Großmuth nahm!

Gräfin. Sie sprechen ja selbst von Vorwürfen, von Reue, die ich mir bereiten könnte!

Arist. Wenn Sie Vorurtheilen gewöhnlicher Menschen huldigten! Aber einer wahrhaft edlen Seele würde der Entschluß, den ich von Ihnen verlange, den höchsten Anspruch auf Selbstschäzzung und die Verehrung aller achtungswürdigen Menschen gewähren.

Gräfin (mit immer wachſender Verwunderung.) Verſtehen wir uns?

Ariſt. Mich dünkt, mein Antrag ſey ſehr klar. Ich habe um Ihre Hand gebeten!

Gräfin (mit ironiſcher Menaier.) Um meine Hand?

Ariſt. Mit Ihrem Herzen, verſteht ſich. Ich frage: ob Sie Ariſtens Gattin werden wollen?

Gräfin (die ihr Lachen kaum verbeißt.) Madam Ariſt?

Ariſt (wüthend aufſpringend) Sie lieben mich, und lachen über den Gedanken, meinen Namen zu führen!

Gräfin (die gleichfalls aufſteht, kalt.) Lieber Herr Ariſt! ich bin überzeugt, daß es ſehr ehrbringend für mich ſeyn würde, meinen Namen mit dem Ihrigen zu vertauſchen. Aber ich bin nicht gewillet, meinen Stand zu verändern! — (Mit einer entlaſſenden Pantomime.) Es iſt ſpät, lieber Herr Ariſt! Leben Sie wohl!

Arist ging, und er würde noch an dem nämlichen Tage Pyrmont verlassen haben, hätte ihn nicht noch eine Hoffnung dort aufgehalten. Das Fräulein von Kranewitz, Nicce der Dame dieses Namens, hatte ihm von seinem ersten Eintritt in die gelehrte Cotterie an ganz besondre Beweise von Aufmerksamkeit gegeben. Ihr kleines nichts sagendes Auge ruhte oft stier und starr auf seiner Person, und wenn es dem seinigen begegnete, schlug es den Blick zur Erde nieder. Sah er sie etwas länger an, so holte sie tiefe Seufzer aus der hochwallenden Brust, und rückte in sichtbarer Verlegenheit auf ihrem Sitze hin und her. Ihr sonst in sehr enge Falten eingeschnürter Mund schien, wenn er sprach, jedes Wort von ihm verschlingen zu wollen, und sich nur für seinen Witz zum Lächeln zu verziehen. Sie drängte sich gern in seine Nähe, schien ihm gern eine Anrede abgewinnen zu wollen, und wurde, wenn er sie ansprach, roth bis über beide Ohren. Ja!

ſie liſpelte ihm ſogar einmahl zu, daß ſie die Gräfin Treſky gar nicht leiden möchte, weil ſie ihn ganz hinnähme, und andre Leute, die ihn doch auch gern genöſſen, gar nichts von ihm haben könnten. Alles dieß hätte auch bey einem weniger eiteln Manne, als Ariſt es war, die Ueberzeugung erwecken müſſen, daß er dem Herzen des Fräuleins nicht gleichgültig geblieben ſey. Inzwiſchen machte dieß nur wenigen Eindruck auf das ſeinige, ſo lange er ſich mit der Hoffnung auf den Beſitz der Gräfin ſchmeichelte. Aber ſo bald dieſe verſchwunden war, ward er aufmerkſam auf das Fräulein von Kranewig. Sie war zwar ein arges Gänschen: aber ſie war ſehr reich: ſie hatte große Connexionen, und ſo entſchloß ſich Ariſt, auch dieſes Abentheuer noch zu verſuchen, um ſo mehr, da er ſich überzeugt hielt, es viel leichter als das vorige zu Ende zu bringen. Er war jedoch durch den Vorgang mit der Gräfin ſcheu geworden, und beſchloß daher,

nicht eher mit einem Heirathsantrage hervorzutreten, als bis er ganz sicher seyn würde, keine abschlägliche Antwort zu erhalten.

Das Fräulein nahm die Aufmerksamkeiten Aristens sehr günstig auf, und schien täglich mehr Zutrauen zu ihm zu gewinnen. Es war sogar unverkennbar, daß sie weniger äußerte, als sie fühlte. Oft fing sie eine Rede an, die sie abbrach, und schien aus jungfräulicher Schamhaftigkeit ein Bekenntniß zu unterdrücken, das schwer auf ihrem Herzen ruhte. Arist glaubte, ihrer Furchtsamkeit zu Hülfe kommen zu müssen. „Sie scheinen, sagte er ihr einmahl, mir etwas anvertrauen zu wollen, das Sie wider Ihren Willen zurückhalten. Womit kann ich dieß Mißtrauen verdient haben?“ — „Ach! sagte das Fräulein, ich fürchte mich vor Ihnen: Sie sind so berühmt!“ — „Wenn ich es wäre, antwortete Arist, halten Sie mich für so eingenommen

von mir ſelbſt, ein Verdienſt, wie das Ihrige zu verkennen?“

Fräulein. Sie ſchmeicheln!

Ariſt. Gewiß nicht! Sie verbinden mit Ihren Vorzügen einen, der mehr als alle übrige werth iſt: Sie ſind beſcheiden! Aber hüten Sie ſich, daß er nicht in Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt ausarte! —

Fräulein. Ach! ich kenne meine Leute! Die halten ſich gar zu leicht über einen auf! — Und doch! Wenn ich nur von Ihnen ſicher wäre — — — —

Ariſt. Von mir? O ſeyn Sie überzeugt, ich fühle ſie ganz. Reden Sie, mein Herz wird das Ihrige verſtehen! — —

Fräulein. Hier geht es nicht. Ich muß Sie allein ſprechen.

Ariſt. Allein?

Fräulein. Ja! daß uns Niemand ſieht und hört. Wenn ich es nur zu machen wüßte!

Ariſt. Sollte denn das gar nicht einzurichten ſeyn? —

Fräulein. Ich habe schon hin und her gedacht. Meine Tante meint, es ginge wohl, wenn, — — —

Ariſt. Wie! Ihre Frau Tante weiß darum?

Fräulein. Glauben Sie denn, ich würde einen ſolchen Schritt ohne ihre Einwilligung thun?

Ariſt. Edles Mädchen! Und was meint denn Ihre Frau Tante?

Fräulein. Sie meint, daß wenn Sie nur wollten, — — —

Ariſt. Und Sie können daran zweifeln: ob ich will? Gewiß! Ich thue gern Alles, was Sie von mir verlangen!

Fräulein. Nun ſo kommen Sie Morgen früh, ehe die übrige Geſellſchaft aufſteht, in die dritte Nebenallee rechter Seits. Dort iſt eine Bank: da erwarten Sie mich.

Ariſt. Ganz gewiß!

Fräulein. Aber ich fürchte, Ihnen Beſchwerde mit dem frühen Aufſtehn zu machen.

Ariſt. Das können Sie im Ernſte ſagen?

Fräulein. Wenn Sie mich aber auslachen — — —

Ariſt. Welche Bedenklichkeiten!

Am folgenden Morgen fand ſich Ariſt ſehr früh an dem beſtimmten Platze ein. Er hatte noch nicht lange gewartet, als er das Fräulein ſehr emſig die Allee einhertrippeln ſah. Sie ſchauete oft furchtſam hinter ſich, ob ſie auch von Jemanden bemerkt würde, und kam außer Athem bey ihm an! „Ach lieber Herr Ariſt, ſagte ſie, nachdem ſie ſich ein wenig erholt hatte: Was werden Sie von mir denken! Wirklich! ich weiß gar nicht, wo ich den Muth hernehme!“ —

Ariſt that Alles, um ſie zu beruhigen, und drang in ſie, ſich ihm ſobald als möglich zu entdecken. — „Herr Ariſt! hob ſie endlich mit geſenktem Blicke, und an den Fingern zupfend,

an: Sie werden mein Geheimniß vielleicht schon errathen haben. Lange, glauben Sie es mir, habe ich mit mir gekämpft. Aber meine Tante hat mir Muth eingesprochen, und Ihre Güte für mich, seitdem die fatale Gräfin fort ist" — — „Welche Umschweife, fiel Arist ungeduldig ein: Sagen Sie, sagen Sie her, was ich so begierig kennen zu lernen bin!" — „Nein! hersagen kann ich es nicht, antwortete das Fräulein. Ich bin zu schüchtern! Ich habe es aufgeschrieben. Sie müssen es selbst lesen."

Das Fräulein zog mit diesen Worten ein Papier aus dem Busen, das sie Aristen überreichte. Dieser nahm sich kaum die Zeit, einen Kuß darauf zu drücken, eh' er es entfaltete. Die Aufschrift war: an einen edeln Freund! Aristens Augen funkelten von Freude bey ihrem Anblick: dankbar ergriff er des Fräuleins Hand, rief: Vortreffliches Mädchen! und las dann weiter.

O du, für den mein Herz der Freundschaft Regung fühlte, —

Wie! rief er: sogar in Versen? „Ja! sagte das Fräulein. Mit der bloßen Prosa mochte ich Ihnen nicht kommen.“ — Poesie, antwortete Arist, ist die Sprache des Herzens. Also weiter:

O du, für den mein Herz der Freundschaft Regung fühlte,
Als ich im Flügelkleid noch mit der Puppe spielte.

Wie! rief Arist. Hat mein bloßer Ruf — haben meine Schriften Ihnen schon so früh freundschaftliche Empfindungen für mich eingeflößt?

Fräulein. Ach nein! Ich habe Sie hier zum ersten Male nennen hören, und ich kenne nichts von Ihren Werken, als was Sie neulich in der Gesellschaft zum Besten gaben.

Arist. Aber Sie sagen doch in Ihren Versen, daß Sie mich schon als Kind geliebt hätten.

Fräulein. Sie?

Ariſt. Wen denn?

Fräulein. J! den Grafen Sanne, meinen Couſin: an den ſind die Verſe gerichtet!

Ariſt. Aber was ſoll ich denn damit?

Fräulein. Mir ſagen, ob ich ſie wohl in unſrer Geſellſchaft vorleſen kann, ohne ausgelacht zu werden.

„Verdammt!“ rief Ariſt, warf ihr die Verſe in den Schooß, und begab ſich eiligſt weg.

„Wovor laufen Sie denn?“ rief ihm das Fräulein nach.

„Vor Ihren Verſen!“ ſchrie ihr Ariſt zu, und am folgenden Tage war er aus Pyrmont verſchwunden.

Anzeige.

Von dem herrlichen Werke: Principes des moeurs chez toutes les nations, ou Catechisme universel, par *Saint Lambert*; IV. Vols. ist bey uns der erste Band einer deutschen Uebersetzung desselben, unter dem Titel:

Die Tugendkunst; oder Universal-Katechismus für alle Völker der Erde, (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

erschienen. Er enthält, außer der Vorrede des Uebersetzers und einer Einleitung des Verfassers, die eine kritische Uebersicht der Moralprincipien der alten und neuen Philosophen liefert: 1) die analytische Beschreibung des Menschen, und insbesondere des Man-

nes; 2) die analytische Beschreibung des Weibes, letztere in Dialogen zwischen dem Philosophen Bernier und der berühmten Demoiselle de l'Enclos; 3) eine Anweisung zum Denken, oder Logik, in erzählender Form, Ponthiamas betitelt. Die Uebersetzung ist nach der einzig vom Verfasser anerkannten Ausgabe verfertigt, und wird auch die Analyse historique de la Societé in sich begreifen, die von den Pentarchen zu Paris im vorigen Jahr unterdrückt ward, weil der Verfasser darin die englische Verfassung mit gerechter Waage wägt, die väterlich-monarchische Regierung für die angemessenste für Frankreich hält, und den ehemaligen Zustand der Schweitz lobt.

Sowohl beym Unterricht der Jugend, als bey der Hausandacht, kann man mit diesem Werke verbinden:

Gottesverehrungen der Neufranken; oder Handbuch der Theophilanthropen; einer unlängst zu Pa-

ris entstandenen religiösen Gesellschaft. Aus dem Französischen.

Es besteht aus drey Sammlungen, (Preis 2 Thlr. 4 gr.) Jedes Heft der in unserm Verlag erschienenen deutschen Uebersetzung hat einen Anhang, worin historische Nachrichten von dem Fortgange dieser religiösen, von dem Direktor Reveilliere Lepaux begünstigten Gesellschaft gegeben werden; von des Letztern im National-Institut gehaltenen Rede über den Cultus findet man darin einen Auszug und eine Uebersezzung der merkwürdigsten Stellen; eine Beurtheilung derselben, so wie der ganzen Anstalt; im Anhange zur dritten Sammlung aber, der von S. 127—332 geht, eine praktische Anleitung zu Erlangung moralischer Vollkommenheit, ein Bruchstück aus Franklin's noch zur Zeit ungedruckten Memoiren, ein Schreiben von Diderot über Prinzen-Erziehung, ein Gespräch von Galliani über den Charakter des weiblichen Geschlechts, eine Entwicklung der Absich-

ten des Stifters der christlichen Religion von Hrn. D. Reinhard in Dresden, (Churfürstl. Sächs. Oberhofprediger,) ein Gespräch zwischen Sokrates und seinem Sohn Lamprokles, der seine Mutter verachtete, u. s. w. Auch der Anhang zur zweyten Sammlung enthält bereits ein paar neue Aufsätze, um dieses Handbuch der Freunde der Naturreligion auch zu einem Handbuche christlicher Familien zu machen. Ueber die nützliche, und in unsern Zeiten höchst nöthige Verbindung der Naturreligion mit dem Christenthum zur Bildung vernünftiger und gesitteter Staatsbürger, erklärt sich der deutsche Herausgeber dieses Handbuchs in einigen Anmerkungen zu demselben; am ausführlichsten aber in der von ihm herrührenden Vorrede seiner Uebersetzung des Saint-Lambertschen Werkes.

Dykische Buchhandlung.

Ramdohr.

Moralische Erzählungen.

Th. II.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

08, 5013

Moralische Erzählungen

von

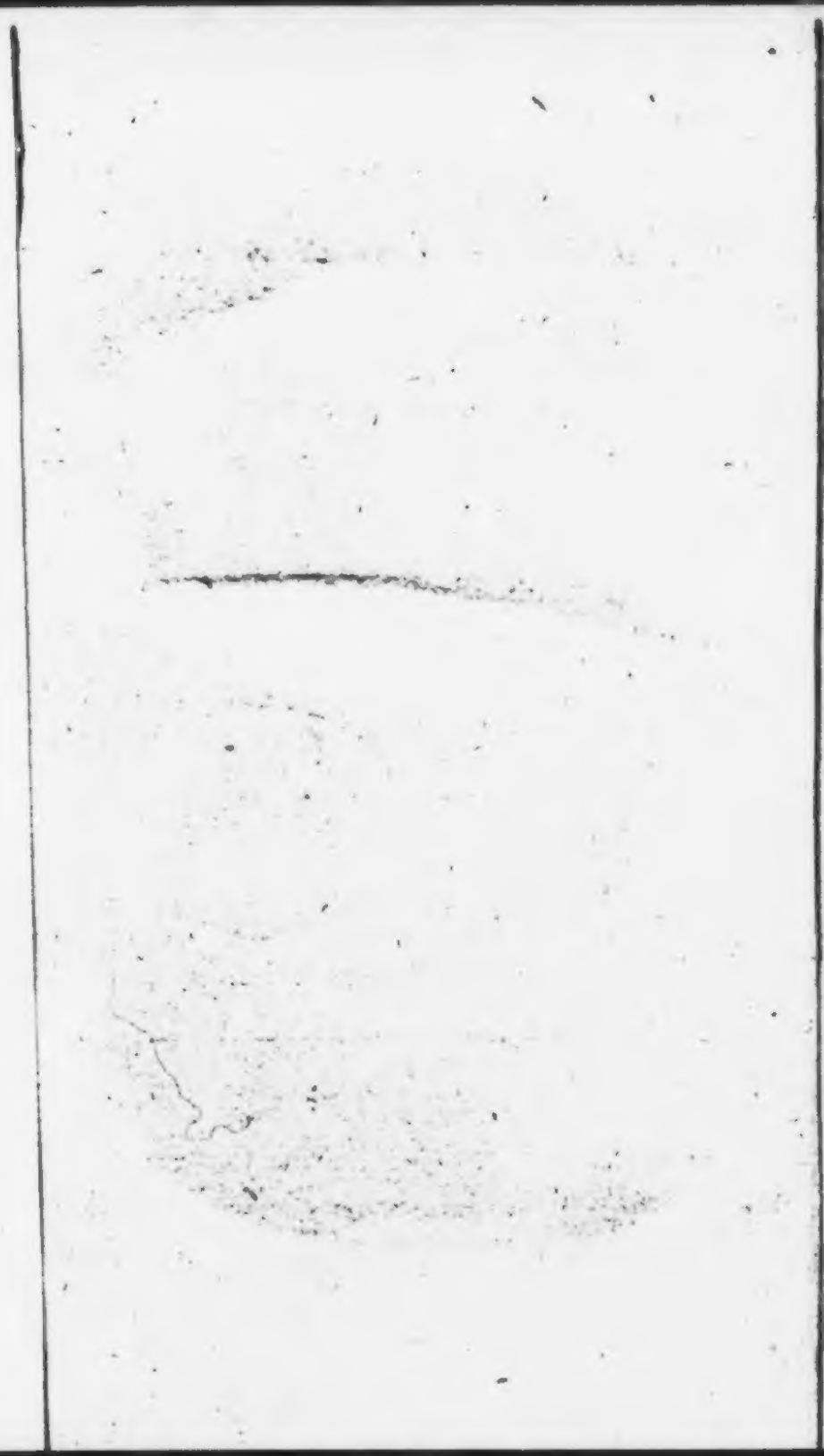
Friedr. Wilh. Basilius von Ramdohr
aus Hoya.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweyter Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1799.

2372



Vorrede

zum zweyten Theile.

Nur ein Paar Worte brauche ich dieſem zweyten Theile vorauszuſchicken, und zwar über die erſten fünf Erzählungen, die darin enthalten ſind. Was ich über die ſechſte zu ſagen habe, folgt in der Einleitung, die ihr vorgeſetzt iſt.

Jene fünf ersten Erzählungen gehören, als Abschnitte, zu einem Plane, auf den ich durch einen Aufsatz von Hume, unter der Aufschrift: die vier Philosophen, geführt wurde. Dieser berühmte Schriftsteller läßt darin den Epikuräer, den Platoniker, den Stoiker und den Skeptiker hintereinander auftreten, und ihre Systeme über die Glückseligkeit entwickeln. Ich gestehe, daß mir das Werk weder in dogmatischer noch aesthetischer Rücksicht sehr gefällt. Es scheint mir, wenn ich das Skeptische System ausnehme, der Geist der übrigen nicht einmal ganz darin gefaßt zu seyn. Inzwischen, wie gesagt, diese kleine Schrift hat mich auf die Idee gebracht, die vier weibli-

chen Syſteme über Glückſeligkeit zu ſchreiben.

Eine allgemeine Tugendlehre mag es geben, aber eine allgemeine Glückſeligkeitslehre für dieſe irdiſche Welt iſt ein Unding *). Das höchſte Gut für

---

*) Um zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, die wir auf Erden genießen können, einen Unterſchied zu machen, braucht man kein Kantianer zu ſeyn. Lange vor dem Philoſophen in Königsberg, hat ſogar der Philoſoph in Ferney in ſeinem berufenen Dictionaire philoſophique article: Souverain - Bien. Sect. 2. geſagt: la vertu n'eſt pas un bien; c'eſt un devoir; elle eſt d'un genre ſuperieur. Elle n'a rien à voir aux Senſations douloureuſes, ou agreables.

den einen, kann es schlechterdings nicht für den andern seyn, und wenn auch zwey Menschen darüber einerley Meinung zu seyn glauben, so modificirt es doch ein jeder nach seinem besondern Charakter und nach seiner ihm eigenthümlichen Lage. Von denjenigen, was zu unserm ewigen Heile dient, ist hier die Frage nicht. Wir reden von einer Glückseligkeit, die man hier auf Erden bereits vollständig genießen kann.

Ich glaube nun, daß die Verschiedenheit in dem Systeme jener Philosophen über das höchste Gut hauptsächlich in den ursprünglichen Neigungen und Kräften ihrer Anhänger, in ihrer

Bildung und äußern Verhältniſſen ihren Grund finde: daß dieſe Syſteme nach Verſchiedenheit der Umſtände wahr und falſch ſeyn, und daher durchaus keine allgemeine Verpflichtung mit ſich führen können. Dieß zu zeigen, habe ich ihren verſchiedenen Gehalt Perſonen in den Mund gelegt, die durch kein Raiſonnement, ſondern durch Gefühl darauf geführt ſind, und hernach ihre Lebensgeſchichte erzählt. Ich laſſe hier vier Frauenzimmer auftreten, welche gleichſam als Repräſentanten der vier herrſchenden Neigungen ihres Geſchlechts erſcheinen: der Luſt an Sinnengenuß und unterhaltender Zerſtreuung, des Hanges nach empfindſamer Schwärmerey, der Herrſchſucht, und

des Geschmacks an solchen Freuden, welche allein ein wahrhaft liebendes Herz zu schaffen und zu genießen im Stande ist. Diese vier Neigungen habe ich dadurch idealisirt, daß ich sie unter die günstigsten Verhältnisse zu ihrer Ausbildung, und zu einer solchen Befriedigung gesetzt habe, die mit der Sittlichkeit vereinbar ist, und von der Lebensweisheit geleitet wird. Dadurch wird es zugleich begreiflich, wie der Eudämonist Glückseligkeit mit Tugend verwechseln kann.

Den Skeptiker habe ich nicht verweiblichen können. Zweifeln und dabey glücklich seyn ist nicht in der Natur des zärteren Geschlechts. An die

Stelle dieſes Philoſophen habe ich eine Perſon geſetzt, welche derjenigen Meinung über irdiſches Glück beypflichtet, die vorzüglich ſeit der Stiftung unſerer Religion bey den mehreſten Syſtemen neuerer Philoſophen, genau geprüft, zum Grunde liegt, daher ich ſie auch die Chriſtianerin genannt habe. Denn Wünſche nach ſtiller Genügſamkeit, nach den ruhigen aber einfachen Freuden des Mittelſtandes, und nach dem ſüßen Genuß des häuslichen Glücks, lagen außer dem Kreiſe des Republikaners in Athen und Rom, und ihrer Bewohner in den Zeiten des erſten Andenkens und der übriggebliebenen Kraft ihrer unterdrückten Freyheit.

Die Wichtigkeit und die Schwierigkeit des Unternehmens wird mir besonders bey dieser Reihe von Dichtungen Nachsicht erwecken.

Der

Aufenthalt am Garigliano;

oder

die vier weiblichen Systeme über Glückseligkeit.

Es war im Winter, als ich auf einer zweyten Reise *) von Neapel nach Rom am Garigliano ankam. Dieser Fluß war durch den häufigen Regen stark angeschwollen, und seine schäumenden Fluthen erlaubten nicht den Uebergang. Mehrere Tage mußte ich an seinen Ufern

*) Des Unfalls, dem den Verfasser auf der ersten begegnete, erinnert man sich aus der Erzählung: Signora Aventura.

zubringen, um das Ablaufen der Gewässer abzuwarten, in einem elenden Wirthshause, worin Schmutz und elende Kost den Aufenthalt unerträglich machten.

Ich traf daselbst ein Paar Reisende an, die vor mir angelangt waren: einen russischen Fürsten, Obristen und Kammerherrn Ihrer Majestät, der Selbstherrscherin aller Reußen, erst fünf und zwanzig Jahre alt, aber bereits entnervt durch Ausschweifungen aller Art, denen er sich ein Paar Jahre lang in Paris, und einige Wochen über in Neapel überlassen hatte. Ihm war in Italien nichts merkwürdig gewesen, als die Freudenmädchen, und da er diese diesseits der Alpen weniger reizend fand, als in der Hauptstadt Frankreichs, so eilte er dahin zurück. In seiner Gesellschaft fand sich ein Pariser Pflastertreter, ein Abbe', der ihm die Langeweile durch Erzählung weltbekannter Anekdoten, die aber für den Fürsten den völ-

ligen Reiz der Neuheit hatten, und durch Declamation einiger Tiraden aus den schlüpfrigsten Produkten des französischen Parnasses zu verscheuchen suchte.

Das Wetter war regnicht und kalt. Wir suchten Schutz in einem jener räumigen Kamine, dergleichen in den Wirthshäusern des untern Italiens angetroffen werden. Mehrere Personen können darin bequem neben einander sitzen. Wir fanden aber hier wegen der nassen Reiser, die man auf den Heerd warf, mehr einen Rauchfang, als einen Zufluchtsort wider die Kälte.

Diese Beschwerlichkeit wurde mir jedoch weniger unerträglich, als das Betragen meiner Gesellschafter. Der Fürst wiegte sich auf seinem gegen die Wand gelehnten Stuhle hin und her. Er hatte die Schlafmütze über die Augen und Ohren gezogen, gähnte und murmelte Flüche über Italien und alle seine Bewohner. Der Abbe' stimmte mit

ein, und erklärte Paris für den einzigen Ort, wo man leben könne. Um der Unterredung eine andre Wendung zu geben, sprach ich von einigen Zeitbegebenheiten, von der Macht des russischen Reichs, von der Größe seiner damaligen Beherrscherin, und von ihrer Absicht, die ottomannische Pforte zu stürzen. Die beyden Herren schwiegen. Endlich hob der Prinz an: Sie scheinen, mein Herr, große Kenntnisse von den öffentlichen Angelegenheiten zu haben. Ich bin zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, und außer Landes geschickt, um die Politik zu studieren. Der Himmel weiß! ich habe in der Fremde nichts kennen gelernt, als die hübschen Mädchen, und ich weiß so wenig etwas von den auswärtigen Verhältnissen meines Vaterlandes, als von seinem innern Zustande. Sagen Sie mir doch, fuhr er gähnend fort, wie — ich es anfangen muß, — ein profunder — Politicus zu werden.

Da muß man, sagte der Abbe', der für mich das Wort nahm, die Werke des großen Corneille studieren: darin finden wir die Quintessenz aller Politik; und ohne eine weitere Anforderung abzuwarten, fing er an, einige Scenen aus dem Cinna herzudeclamiren. Ich habe mich an das conventionelle Spiel der Franzosen in ihren Trauerspielen nie gewöhnen können: der mehr unterirrdische als feyerliche Ton, mit dem die einförmigen Alexandriner bald langsam cadencirt, bald fürchterlich hergerollt werden, — dem Donner gleich, der anfangs aus der Ferne murmelt, und plötzlich laut an unsrer Seite niederplatzt, — der mehr anmaaßende als edle Anstand des Akteurs, ihr Einherschreiten wie die Götter der alten Fabel, und ihre abgemessenen Bewegungen, ließen mich, selbst auf dem Theater von Paris, mehr eine künstliche Geistererscheinung als die Darstellung einer menschlichen Handlung in der Aufführung der Meisterstücke ihrer Tra-

giker sehen. Aber die Declamation dieses Abbe's, der, wie alle Nachahmer, übertrieb, reizte nun gar meine Nerven bis zu convulsiviſchen Verzuckungen, und ich glaube es dieſer Stunde zurechnen zu müſſen, daß man mich mit der franzöſiſchen Declamation eines Trauerſpiels, wie gewiſſe Thiere mit dem Hahnengeſchrey, jagen kann wohin man will.

Ich verſicherte den Abbe' in meiner Ungeduld, daß ich das Theatre italien dem theatre de la nation' weit vorzöge. Aber da kam ich aus dem Regen in die Traufe! Er, der ſich einer ſchönen Baßſtimme ſchmeichelte, fing auf einmal ein Vaudeville mit einer ſolchen Stentorſtimme zu brüllen an, daß der Kamin davon bis zum Einſturz erſchüttert wurde. Der Prinz, der während ſeiner Declamation eingeſchlafen war, fuhr im Schrecken auf, und fragte: ob der Garigliano mit ſeinen Fluthen das Haus ſtürme? Sobald er ſich erholt

hatte

hatte, ließ er sich erkundigen, wie lange es noch währen würde, ehe man über den Fluß setzen könne. Man antwortete ihm: ein Paar Tage! Dieß fand der Prinz unausstehlich, und er entschloß sich daher lieber mit seinem Begleiter nach Neapel zurückzureisen, als länger an diesem genußleeren Orte zu verweilen.

Ich freute mich über ihre Abreise, las ein wenig, nahm mein Tagebuch vor, und schrieb die Bemerkungen auf, die ich während meines Aufenthalts in Neapel über Menschen und Kunst gemacht hatte. Allein ich ward in dieser Beschäftigung durch die Ankunft einer Gesellschaft von Damen gestört, die dicht neben mir an ein Zimmer einnahm. Nur eine bretterne Wand trennte uns von einander; ich konnte jedes Wort, das sie mit einander sprachen, verstehen.

Die Bescheidenheit rannte mir zu, daß ich durch ein Geräusch meine Nach-

barschaft und den unberufenen Zuhörer zu erkennen geben müßte: die Neugier reizte mich dagegen, von der so seltenen Gelegenheit Gebrauch zu machen, die Unterhaltung einer Gesellschaft von lauter Damen, die ohne Ahnung eines männlichen Ohrs mit einander redeten, zu belauschen. Während des Streits, der sich darüber zwischen meinem bessern und schlechtern Ich erhob, hörte ich aus den Reden, die meine Nachbarinnen mit einander wechselten, daß sie nur zufällig in Neapel zusammen gekommen wären, zu besserer Unterhaltung die Reise bis Rom in Gesellschaft machen wollten, und sich daselbst wieder von einander trennen würden. Hier können keine Geheimnisse verhandelt werden, sagt' ich mir: deine Menschenkenntniß wird gewinnen, du wirst dich wenigstens belustigen, ohne zu schaden, ohne beschwerlich zu fallen, — und meine Neugier siegte.

Eine von den Damen bestellte das Abendessen; sie wählte unter den Spei-

ſen, die man ihr vorſchlug: ſie gab dem Koche Anleitung, wie er ſie ſchmackhaft zubereiten ſollte, und beſtellte einige Flaſchen des beſten Weins, der zu haben ſey. Die übrigen lachten über ihre Sorgfalt.

Was können Sie an dieſem Orte Gutes erwarten? ſagte die eine in einem wegwerfenden Tone. — Raſch und munter, antwortete die andere: das Gute iſt allemal das Beſſere unter den Schlechteren. — Wie! ſagte eine dritte mit etwas gezogener Stimme: gehört das Eſſen auch mit zu Ihrem höchſten Gute? — O meine Lieben, ſprach eine vierte bittend und ſanft: fangen wir nicht wieder zu ſtreiten an! — Aber es iſt doch nicht gleichgültig, ſagte eine der Vorigen, zu wiſſen, wer von uns das höchſte Gut auf dem ſicherſten Wege verfolgt: und wenn wir uns einander auch nicht bekehren, ſo ſpannt doch dieſe Erörterung den Geiſt! — Oder beluſtigt wenigſtens für den Augenblick! ſetzte

eine andere hinzu? — Man wiegt sich in angenehme Träume ein! sagte die dritte. — Wie Sie wollen! sagte die vierte: nur lassen Sie uns bis nach Tisch warten, ehe wir die Discussion erneuern; und dann mag eine nach der andern ihre Meinung sagen, und sie mit Gründen unterstützen, ohne daß die Uebrigen sie unterbrechen. So versteht man sich besser: so erhitzt man sich weniger durch Widerspruch.

Mit diesem Vorschlage war man allgemein zufrieden. Die Ordnung, in der eine jede hinter einander reden sollte, wurde zum voraus durch's Loos bestimmt. Die Damen wechselten darauf einige gleichgültige Gespräche, — der Tisch ward angerichtet — die Stühle wurden zusammengerückt, und das Geklirre der Gläser und des Geschirrs verkündigte mir bald darauf, daß man mit der Abendmahlzeit beschäftigt sey. — Man denkt sich leicht die Ungeduld, mit der ich ihr Ende erwartete, und wie

langweilig mir der gute Appetit dieſer Damen wurde, mir, der ich auf nichts begierig war, als auf die Nahrung, die ich meinem Geiſte von ihrer Unterhaltung bey dem Nacheſſen verſprach!

Ich lernte unterdeſſen ihre Stimmen unterſcheiden, deren ich nur viere wahrnehmen konnte. Es waren ihrer auch nicht mehrere zuſammen, wie ich in der Folge mit Zuverläſſigkeit erfahren habe. Die eine hieß Signora Allegrina, die andere Signora Fantaſtica, die dritte Signora Altieri, und die vierte Signora Cordelia. Ob ich dieſe Entdeckung noch während des Aufenthalts in meinem Schlupfwinkel oder nachher gemacht habe, erinnere ich mich nicht genau. Ich ſetze aber die Namen gleich hierher, um meine Rednerinnen beſſer zu bezeichnen.

Signora Allegrina war die erſte, welche die Reihe zu ſprechen traf.

„Ich bin keine Freundin von langen Vorreden,“ sagte sie. „Nur dieß, Einzige: Fern sey alle Ziererey! Fern alle falsche Scham vor natürlichen Empfindungen, und noch mehr jene Eitelkeit, durch erlogene zu glänzen! Natur und Vernunft mögen allein meine Gefühle und meine Worte leiten!

„Wenn wir bey allen Weibern eine Umfrage halten könnten, in welchen Augenblicken ihres Lebens sie dieß am höchsten und vollständigsten genossen hätten, und sie wollten recht aufrichtig antworten; ich bin sicher, sie würden zwischen zwey Momenten zweifelhaft anstehen. Der eine ist derjenige, worin die Geliebte die erste Umarmung des Mannes fühlt, dem sie ihr Herz geschenkt hat: der andere ist derjenige, worin das junge Mädchen in der Blüthe der Jugend zum ersten Mahle in die größere Gesellschaft tritt, und durch ihren Putz, ihre Talente, ihre Schönheit, die Bewunderung, den Neid, die

Wünsche von beyden Geschlechtern auf sich zieht."

Wie! riefen die andern Damen, wie, Signora, ist das Ihr höchstes Gut?

„Still! antwortete die Rednerin: das Unterbrechen ist wider die Abrede. — Wären wir bestimmt, nur einige wenige Augenblicke zu leben: Das Schicksal setzte uns mit den Erfahrungen, die wir haben, nur auf eine so kurze Zeit in diese Welt, und spräche: Genießet nach Herzenslust! nachher ist es aus, auf immer aus! — Wer würde dann wohl anstehen, entweder die Befriedigung der ersten Liebe oder der ersten Coquetterie zu wählen, um wenigstens mit dem Bewußtseyn zu vergehen, das Höchste, was ein so vorübergehendes Leben darbieten kann, genossen zu haben! Fragen Sie das Mädchen unter wilden Nationen, das nicht über die gegenwärtige Minute seines

Lebens hinausdenkt: fragen Sie das rohe Weib unter unsern niedern Ständen, das jener Wilden ziemlich in der Art, die Sachen anzusehen, gleicht: welches ist der höchste Genuß? sie werden Beyde eben so entscheiden!

„Sind diese beyden bestimmten Wonnegefühle auch nicht die einzigen, welche die Natur unserm Geschlechte angewiesen hat, so sind es doch diejenigen, die am allgemeinsten empfunden, und deren Süßigkeit am wenigsten in Zweifel gezogen wird. Sie dienen zum Muster, wornach alle andre beurtheilt werden. Was alle unsre Wünsche eben so in einen Augenblick zusammendrängt und ausfüllt, als der erste Kuß des Geliebten, als die erste öffentliche Huldigung für unsre Reize; das nennen wir einen recht seeligen Genuß! Nur die Rücksicht auf ein längeres Leben und das Maaß unsrer Kräfte verhindern uns, diese starken Erschütterungen unserer Sinne und Eitelkeit für das höch-

ſte Gut ſelbſt zu halten. Denn leider! wird der Reiz jener Freuden durch jede Wiederholung abgeſtumpft! Leider! bieten ſich die Gelegenheiten ſelbſt zu jenen Wiederholungen nicht immer dar, und, was das Schlimmſte iſt, — wir werden alt, wir werden häßlich, und es bleibt uns von jenen Vergnügungen der Jugend oft nichts als eine ſchmerzhafte Erinnerung übrig.

„Sehen Sie da den Feind unſers Glücks: die Langeweile; die urſprünglich nichts weiter iſt, als der Ekel an einem Leben, das durch das Rückſehnen nach dem höchſten Genuß ſchaal und widerlich wird! Denn was macht die älteren Perſonen unſers Geſchlechts ſo mürriſch, ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt und Andern? Nichts, als das Gefühl, daß ſie die Zeiten überlebt haben, in denen ſie geliebt wurden, und allgemein gefielen! Was dieſe Alten mehrere Jahre lang empfinden, das erfährt auch die Jugend in den Zwiſchenräumen,

worin ihr Herz weder durch Liebe noch Eitelkeit ausgefüllt wird.

„Um dieser Langenweile zu entfliehen, sucht sich der rohe Mensch im Taumel von Zerstreuungen jeder Art zu betäuben, und durch Mannigfaltigkeit und Abwechselung kleinerer Freuden den Verlust der größern und stärkern zu ersetzen. Er sucht nur die Zeit zu tödten, unbekümmert um die Wahl der Vergnügungen, und die Maaße, die er darin halten soll. Aber dieß Mittel thut nicht lange die erwartete Wirkung: auf einen kurzen Rausch folgt bald Nüchternheit und Ueberdruß am Leben!

„Hier tritt uns nun die Vernunft unter der Gestalt der Mäßigkeit und des guten Geschmacks zur Seite. Sie lehrt uns, den Reiz der Liebe und des Wunsches, allgemein zu gefallen, verfeinern, und dadurch den Genuß von beyden verlängern: sie lehrt uns, die

Langeweile mit besserm Erfolge verscheuchen, indem wir mehr Auswahl in unsre Zerstreuungen bringen, und die geringeren Freuden durch die Künste der Geselligkeit und mit Hülfe des Genies erhöhen: sie lehrt uns den wichtigen Grundsatz: entbehre, um besser zu genießen! verbreitet durch eine weise Oeconomie das Vergnügen über alle Momente unsers Lebens, und macht uns endlich mit der süßen Selbstzufriedenheit bekannt, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß wir vernünftig handeln: ohne Reue wegen eines unweisen Betragens, und mit Ruhe und Sicherheit wegen der Zufälle des Schicksals!

„Durch dieß Band der Natur und der Vernunft gelangen wir zwar nie dahin, unserm ganzen Leben eine so hohe Wonne beyzulegen, als diejenige ist, welche die einzelnen Momente des höchsten Genusses auszeichnet. Ein solches Leben ist ein Ideal von Voll-

kommenheit, das Niemand erreicht. Aber wir werden uns diesem durch Befolgung der Vorschriften unserer Lehrerinnen nähern: wir werden vieles von dem Charakter jener Augenblicke auf das Ganze unsers Daseyns übertragen. Unsre Sinne werden immer in einer hinreichenden Reizung erhalten, unser Herz wird immer sattsam ausgefüllt bleiben, sich mit der Gegenwart zufrieden, uns nicht nach dem Vergangenen zurückzusehnen, und auf die Zukunft nicht mit Ungeduld zu harren. Dankbar werden wir zu jeder Zeit dem Schicksal unser Leben mit der Empfindung zurückgeben: eine längere Gelegenheit zum Genuß würde uns angenehm seyn; aber über eine zu kurze können wir uns nicht beklagen!

„Die Klugheit nun, einen solchen Zustand von Zufriedenheit herbeyzuführen, die ist das höchste Gut: die ist das Schätzbarste, was wir besitzen können! Daß aber meine Ideen hierüber

keine bloße Chimäre sind, das soll Ihnen die aufrichtige Darstellung meiner Lebensweise zeigen.

„Sie wissen, daß ich Tänzerin bey der Oper von Paris bin. Mein Haus ist nicht das prächtigste in dieser Stadt; aber an Eleganz und Bequemlichkeit darf sich keines mit ihm messen. Ich sehe recht gern, wenn es wegen seiner Bauart und Meublirung bewundert wird; aber ich mag noch lieber das Gefühl haben, daß ich behaglich mit meinen Freunden darin wohne.

„Meine Tafel wird sehr gut bedient. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß sie einen vorzüglichen Gegenstand meiner Sorgfalt und eine Quelle hoher Freuden für mich ausmacht. Lachen Sie nicht, meine Lieben! Sie wissen nicht, was das heißt, mit Geschmack essen! Es ist Schade, daß ich Ihnen hier meine Theorie des Schönen für den Gaumen nicht aufstellen, Ihnen

nicht auseinander setzen kann, wie ich bey der Auswahl und Anrichtung der Speisen den Grundsätzen der Feinheit, Neuheit, Kostbarkeit, Ordnung u. s. w. folge! Wie ich Sorge dafür trage, daß die Zunge zugleich mit durch das Auge genieße, und daß nette Gefäße von geschmackvollen Formen, schön verzierte Tafeln, und ein heiteres Zimmer den Appetit reize, und das Herz zur Fröhlichkeit einlade!

„Sie denken es sich leicht, daß ich so viel Gäste und Gesellschaft haben kann, als ich will. Ich halte aber kein eigentlich offenes Haus: ich wähle diejenigen, die den Zutritt bey mir haben sollen. Ich mische Stände und Charaktere jeder Art zusammen, aber ich trenne Anmaßungen, die sich durchkreuzen, und Fähigkeiten, die zu weit von einander abstehen. Ich gestehe, daß ich die Schwäche besitze, gern Menschen von angenehmen Formen um mich herum zu haben, und daß ich mich viel

nachsichtiger gegen die Unterhaltung einer schönen als einer häßlichen Person von beyden Geschlechtern fühle. Inzwischen ist dem Langweiligen und dem Zänkischen ein für allemal meine Thür verschlossen. Unbefangene, aber anständige Fröhlichkeit ist das erste Gesetz: die Zeit munter zu vertreiben, der erste Zweck unsrer Zusammenkünfte. Witz und Empfindung, Kartenspiel und schöne Künste kommen uns darunter wechselsweise zu Hülfe. Alle Mittel zur Unterhaltung sind hier zu Hause: nur nicht die ungesitteten, die gefährlichen, und die einseitigen, woran nur Wenige Theil nehmen können. Andre Menschen vergnügt um mich herum zu sehen, macht vielleicht den höchsten Reiz meines geselligen Lebens aus!

„Aber glauben sie nicht, daß ich den Vortheil verkenne, den auch die Einsamkeit für den Lebensgenuß gewährt! Ich habe ein allerliebstes Boudoir: alle Wände sind mit Spiegeln bedeckt, auf

denen die berühmtesten Maler von Paris flatternde Liebesgötter hingezaubert haben: China und Seve haben den Kamin mit dem niedlichsten Porzellan, Rom mit dem schönsten Marmor, mit der geschmackvollsten Bronze verziert: der Kunstfleiß von Neuwied hat meine Meubeln geschaffen. Hier lese ich oft, hier zeichne und musicire ich. Aber warum soll ich es läugnen? Zuweilen unterhält mich auch meine Toilette und mein zahmer Zeisig! Die ländliche Natur hat große Reize für mich, aber um ganz offenherzig zu seyn, mein englischer Garten belustigt mich noch mehr durch den Antheil, den ich an seiner Schöpfung nehme.

„Einen stillen Genuß verschafft mir noch die Erleichterung des Elends. Ich darf davon sprechen, da ich meine Wohlthätigkeit nicht als eine Tugend ansehe, denn sie belohnt sich von selbst durch Mitempfindung der Freude des unterstützten Nothleidenden. Den unmittelbaren

baren Anblick des Unglücks suche ich zwar so viel möglich zu vermeiden; aber wenn ich nur dadurch in den Stand gesetzt werde zu helfen, so weiß ich ihn zu ertragen, und selbst bey dem ekelhaftesten Gebrechen dem Kranken Handreichung zu leisten. Ich kann in den nemlichen Zustand gerathen: Dankbarkeit und gesellige Verpflichtung werden mich dann durch eine gleiche Hülfe für die gegenwärtige Ueberwindung belohnen. Menschlichkeit hat an sich schon etwas Süßes für denjenigen, der sie ausübt: den Beyfall, den die gutherzige und hülfreiche Schöne so leicht auf sich zieht, nicht einmahl mitgerechnet!

„Ich mag mich überhaupt nicht besser darstellen, als ich bin! Daß ich gern Glückliche sehe und mache, wo ich kann, daß ich wissentlich Niemanden schade, Niemanden beneide; das liegt in meinem weichen Temperamente, zum Theil in meinem Leichtsinn, und gewährt mir selbst den größten Vortheil.

Man gönnt mir wieder Gutes, man ſtört mich nicht in meinem Vergnügen, man ſucht es ſogar zu befördern, und ich bin allgemein wohl gelitten.

„Gleiche Grundſätze leiten mich in meinem Betragen in der Freundſchaft. Wie könnte ich meine Verſchwiegenheit, meine Mitfreude, meinen thätigen Beyſtand denjenigen verſagen, von denen ich ein Gleiches zur Vermehrung und Sicherung meiner Zufriedenheit fordere? Welchen Ruhm habe ich davon? Ein falſcher Freund ſcheint mir nicht blos ein ſchädlicher Menſch für Andere, ſondern auch ſein eigener Feind zu ſeyn. Freylich ſuche ich lieber meinen Freund, der mir ſein Unglück klagt, zu ermuntern, es leicht zu nehmen, als daß ich ihn bemitleiden ſollte; aber wozu hilft auch ein fruchtloſes Mittrauern, das ich gleichfalls in ähnlichen Fällen Andern gern erlaſſe? Freylich gebe ich ungern Troſt, und noch ungerner Rath; was tröſtet aber auch in den mehreſten

Fällen anders, als Zerstreuung und Zeitverlauf? Wie selten kömmt der treue Rath gelegen, wie noch seltener wird er befolgt! Wo ich helfen konnte, hat Niemand meinen Beystand vergebens angesprochen.

„Ich komme jetzt zu den piquantesten Freuden meines Lebens. Einen Theil derselben gewährt mir das Schauspielhaus, wo ich durch meinen Tanz die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des zahlreichsten und aufgeklärtesten Publicums von Europa fessele. Mögen Andere sich in den erträumten Genuß des Nachruhms einwiegen; ich lobe mir den Beifall, den ich gegenwärtig einärnte, und wobey ich mich zugleich selbst belustige. Welche Bilder der Liebe liefert nicht der pantomimische Tanz! Welchen Genuß für die Coquetterie! Der roheste und der gebildetste Zuschauer empfinden Beide meine Reize, und verstehn meinen Ausdruck. Ich weiß, daß ich der Gegenstand all-

gemeiner Bewunderung und unzähl
ger Wünſche bin. O! der Fülle u
des Hebenden der Wonne, jener Men
vor mir lange ein ſtilles und ängſt
ches Staunen zu gebieten, bis der let
Sprung, mit dem ich im Hinterthe
des Theaters verſchwinde, ihr den la
ten Ausbruch des Enthuſiasmus wied
freygiebt!

„Ich bin zweifelhaft, ob Empfi
dungen dieſer Art mein Herz mehr au
füllen, als diejenigen Freuden, die m
die Liebe gewährt. Doch bin ich g
neigt, den letzteren den Vorzug zu g
ben. Ich geſtehe aber aufrichtig, d
ich in Rückſicht auf dieſe wichtige A
gelegenheit unſers Geſchlechts keine a
dere Metaphyſik anerkenne, als die
nige, welche eine weiſe Oeconomie d
Vergnügens dem geſunden Menſche
verſtande an die Hand giebt. J
fühle, daß die Befriedigung der Sin
zu bald ihren Reiz verliert, um auf
den Zweck der Liebe zu beſchränken: i

fühle, daß wir den Witz, das Herz, die Imagination, und alle Künste der Geselligkeit zu Hülfe nehmen müssen, um den liebenden Verhältnissen mehr Feinheit, Fülle und Mannigfaltigkeit zu geben: ich fühle, daß die Schwierigkeiten, die wir dem Manne, der nach unserm Besitze strebt, entgegensetzen, den Genuß unendlich erhöhen, daß nichts unsrer Eitelkeit so sehr schmeichelt, als die Heftigkeit der Leidenschaft, die wir erwecken: daß nichts so angenehm beschäftigt, als die Führung einer Intrigue: daß die Entbehrung unsre endliche Hingebung süßer, und den Sieg des Mannes kostbarer macht: endlich daß der Gedanke, ich bin es allein, die dem Liebhaber so viel werth ist, ich allein kann ihn beglücken, das Entzückende des letzten Genusses vollendet, indem er die schmeichelhafteste Empfindung für die Eitelkeit zu der höchsten Wollust hinzufügt.

„Das Alles erkenne ich: aber daß ich aus falschen Ideen über Selbstwür-

de und aus einem lächerlichen Selbstdünkel in meinen liebenden Verbindungen nur einen sublimirten Seelengenuß aufsuchen, und mich in einen ungleichen und immer fruchtlosen Kampf gegen die stärksten aller Triebe einlassen soll, dazu finde ich so wenig Aufforderung in meiner Vernunft, als in der Natur.

„Der Besitz meiner Person hängt von dem Besitze meines Herzens ab. Treu dem Manne ergeben, der dieß Herz zu erwärmen weiß, sehe ich gleichfalls die Pflicht nicht ein, ihm diese Treue zu bewahren, wenn er ungeschickt genug ist, es erkalten zu lassen. Ich hüte mich vor aller Leidenschaft, und noch mehr vor Ausgelassenheit. Nie habe ich den Anstand frevelhaft beleidigt: nie meine Gunst erkaufen lassen: nie einer Familie einen Sohn, nie der Gattin den Mann geraubt, und immer sind meine Liebhaber meine Freunde geblieben, wenn sie aufgehört hatten, mir etwas mehr zu seyn.

„Daß ein solches Leben, wie ich Ihnen eben beschrieben habe, beneidungswerth sey, das werden Sie, meine Lieben, mir leicht einräumen. Aber ich lese auf Ihren Gesichtszügen den Zweifel: ob es lange bestehen könne? Ein Unfall kann mich um meinen Reichthum, eine Krankheit um meine Reize bringen. Das Alter wird mich unfähig zu mancher Art von Freuden machen. Wie dann? O! meine Lieben! Diese Betrachtung kann mich in dem Genusse des Gegenwärtigen nicht aufhalten. Werde ich glücklicher im dereinstigen Mangel seyn, wenn ich mitten in der gegenwärtigen Fülle mir willkührliche Entbehrungen aufgelegt habe? Es giebt keinen Plan von Glückseligkeit, der nicht unter gewissen günstigeren Lagen leichter ausgeführt werden sollte, als unter andern. So auch der meinige. Wohlstand, Jugend, Gesundheit, sind ihm besonders zuträglich. Aber mein leichter Sinn, mein stetes Bemühen, die Langeweile zu verscheu-

chen, und aus jeder Veranlassung zur Freude diese wirklich herauszuziehen, werden mich heiterer und glücklicher mitten unter Armuth und körperlichen Schmerzen machen, als derjenige es seyn kann, der aus übertriebener Sorge für die Zukunft, oder aus mürrischer Zurückerinnerung an das Vergangene die gegenwärtige Freude vernachlässigt. Meine stets heitere Laune, meine Mässigkeit, werden meine Gesundheit auf lange hin stärken, und die muntere Alte, die Beförderin der Freuden der Jugend, wird von dieser gern gelitten seyn, an manchen ihrer Vergnügungen immer Theil nehmen, und diejenigen, um welche sie der Verlust ihrer Schönheit gebracht hat, sympathetisch mitgenießen!«

Hiermit endigte Signora Allegrina ihre Rede. Die Uebrigen wollten sie widerlegen; aber sie bat, eine Jede mögte erst ihr eigenes System aufstellen, damit man besser einsehen könne,

worin sie von einander abwichen. Das ließ man sich gefallen, und Signora Fantastica kam nun an die Reihe.

„Meine Vorgängerin, sagte sie, sieht die Sinne als ihre ersten Wohlthäter an: ich verdanke meine besten Freuden der Imagination. Sie liebt das Geräusch der großen Welt und das Gewirre geselliger Zerstreuungen: ich liebe die Stille und die Eingezogenheit. Sie glaubt den höchsten Genuß schon hienieden einzunehmen, und ein vollkommenes Glück bereits über dieß irrdische Leben verbreiten zu können: ich ahne gegenwärtig nur den höchsten Genuß, der meinem Wesen dereinst vorbehalten ist, und schätze dasjenige zeitliche Leben für das glücklichste, das den treuesten Abglanz meiner künftigen Seeligkeit liefert. Ein süßes Nichtsthun, ein angenehmes Träumen, ein heiteres Hoffen, gestärkt durch einzelne Gesichte der Zukunft; das macht die Summe meiner irrdischen Glückseeligkeit aus!“

„Mein Name kann Ihnen als der einer Mahlerin und Dichterin nicht unbekannt seyn. Um Ihnen den Genuß, den mir die schönen Künste verschaffen, ganz darzustellen, müßten Sie diese selbst ausüben. Erst dann würden Sie die zauberische Wonne fühlen, mit der uns die Erfindung eines neuen und glücklichen Gedankens erfüllt: das Entzückende der Begeisterung, in der wir Charaktere, Empfindungen, Begebenheiten, Gestalten einer neuen Welt, die wir schaffen, hervorgehen sehen: die Zartheiten der Liebe, mit der wir unser Werk liebkosend ausbilden. Wie sehen wir bey dieser Beschäftigung so alles in dem Lichte, worin wir es sehen wollen! Wie bietet sich uns die belebte und unbelebte Natur entgegen, um unter der Bildung unsrer Phantasie ein neues und göttlicheres Daseyn zu erhalten! Schon das Gefühl der Unabhängigkeit und der Ruhe, welches die Künstlerin empfindet, muß ihr Loos beneidenswerth machen. Nichts Aeußeres stört mich

bey meiner Arbeit: kein Zufall, keine Bosheit übelgesinnter Menschen hindert mich an der Vollendung meiner Werke. Das Mangelhafte meiner Darstellungen kömmt ganz auf Rechnung meiner eigenen Ungeschicklichkeit, und für diese tröstet mich das Bewußtseyn eines höhern Ideals in meinem Kopfe und Herzen, dessen vollkommner Darstellung die Werkzeuge, mit denen ich arbeite, und der Stoff, den ich behandle, widerstreben. O! mit welcher Wonne seh' ich ein reines Tuch vor mir ausgebreitet, eine frische Palette aufgesetzt, und denke dann: weiter bedarfst du nichts, um ein vollkommnes Werk zu schaffen! Und mißglückt es; welche Folgen hat ein schlecht gelungener Versuch! Immer bringst du dich in deiner Kunst etwas weiter, verdirbst nichts in der Welt als ein wenig Tuch und ein wenig Farben, und eilst dann froh zu dem Anfange eines neuen Werks, das dich mit ähnlichen Hoffnungen und gleichem Troste beseeligt!"

„Der Ruhm, den mein Talent in ferne Länder verbreitet hat, die Sicherheit, daß mein Name sich bey der Nachwelt erhalten wird, machen keinen gleichgültigen Zusatz zu dem Gefühle meiner Selbstgenügsamkeit aus. Aber sie sind auch nur Zusatz, nicht Bedingniß! Abgerissen von der übrigen Welt, bin ich ihr doch theuer, und ich will ihr wohl, ohne ihrer zu bedürfen, ohne Begierde, mich ihr zu nähern. So erscheine ich mir selbst unter dem Bilde eines jener seeligen Geister, die aus höheren Regionen mit Vergnügen auf diejenigen Menschen herabsehen, die ihren Einfluß fühlen, deren Anbetung und Liebe ihnen theuer ist, deren Seeligkeit aber durch die Undankbarkeit derjenigen, denen sie wohlthun, nie getrübt werden kann! Ja! ich bin dahin gekommen, daß die Ungerechtigkeit der Urtheile über meine Werke mich nicht mehr in meinem Urtheile über mich selbst stören kann. Ich lasse vielleicht mit verschränkten Armen eine Thräne

über das verkannte Produkt meiner Muse fallen; aber ich sage mir nach einiger Betrachtung mit einem edeln Stolze: Es ist doch schön!"

„Ich verkenne die Freuden der Liebe nicht; aber nur ihre geistigere Natur kann die Triebe meines Herzens befriedigen. Ich suche die Vereinigung mit dem Geliebten auf einem Wege, den Wenige betreten können, der aber der einzige ist, der zu wahrem und dauerndem Glücke führt."

„Mein Geliebter, Mitglied des Senats der Gesetzgeber in England, und auf immer weit von mir entfernt, dient mir durch das Andenken an seine Tugenden zum sinnlichen Antriebe zu allem Edeln und Schönen. Ihm zu gefallen, seiner werth zu seyn, im Rufe meiner Werke bis zu ihm zu dringen, und zu wissen, daß er eben so an mich denkt, sich um meinetwillen veredelt, und durch Reden und Thaten das Ver-

trauen seiner Landesleute und die Bewunderung der übrigen Nationen auf sich zieht: sicher zu seyn, daß unsre Zeitgenossen uns als ein vereintes Paar männlicher und weiblicher Vortrefflichkeit nennen, und daß noch die dankbare Nachwelt unsre Verbindung als die Quelle der seeligsten Folgen seegnen wird; — das ist der Zweck unsrer Liebe, das ist ihr süßester Genuß! Wie erhaben, wie schön ist das Bild einer solchen Paarung von Personen, die dem niedrigeren Theile ihres Wesens nach getrennt sind, um den edleren und höheren desto enger vereinigt zu fühlen! Hier allein kann man sich zeigen, wie man sich selbst am liebsten sehen mag, wie man selbst am liebsten gesehen seyn will! Hier stellt man sich dem Andern dar, wie man sich ihn am liebsten denkt. Kein Alter, keine Zeit, keine Launen haben Einfluß auf die Neigung, die man sich einander eingeflößt hat! Wie fühlt man sich immer so gespannt, so ausgefüllt, so begeistert durch das Bild

des Abwesenden, der uns wie ein Schutzgott, wie ein Genius leitet, und zu allem Großen und Guten anspornt! Ja! Durch ihn bin ich Alles doppelt, was ich bin: durch ihn geb' ich dem edlen Britten wohlthätige Gesetze: durch mich verbreitet er den süßesten Lebensgenuß unter den feinfühlenden Italienern! Oft führ' ich sein Bild in der verklärten Gestalt eines Engels mit mir zu jenen empyreischen Gefilden empor, wo seelige Geister ungetrennt mit einander leben dürfen, ohne durch eine nähere Kenntniß ihrer Unvollkommenheiten, und durch die Mitwirkung gröberer Triebe, in dem einzige: Genusse gestört zu werden, der geistigen Wesen ziemt. Und eine solche Liebe, ein solches Bewußtseyn, sich bereits hier im wechselseitigen Anschauen unsrer Vortrefflichkeit und in gemeinsamer Hoffnung auf gänzliche Vollkommenheit zu vereinigen, dieß giebt mir einen Vorgeschmack von dem endlichen Zusammenfluß aller Geister in ihren ersten Ur-

quell, von der Seeligkeit des Anschauens ewiger Schönheit und Harmonie.«

»Zuweilen erhebe ich mich von meinen Werken und von dem Andenken an meinen Freund zu dem Genuß des großen All's der Schöpfung, und spähe in ihm, mehr ahnend als erkennend, das Bild einer Vollkommenheit aus, die an kein Verhältniß des Orts und der Zeit gebunden, keinem Entstehen, keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen seyn kann. Ich fühle dann, daß mit diesem Wesen aller Wesen, mit dieser Urschönheit, die sich uns hier nur in ihren entferntesten Wirkungen offenbart, allein eine gänzliche Vereinigung, ohne Furcht durch das Gefühl der Unvollkommenheit oder des Abstandes gestört zu werden, möglich sey. Die Hoffnung auf diese Vereinigung macht das höchste Gut in diesem Leben aus, und wenn wir in der Wirklichkeit einen höchsten Genuß annehmen dürften, so würde es

die

die Entrückung des Geistes aus den Banden der Sinnlichkeit seyn, die nur Wenigen gelingt, die ich nur ein einziges Mahl erfahren habe, deren Darstellung ich aber, so viel es menschliche Organe erlauben, versuchen werde.«

»Ich wohne in der Villa Mellini, auf einer Anhöhe vor Rom. Vor mir thront die herrliche Stadt mit ihrer Rotunde und ihrem Petersdome, und allen Monumenten, womit alte und neue Kunst sie geschmückt haben, gleich ehrwürdig, gleich schön. Weiter hinaus zieht sich die herrliche Ebene vor mir hin bis ans Meer, durchschlungen von den Krümmungen der majestätischen Tiber, geschmückt von reizenden Vignen, und zur Seite sanft umkränzt von den Anhöhen von Tivoli und Frescati. Hier stand ich eines Morgens verloren im Anschauen dieser trefflichen Gegend. Die Sonne stieg aus dem Meere, und ließ ihre Strahlen ausfließen über die Erde, die, bisher in un-

gewisses Dunkel gehüllt, zu einem neuen Glanze hervorgieng. Welch' ein Bild des Ausflusses alles Schönen in der Welt aus seinem ewigen Urquell! Hingerissen von Anbetung warf ich mich nieder vor dem Unermeßlichen: ich fühlte meine enge Verwandtschaft mit ihm, und die nahe Wiedervereinigung mit dem reinen Lichte, aus dem ein einzelner Strahl auch meine Seele erhellt hat. Bald vergaß ich Alles um mich her: jene Künste, denen ich Ruhm und Unterhaltung verdanke: jenen Freund, an den ich mein Herz gehängt habe: diese Natur, diese Sonne, die mich gleichsam stufenweis bis zur Gottheit geführt hatten. Ich sah nur mich, mein anschauendes Wesen im Verhältnisse zu dem Höchsten, Unaussprechlichen! Ich sah nur ihn über mir, und mich über der ganzen sinnlichen Welt, und die nahe Hoffnung, daß auch dieser Raum zwischen uns ganz aufgehoben werden sollte. Bald aber verlor sich auch diese Vorstellung: ich vergaß

allmählich meine Person: ich dachte nur das Wesen, das Alles in Allem, ganz einfach, ganz ohne abgesonderte Theile ist. Plötzlich verließen mich alle meine Kräfte. Ich hatte nur einen Sinn: den der innern Beschauung. Alles verdunkelte sich um mich her: ein Schauer von überschwenglicher Ueppigkeit überfiel mich, und ich erblickte in dieser Extase, (nicht außer mir, nein! in mir,) einen einzigen Punkt von Licht, aber von einer Klarheit, von einem Glanze, — o! daß kein vergängliches Wort weiter das Bild dieses himmlischen Gesichts entheilige! Genug! Wer dieses Genusses einmal theilhaftig geworden ist, der steht nicht an, ihn für den höchsten unter allen zu halten, die sterblichen Menschen zu Theil werden können." —

„Ich nehme Ihnen, meine Lieben, das Lächeln nicht übel, was sich über Ihre Mienen verbreitet. Es gehören zu große Aufopferungen dazu, um das

Glück, welches ich verfolge, kennen zu lernen, als daß ich vielen Menschen einen ähnlichen Geschmack mit mir zutrauen könnte. Da darf man sich nicht dem Treiben bürgerlicher und häuslicher Geschäfte, da darf man sich nicht dem Taumel sinnlicher Vergnügungen und geselliger Zerstreuungen überlassen! Ich selbst hänge noch zu sehr an einer feineren Sinnlichkeit, um den Weg zum höchsten Gute mit Stetigkeit zu verfolgen! Denn wer auf dieß mit unverwandtem Blicke losgeht, dem ekelt selbst die Liebe zu den schönen Künsten und zu dem Seelenfreunde an, die ihn in dem Streben nach jener Glückseligkeit stören, den Urquell alles Schönen und aller Liebe ohne Dazwischenkunft eines Spiegels oder Abglanzes zu schauen. Der nennt dasjenige Krankheit, was Andere Gesundheit nennen, der hält dasjenige für Wohlstand und Heiterkeit, was Andere für Schmachten und Schwermuth halten. Darum erscheint auch seine Weisheit Andern

wie Wahnsinn, und ich glaube vielleicht nicht ohne Grund bey aller meiner Unvollkommenheit eine ähnliche Meinung über meinen Zustand bey Ihnen erweckt zu haben!“

„Ein so hartes Urtheil, sagte Signora Altieri, werde ich gewiß nicht über Sie fällen, und wenn ich gleich gestehe, daß ich für die Freuden der Ruhe und der Contemplation eben keinen Sinn habe, so fühle ich doch, daß die Spannung, welche die Erwartungen und die Bilder des Zukünftigen Ihrem Geiste geben, sehr angenehm und verführerisch seyn müssen. Daß Sie übrigens von dem großen Haufen verkannt werden, das wundert mich nicht. Auch ich muß oft den unverdienten Vorwurf hören, daß ich intrigant und herrschsüchtig sey, weil ich nicht auf dem breiten Wege der Alltagsmenschen wandle.“

„Ich suche nemlich mein höchstes Gut in einem thätigen Leben voller In-

teresse an der Besorgung solcher Geschäfte, die für Andre nützlich, und für mich durch das Gefühl, daß ich viel vermag, und das Schwere leicht ausrichte, wichtig werden. Nicht die Natur, aber die Usurpation des sogenannten stärkern Geschlechts hat uns Weiber beynahe aufs bloße Tändeln, Liebeln und Träumen beschränkt. Wir sind von allen ernsthaften Angelegenheiten, von allem unmittelbaren Antheile an wichtigen Unternehmungen ausgeschlossen. Es könnte daher scheinen, daß der Weg, auf dem ich das Glück verfolge, nicht zu den gelähmten Kräften des Weibes passe. Aber dem Himmel sey es gedankt! die Herrschsüchtigen haben uns unsre Reize und unsre Gewandtheit nicht nehmen können, wodurch diese gestrengen Herren der Schöpfung von den armen Unterdrückten gegängelt werden, wie und wohin diese wollen. Unter uns! Ich bin mit der Einrichtung, die sie gemacht haben, uns das öffentliche Handeln zu erschweren, gar nicht unzu-

frieden. Denn eben dieß mittelbare Wirken, dieß Abgewinnen, dieſe fortdauernde Aufmerkſamkeit auf unſer Betragen und die Schwächen Anderer, dieß Ueberwinden der Hinderniſſe, die ſich uns entgegenſetzen; — dieß Alles erhöht das Gefühl unſrer Macht, und das Intereſſe, das wir an der Ausführung unſrer Plane nehmen.“

„Ein geheimes Geſchäft, das ich in Neapel betrieben habe, hat mich gezwungen, einen fremden Namen auf der Reiſe anzunehmen. Dürfte ich Ihnen meinen wahren ſagen, Sie würden vielleicht die Freundin und Vertraute eines Fürſten in mir erkennen, den eine Revolution, die größtentheils mein Werk war, auf den Thron geſetzt hat. Haben Sie, meine Lieben, je Theil an einer Verſchwörung genommen?“

„Nein!“ antworteten die Uebrigen.

„Schade! fuhr Signora Altieri fort, so werde ich Ihnen den höchsten Genuß, den ich je erfahren habe, nur sehr mangelhaft fühlbar machen können. Nur so viel im Allgemeinen! Nichts geht über das Interesse, welches die Ausführung eines Plans einflößt, von der das Wohl und Weh so vieler Menschen und unser eigenes abhängt. Diesen Plan zu entwerfen, ihn einzuleiten, Theilnehmer anzuwerben, sie für die gute Sache einzunehmen, sie unter sich zu verbinden und zusammenzuhalten, gegen die Schwächen der Menschen und den Zufall anzukämpfen, dem Tode muthig entgegensehen, und vor der Vereitelung des endlichen Schlages zittern; — welche stete Spannung! Welches unterhaltende Studium des Herzens! Welches süße Gefühl der Herrschaft über Andere, und welches hebende Bewußtseyn der Gewalt über uns selbst!“

„Leider! ist mir dieser höchste Genuß nur einmahl in meinem Leben zu

Theil geworden! Aber die bloße Erinnerung daran giebt mir auf immer Stoff zu den angenehmsten Empfindungen. Diese und das Bestreben, dasjenige, was mir an Stärke des Gefühls meiner Macht und Herrschaft abgeht, durch ihren Umfang und ihre Dauer zu ersetzen, erhält mich fortwährend in dem Besitze des höchsten Guts, das ich Ihnen vorhin bezeichnet habe.«

„Der Fürst, den ich auf den Thron gesetzt habe, sollte billig, durch Dankbarkeit und Achtung bewogen, blindlings meinem Rath und meiner Führung folgen. Aber der Stolz seines Geschlechts scheuet den Gedanken, einem Weibe das Geschenk und die Festigkeit seines Throns, so wie das Wohl seiner Unterthanen schuldig zu seyn. Er thut Alles, um sich unabhängig von mir zu machen, und den Anschein zu vermeiden, als ob ich den geringsten Antheil an der Führung des Staatsruders hätte. Der Kurzsichtige! Er

folgt, ohne es zu wissen, der Leitung meiner Hand!“

„Er kam im Anfange seiner Regierung zuweilen zu mir aus dem Conseil, verlegen über den Entschluß, den er in verwickelten Fällen fassen sollte. Ich schwieg: er fing von selbst an, mir den Grund seiner Verlegenheit mitzutheilen. Unter dem Scheine der Unerfahrenheit und des Wunsches, mich von ihm unterrichten zu lassen, that ich dann einige Fragen, die ihn die Sache aus dem wahren Gesichtspunkte erblikken und die Entscheidung von selbst finden ließen. Dieß erhielt ihm die Ehre des eigenen Urtheils, und gab ihm zugleich eine so vortheilhafte Meinung von der Erhöhung seiner Geisteskräfte durch die Sorge mich zu unterrichten, daß ich jetzt beynahe immer das Vergnügen habe meinen Belehrer zu inspiriren. Zuweilen nehme ich dann auch ein vorlautes Betragen an, äußere das Gegentheil dessen, was ich gethan

wiſſen will, und er verfehlt nie, um mir einen Beweis ſeiner Selbſtſtändigkeit zu geben, den Rath meines Mundes zu verwerfen, und die Wünſche meines Herzens zu erfüllen.“

„Ich darf ſagen, daß der Einfluß, den ich auf die Regierung meines Vaterlandes habe, wohlthätige Folgen für das Wohl ſeiner Bürger hervorbringt. Unmittelbarer wirkt mein Beyſpiel und mein Anſehn auf die Sitten der Hauptſtadt. Da mein Credit bey dem Fürſten bekannt iſt, und da ich zugleich das Haupt einer weitläuftigen und angeſehenen Familie bin; ſo wird es Ihnen begreiflich ſcheinen, daß wenig Heirathen unter den Perſonen, die zum Hofe gehören, geſchloſſen werden, ohne mich in Rath zu nehmen, und daß dieſer auch über die Laufbahn entſcheidet, welche die vornehme Jugend wählen ſoll, um ihr Glück zu machen. Ein offenes, und mit großem Aufwande geführtes Haus giebt den geſelligen

Ton in allen übrigen an. Ich bin auſſerdem die Vorſteherin aller wohlthätigen öffentlichen Anſtalten. Ich beſuche die Hoſpitäler, die Waiſenhäuſer, die Gefängniſſe, und ſuche überall Zucht und Ehrbarkeit zu verbreiten, Geſchmack an feineren Unterhaltungen einzuflößen, das Elend zu erleichtern, den Kunſtfleiß zu vermehren, und die künftige Generation zu veredeln.“

„Eine meiner wichtigſten Sorgen iſt die Führung der Gelehrten- und Künſtler-Republik in unſerm Lande. Ich ſorge für den Unterhalt ihrer Bürger, die ſtets einen offenen Zutritt und eine ausgezeichnete Aufnahme in meinem Hauſe finden. Das Theater und der Sallon der Künſte empfinden beſonders den Einfluß der Entſcheidungen, die ich nebſt meinem Anhange über den Werth neuer Produkte der dramatiſchen und bildenden Künſte fälle. So ſuche ich das Genie und ſeine Meiſterſtücke gegen den Neid und

die Cabale der Mittelmäßigkeit in Schutz zu nehmen, und den Geschmack des größern Haufens, der immer geführt seyn will, auf die wahre Bahn zu leiten. — Daß die Aufgeblasenen, die ich demüthige, sich durch den Vorwurf rächen, daß ich ein bureau d'esprit halte, und nur meinen Freunden gestatte Verstand zu haben, das versteht sich von selbst. Aber solche Urtheile, weit entfernt mich zu beunruhigen, machen mir vielmehr eine geheime Freude. Ich weiß, daß nur das Gewöhnliche von dem Zahne des Neides unangetastet bleibt, und daß ich für die geringste Pension, die ich diesem Trosse des Parnasses zuwerfen würde, mir die Ehre zu Wege brächte, von ihm zur zehnten Muse erhoben zu werden."

„Sie werden mich fragen, wie ich über die Liebe denke? Ich bin über die erste Blüthe der Schönheit hinaus, und wenn gleich die mehresten Frauen in

meinem Alter noch Ansprüche darauf machen, die Herzen der Männer zu rühren, so suche ich doch eine höhere Zufriedenheit darin, mich dieses Vorzugs freywillig zu entäußern, als ihn mit zweydeutigem Erfolge geltend zu machen. Aber selbst in jüngern Jahren habe ich das Bild, welches mir die Liebe schätzbar machte, nicht realisirt gefunden. Damals, als die Weiber an der Spitze aller großen Unternehmungen standen, als Alles durch und für sie geschah, als die Männer ihnen durch große Thaten huldigten, und die Damen ihrer Gedanken entweder an ihrer Seite stritten, oder wenigstens durch ihr Andenken den Muth zu allem Edlen und Großen entflammten, und durch Minnesold belohnten; — damals war es der Mühe werth, zu lieben. Dieß güldne Zeitalter ist seit Jahrhunderten vorüber. Darauf folgte ein silbernes, das noch große Reize mit sich führte. Die edle Frau, die ihre Leidenschaft vor den Augen der

ganzen Welt verborgen hielt, beschränkte den Genuß der Liebe auf die Bewahrung des Gefühls ihrer Würde bey dem Siege, den sie über ihr eigenes Herz davon trug; und wie sehr ward dieser Sieg durch die aufopfernde Anbetung eines Liebhabers versüßt, der die standhafteste Aufwartung für den einzigen Lohn darbrachte, der Würdigsten unter ihrem Geschlechte anzugehören! Aber Männer, die uns einen solchen Genuß bereiteten, sind gleichfalls von ehedem! Bleibs noch etwas in der Liebe übrig, uns das Gefühl unsrer Macht und Stärke zu gewähren, so muß es die Führung gefahrvoller Intriguen, oder jene neckende Coquetterie seyn, mit der wir eine Schaar von Anbetern ankörnen und an unserm Gängelbande hüpfen lassen. Aber diese Belustigung der Jugend fällt in einem reiferen Alter weg, worin wir die Gewalt unsrer Reize und unsre Gewandtheit zu wichtigern Zwecken anzuwenden wissen."

„Mehreren Werth hat für mich die Freundschaft. Edles Band! durch welches der Mensch seine Kräfte und seinen Wirkungskreis um das Doppelte erhöhet und erweitert! Wie angenehm beschäftigt die Bewerbung um die Achtung und die Zuneigung desjenigen, den wir der unsrigen würdig halten! Welch ein Vergnügen, den Charakter des Freundes auszubilden, ihn nach unsrer Hand zu ziehen, ihn als unsre Stütze und unsern Gehülfen betrachten zu können, und dafür sein Glück zu befördern! Welch ein hoher Gedanke, ein anderes Ich an meiner Seite zu haben, für das ich Alles aufopfern, für das ich sterben kann, und von dem ich dennoch durch keine Leidenschaft abhänge, das, wird es mir entrissen, den letzten Wunsch mit sich in die Unterwelt hinabnimmt, daß ich seinen Verlust bald ersetzen, und mich dadurch in der Ausführung der Zwecke, die uns gemeinschaftlich waren, nicht möge aufhalten lassen!

So

So endigte Signora Altieri, und Signora Cordelia nahm nunmehr das Wort.

„Mein höchstes Gut, sagte sie, besteht in dem Bewußtseyn, zu lieben und geliebt zu werden! Ich suche aber das Wesen der Liebe nicht da, wo Sie, meine Theuren, es gefunden zu haben glauben; ich suche es in dem Bestreben, Anderer Wohl durch die Vereinigung mit mir zu befördern, und mein höchster Genuß ist die Ueberzeugung, daß Andere mit ihrem Zustande zufrieden sind, und daß meine Zufriedenheit die ihrige erhöhet.“

„Ich führe keinen berühmten Namen, und mein Stand erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Mein Gatte ist Kaufmann zu Livorno, und seine Handlung ist zwar solide, aber keine der beträchtlichsten. Allein wie ausgezeichnet, wie reich fühle ich mich dennoch vor so vielen Andern! Ich wohne

unter Mitbürgern, Nachbarn, Glaubensgenossen, die mich lieben: ich bin eine glückliche Tochter, Gattin, Mutter, und — was ich über Alles schäzze, — ich lebe des Vertrauens, für die unbegränzte Liebe, mit der ich an dem höchsten und liebreichsten aller Wesen hänge, mich sein geliebtes Kind nennen zu dürfen!“

„Unsre Familie gehört zu einer frommen Gemeine, die in ihrem Glauben über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit in einigen Punkten von den herrschenden Religionen in Europa abweicht. Die Mitglieder dieser Gemeine, die in Livorno wohnen, genießen dort einen stillen, aber ungestörten Gottesdienst. Sie leben unter der Aufsicht und dem Vorstande meines Gatten, nach dem einzigen Gesetze: Liebt euch unter einander und Gott über Alles! Die Erhaltung dieses Grundsatzes unter unsern Glaubensbrüdern macht eine der wichtigsten Sor-

gen unſers Lebens aus, aber ihr Gedeihen im Guten, ſo wie ihr zeitliches Fortkommen, iſt auch eine der höchſten Quellen unſrer Freude. Ach! Signora Fantaſtica! Sie, die Sie beſonders nach der Vereinigung mit dem Urquell alles Guten und Schönen ſtreben; ich wünſchte, daß Sie einmahl den Zirkel unſrer frommen Brüder beobachten könnten! Da iſt eine wechſelſeitige Ergebenheit, eine Entäußerung aller Selbſtheit, eine ruhige Aufmerkſamkeit auf Alles, was gegenſeitig verbinden kann, eine Zartheit, eine Stille, eine Ordnung; — gewiß, Jeder, der zwiſchen ſie tritt, muß die unſichtbare Gegenwart des Höchſten mit einem ſanften Schauer empfinden! Und wenn wir nun unſre Lobgeſänge zum Höchſten erheben, uns einer den andern zum kindlichen Vertrauen auf ihn, den Allgegenwärtigen, zur Aufopferung für den Alliebenden ermuntern! o! wer beſchreibt dieſe reine Heiterkeit, dieſe himmliſche Rührung, kurz! dieſen Vor-

geschmack der Seeligkeit, gegen den alle Güter dieser Erde nichts sind.“

„Mit diesem Sinne, aber zugleich mit hoher Dankbarkeit nehme ich alle diejenigen Freuden auf, die mir die ewige Liebe noch außerdem bereitet hat. Ich habe Arbeit genug, um mich vor Langerweile zu schützen: ich besorge mein Hauswesen, die Erziehung meiner Kinder, die Pflege der Kranken und Schwachen in unsrer Gemeine, und ich glaube, daß selbst Signora Altieri mir einräumen wird, daß ich dabey ein glückliches Gefühl einer nützlichen Wirksamkeit haben kann. Ich glaube aber auch kein Gegenstand des Bedauerns der Signora Allegrina zu seyn. Es fehlt mir nicht an Bequemlichkeit und Erholungen. Unsre Tafel ist nicht prächtig, aber wer ein Herz voll Liebe zu uns bringt, findet sie bey aller Frugalität mit Auswahl und Sorgfalt bedient, und das Gerngesehn von den Wirthen, der zutrauliche Ton

unter den Gästen, würzen die Speisen. Die schöne Natur und selbst die schönen Künste tragen zu unsrer Belustigung bey. Ich mahle Blumen, sticke, und begleite mit einer Stimme, die man nicht ohne Wohllaut findet, die Guitarre. Mein Gatte spielt das Klavier. Gemeiniglich krönt ein Rundgesang zum Lobe des Höchsten unser Mahl, so wie die letzte Stunde vor dem Schlafengehen dazu bestimmt ist, aus einem guten moralischen Buche, oder aus den Werken geistlicher Dichter, mit Richtigkeit und Empfindung vorzulesen.

Und dann das Haus, die kleine nette Wohnung am Ufer der See mit seinem Gärtchen, welche das glückliche Häuflein umschließt, das mich im engsten Sinne sein nennt, und das ich ganz mein nennen darf! O! ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich es liebe, wie es zu meinem Glücke beyträgt! Ich komme jetzt von Neapel, ich war vorher auf

meiner Reise in Rom! Sehen Sie! Alle Schätze, womit Natur und Kunst diese beyden Oerter geschmückt haben, könnten Sie mir anbieten, ich trete Ihnen dafür nicht mein kleines Haus und Gärtchen in Livorno ab. Ueberall treffen Sie da Reinlichkeit, Bequemlichkeit und einfachen Schmuck an, und Alles erweckt das Gefühl, es ward und ordnete sich durch Liebe! Von unserm gemeinschaftlichen Erwerbe ist es gebauet, unsre Talente haben es geschmückt. Und warum, wozu? Um uns wechselseitig zu beglücken! Wodurch? Durch Liebe! Das sagt mir jeder Kupferstich, der die Wände ziert, jedes Meubel, das die Zimmer füllt, jeder Baum, jede Laube in dem Gärtchen, die unsre Hände pflanzten. O! an wie manche reine Liebkosung, an wie manche glückliche häusliche Begebenheit erinnert mich jeder Schritt in dieser reizenden Besitzung."

„Und dann die Menschen darin! Ach, meine Lieben! so entfernt Ihr

Geschmack von dem meinigen zu seyn scheint, so abstechend unsre Verhältnisse von einander sind; Sie würden mein Glück sympathetisch mitfühlen, wenn Sie mich und die Meinigen im engern häuslichen Kreise beobachten könnten! In wenig Tagen bin ich wieder bey ihnen. O! wie sie die Umarmung der Tochter, der Mutter, der Gattin fühlen werden! Süßer Anblick so theurer Personen! Zu lange habe ich deiner entbehrt! Zwischen euch ist keine üble Laune, keine ungeordnete Leidenschaft! Wechselseitige Schonung, gegenseitige Achtung, tiefes Gefühl der Verehrung Gottes, und Liebe zu ihm halten sie entfernt. Meine Mutter verdient durch ihre Heiterkeit, ihre Würde, ihre liebende Obacht auf Alles unsre ganze Verehrung und Zärtlichkeit. Mein Gatte, geachtet von Allen, die ihn kennen, und ein eben so ernster als gütiger Hausvater, ist unsre Stütze, unser Stolz, und die Seele aller unserer Belustigungen. Unsre langjährigen Be-

dienten ſind uns mit Zutrauen und mit dem Gefühle eines gemeinſchaftlichen Intereſſe ergeben. Kurz! Alles in unſerm Hauſe macht einen unzertrennlichen Theil eines harmoniſchen Ganzen aus!“

„Endlich unſre Kinder! Ein Mädchen und zwey Knaben! Ach! verzeihen Sie es der Mutter, wenn ſie vielleicht zu viel Werth auf ihre kindiſchen Reize, auf ihre noch unentwickelten Anlagen ſetzt! Welche Freuden gewährt die Liebe durch ſie! Wie laben wir uns an dem Gedanken: es ſind unſre Kinder! an den Beweiſen ihrer Zärtlichkeit, an ihrer unbefangenen Fröhlichkeit, an ihren ſorgloſen Scherzen: an den Freuden, die wir ihnen machen können: an der allmählichen Entwickelung ihrer Kräfte: an den Ausſichten auf ihr künftiges Glück! O! wenn ich das naive und ſchon verſtändige Mädchen ſo neben mir ſeine kleine weibliche Arbeit emſig beſorgen, den älteſten Sohn

gegen mir über lernen, und sich zu seiner künftigen Brauchbarkeit vorbereiten sehe, und der jüngste goldgelockte Knabe auf meinem Schooße sein Aermchen um meinen Hals windet, und die gute Mutter sich in ihrem Armsessel aufrichtet, und mir mit heiterm Auge winkt, — und mein Gatte auf meinen Ruf seinen Arbeitstisch verläßt, im stummen Entzücken traulich meine Hand drückt; — O mögen meine Freudenthränen und mein dankbarer Blick zum Himmel dieses Bild vollenden!"

O Cordelia! Cordelia! rief ich hier unwillkührlich aus, und vergaß, daß ich nicht bemerkt seyn wollte!

„Wir werden behorcht, hörte ich die Damen sagen, und sogleich ward es stille. Aber Signora Allegrina war leise aufgestanden, und ehe ich's mich versah, war sie in meinem Zimmer. Hervor mit dem Horcher! rief sie, faßte mich beym Arm, und zog mich

zu der Gesellschaft hinüber. Ich war so betäubt, daß ich mich führen ließ, wohin man wollte. Hier bring' ich Ihnen den Unbescheidenen, sagte Signora Allegrina. Bestimmen Sie die Strafe, die er verdient hat.

Wir überlassen es Ihnen, sagten die Uebrigen.

Wohlan! fuhr Signora Allegrina fort, so soll er uns sagen, welches System von den vieren, die er gehört hat, er für das wahreste hält. Ich denke, mein Herr, setzte sie hinzu, indem sie sich zu mir wandte, es wird Sie in Verlegenheit setzen. Die Entscheidung ist nicht leicht, und mit dreyen verderben Sie es ohne Hoffnung auf Gnade, welches doch, wenn Sie sich anders auf die Rache unsers Geschlechts verstehen, eben keine Kleinigkeit ist.

Ich war Anfangs sehr beschämt gewesen, aber ich fing an, wieder Muth

zu fassen. Das ist die Frage, antwortete ich. Wie! wenn ich Ihnen allen bey Ihren Meinungen gleiche Rechte auf Wahrheit einräumte?

O der Schalk! rief Signora Allegrina. Aber so kommen Sie nicht durch. Welche von uns würden Sie zur Gebieterin wählen?

O Signora! riefen die andern, Sie setzen uns mit ihm in Verlegenheit!

Eine solche Wahl, erwiederte ich, würde für den Weg, auf dem Sie Ihr Glück verfolgen, nichts entscheiden; denn dabey würde ich ja nur auf das meinige Rücksicht nehmen. Und zugleich warf ich einen Blick auf Cordelia, der sie hinreichend unterrichtete, wen meine Wahl treffen würde.

Signora Allegrina. Wohlan! so erklären Sie sich, welcher Meinung sich die Ihrige am mehrsten nähert.

Ich. Das ist darnach, wie meine Sinne, meine Phantasie, mein Stolz, oder mein Herz das Obergewicht haben, wie ich verliebt, oder ruhig, einsam, oder in der großen Welt, unter günstigen oder ungünstigen Verhältnissen lebe. Sie sehen, daß ich ein Eklektiker bin!

Signora Allegrina. Was heißt das?

Ich. Einer, der sich sehr gern mit Signora Allegrina zerstreuen, sehr gern mit Signora Fantastica schwärmen, mit Signora Altieri thätig seyn mag, und für die Freuden der Signora Cordelia gewiß recht vielen Sinn hat. Kurz! der gern das Beste aus allen Systemen herausucht.

Signora Allegrina. Und am Ende selbst nicht recht weiß, was er will!

Ich. Das hätte ich dann wohl mit den mehresten Menschen gemein! Denn daß der große Hause sich gerade

nicht auf eine Art von Wünschen beſchränkt, ſondern ſein Glück in einer planloſen Befriedigung ſeiner Triebe ſucht, ſo wie dieſe von den Umſtänden erweckt werden, iſt eine Erfahrung, die ihnen nicht entgangen ſeyn kann. Ein ſonderbares Glück iſt es für mich, gerade vier Damen zuſammen gefunden zu haben, deren Geſchmack durch Charakter und Lage ſo beſtimmt iſt, daß ſie gleichſam die Stellvertreter der vier hauptſächlichſten Neigungen des ſchönen Geſchlechts zu ſeyn verdienen.

Um aber meine erſte Behauptung zu rechtfertigen: ſo lange Sie dieſem Ihrem Charakter und dieſer Ihrer Lage gemäß denken und handeln, läßt ſich keines Ihrer Syſteme unbedingt für falſch ausgeben. Hingegen ſind alle unwahr, wenn der Menſch ſich ein Glück zum Ziele ſetzt, das mit ſeinen innern Anlagen und ſeinen äußern Verhältniſſen ſtreitet. Ich freue mich zu ſehen, daß Sie dieſe Klippe glücklich

vermieden haben. Der leichte Sinn, die Gewandtheit, die feinere Sinnlichkeit der Signora Allegrina, das schöne Ebenmaaß, worin alle Kräfte ihrer Seele zu stehen scheinen, alles das gestattet ihr, den Lebensplan auszuführen, den sie gewählt hat, und sich unter ausgesuchten Zerstreuungen und edlerem Sinnengenuß zufrieden zu erhalten. Und doch muß sie gerade Tänzerin in Paris seyn, um diesen Geschmack vollständig zu befriedigen.

Sie, Signora Fantastica, mit Ihrem Vorsprunge der Einbildungskraft über alle andre Fähigkeiten Ihrer Seele, mit Ihrem Hange zur Contemplation, zur Ruhe von außen, und zur innern Spannung, kurz! mit diesem genialischen Charakter, der Sie so groß in den Künsten gemacht hat, Sie allein können sich von dem Irrdischen so weit abziehen, um im Reiche des Ueberirrdischen völlige Befriedigung zu finden. Allein Sie müssen auch gerade

in der Unabhängigkeit von den Banden der Gesellschaft, welche die mehresten andern Menschen fesseln, leben können, um diese Art des Genusses ganz zu erschöpfen, und durch nichts darin gestört zu werden.

Sie hingegen, Signora Altieri, die Sie bey vielem Scharfsinn und reifer Beurtheilung, bey so starker Gewalt über sich selbst und Andre, einen so gerechten Anspruch auf edeln Stolz, und einen entschiedenen Hang zur Ruhe von innen und äußere Thätigkeit besitzen; Sie würden in einer Lage, die Ihnen keinen Widerstand leistet, den Sie zu überwinden der Mühe werth hielten, schwerlich glücklich seyn.

Und was würde aus Ihnen werden, sanfte, liebende Cordelia, wenn Sie bey Ihrem weichgeschaffnen Herzen und der religiösen Bildung Ihres Geistes in die Lage einer der drey übrigen Damen treten sollten?

Lassen Sie uns daher einen Grundsatz festsetzen, der unser Aller Meinung vereinigen wird: Die Bestimmung einer irrdischen Glückseeligkeit, die für alle Menschen passe, ist unmöglich. Jeder suche diejenige auf, die seiner innern Natur gemäß, und seinen äußern Verhältnissen angemessen ist!

Die Damen waren so ziemlich mit dieser Entscheidung zufrieden. Ich erhielt Verzeihung wegen meiner Indiscretion, und wir blieben noch ein Paar Tage ganz vergnügt am Ufer des Garigliano bey einander. Nachher trennten wir uns, trafen uns aber noch nachher an verschiedenen Orten wieder an, und wurden ziemlich gute Freunde.

Aus demjenigen, was die Damen mir aus ihrer eigenen Lebensgeschichte mittheilten, und was ich durch Erkundigung von Andern über sie erfah-

erfahren habe, bin ich in den Stand gesetzt worden, die Geschichte ihrer Bildung und einige Nachrichten darüber zu liefern, wie sie mit ihren Systemen im Unglück und im Alter fuhren.

Geschichte einer Epikuräerin.

Signora Allegrina war zu Neapel von vernehmen und reichen Eltern gebohren. Diese verschwendeten aber in kurzer Zeit ihr ganzes Vermögen, und würden gewiß in die drückendste Dürftigkeit gerathen seyn, hätten die Reize der Mutter unserer Allegrina nicht einen Prinzen vom Geblüt des regierenden Hauses gefesselt, der die Kosten ihres sehr beträchtlichen Aufwandes bestritt. Der Vater gab seine förmliche Einwilligung zu diesem Verhältnisse seiner Gattin, und theilte die Vortheile, die es seinem Hause brachte, mit unbeschreiblicher Unbefangenheit.

Der Charakter dieses sonderbaren, aber an Genie und Stärke des Geistes

nicht gewöhnlichen Mannes, verdient mit wenigen Zügen angegeben zu werden. Er setzte den Genuß und die Bestimmung des Lebens in die vollständigste und abwechselndste Befriedigung der bloßen Sinne, und hielt jedes Mittel für erlaubt, um dahin zu gelangen, wenn es ihn nur nicht um den Vortheil brachte, mit Sicherheit und Bequemlichkeit zu genießen. Darum hütete er sich, unter die strafende Hand des Richters zu fallen; aber jede andre Einschränkung unserer Freyheit verlachte er als Vorurtheil und unnützen Zwang.

Darin liegt nun freylich nichts Ausserordentliches: Menschen, die so denken, sind sehr gewöhnlich. Aber der Zusammenhang, den Allegrina's Vater in seine Grundsätze brachte, die Stetigkeit, mit der er sie befolgte, die Unbefangenheit, mit der er sie verkündigte, diese unterscheiden ihn von der großen Heerde der Epikuräer.

„Ich traue Niemanden, sagte er öffentlich: verlange aber auch nicht, daß mir Jemand traue. Wenn Jedermann gegen den Andern auf seiner Hut ist, so wird Niemand betrogen. Durch ein allgemeines Mißtrauen und durch anhaltende Aufmerksamkeit auf unsern persönlichen Vortheil wird die gesellschaftliche Ordnung eben so gut und besser befördert, als durch Anstand und Moral. Kein ehrlicheres Spiel, als unter lauter Gaunern! Wenn aber Einige redlich spielen wollen, während sie die Betrügereyen der Andern nicht hindern können, so liefern sie sich diesen selbst zum Raube hin. — Laßt die Ehrlichkeit in der Welt allgemein werden, und ich bin einer von den Eurigen. Aber so lange die Aristokratie der Schlauen über die Dummen fortdauert, werde ich mich nicht freywillig zu den letztern gesellen. Es ist genug, daß ich ankündige, wohin ich gerechnet seyn will!“

Wäre dieſer Mann geizig oder ehrſüchtig geweſen: hätte er ſich von einer Leidenſchaft beherrſchen laſſen, die leicht zur Unterdrückung und Ausſchließung Anderer vom Mitgenuß verführt; die ſchädlichen Folgen, welche ein ſolches Syſtem für unſern eigenen Vortheil hervorbringt, würden ihn bald über das Irrige deſſelben aufgeklärt, und Jedermann gegen ihn empört haben. Aber er ging nur auf Sinnenluſt und geſellige Freuden aus, und ſelbſt die Ausgelaſſenheit, mit der er ſich beyden überließ, ſtört immer nur Wenige auf ihren beſondern Wegen, und läßt ſogar die Theilnehmung Anderer an unſern Freuden in den mehreſten Fällen zu. Das größere Publicum ſah ihn daher nicht als ein Ungeheuer an, deſſen Angriffen man ſich mit vereinten Kräften entgegenſetzen müſſe: es ward vielmehr durch ſeine Beharrlichkeit und die genaue Uebereinſtimmung ſeiner Handlungen mit ſeinen Grundſätzen gewöhnt, ihn als ein außerordentliches Weſen zu

betrachten, für welches die Gesetze des Anstandes und der Sittlichkeit nicht gemacht wären. Er fand sogar Bewunderer, Nachahmer seiner ausschweifenden Denkungsart und Lebensweise. Brav, entschlossen, unterhaltend, nicht ungleich in seinen Launen, nicht empfindlich, und voller Genie in seinen muthwilligen Streichen, ward er ziemlich allgemein für einen liebenswürdigen Wüstling gehalten.

Kein Wunder, wenn er unter diesen Umständen mit sich selbst eins blieb, und jene innere Ruhe und Zufriedenheit, die der Antheil eines wohlgeordneten Wandels zu seyn pflegt, auf eine Zeitlang genoß. Aber noch hatte er sein vierzigstes Jahr nicht erreicht, als er auf eine schreckliche Art über das Irrige seiner Grundsätze aufgeklärt wurde. Dieser Vorfall, der so wichtig für die Bildung seiner Tochter wurde, soll von mir erzählt werden, wenn ich erst ein Paar Wor-

te über Allegrina's Mutter geſagt haben werde.

Dieſe war eine von den Weltfrauen, die von keiner andern Beſtimmung wiſſen, als derjenigen, ihre Zeit im Taumel geſelliger Zerſtreuungen ſo ſchnell als möglich zu verbringen. Sie lieben das Leben, und eilen doch ſo ſchnell darüber hin, als ob es ihnen unerträglich würde, darin zu verweilen. Die Erhaltung ihrer Schönheit, die Wahl ihres Putzes, die Führung der Liebesintriguen, und beſonders die Sorge, keinen Tag ohne geſellſchaftliche Unterhaltung zuzubringen, ſind die einzigen Gegenſtände, die ihre anhaltendere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Die Dame, von der wir reden, fügte zu dieſen Zügen eines ziemlich allgemeinen Charakters noch die beſondern der Prachtliebe und dabey eines Leichtſinnes in ihrer Oekonomie hinzu, der allen Glauben überſtieg. Sie dach-

te nie an die Bedürfnisse des folgenden Tages, wenn nur ihr launigter Geschmack für den gegenwärtigen befriedigt wurde.

Demohngeachtet galt Allegrina's Mutter für sehr verständig; und das läßt sich begreifen. Sie that, sie sagte nichts, was sie in dem jedesmaligen und gegenwärtigen Genusse geselliger Vergnügungen störte. Und dieß ist schon viel, mehr als die mehresten Menschen vermögen, die sich durch ihre Unbesonnenheiten im Reden und Handeln, wodurch sie Andre beleidigen und sich selbst herabsetzen, bey ihren Freuden im Wege stehen. Sie besaß unterhaltende Talente. Auch war sie verschlagen genug, ihre Liebhaber zu fesseln, und mit ihren Reizen allen Wucher zu treiben, den sie zur Bestreitung ihres Aufwandes bedurfte.

Aber daß diese Frau auch für gut gehalten wurde, das scheint freylich

ſonderbar, läßt ſich aber gleichfalls wohl erklären. Wer hielt ſie dafür? Die größere Geſellſchaft, in der ſie Niemanden verläumdete, Niemanden im Genuſſe des Lebens hinderte, und Viele an ihren Freuden Theil nehmen ließ. Was bekümmerte ſich dieſe größere Welt darum, wenn ſie mit einer gewiſſen äußern Decenz ihre Liebhaber auszog, und Geſchenke annahm, um deren Preis arme Gläubiger betrogen wurden! Wer merkte es in den geſelligen Zirkeln, daß ſie ihre Hausgenoſſen mißhandelte, um den Quaalen der Langenweile in einſamen Stunden zu entgehen: daß ſie die Erziehung ihrer Tochter vernachläßigte, und daß der Mangel an häuslicher Ordnung die ekelhafteſte Miſchung von Pracht und Armſeeligkeit in ihrer Wirthſchaft hervorbrachte! Niemand ſah' es den feſtlichen Gelagen an, die ſie gab, und die Tauſende koſteten, daß Domeſtiken und Handwerker Jahre lang über rückſtändigen Lohn klagten, und wenn ſie zu-

erst im Besitz dessen war, was die launigte Mode Prächtiges und Scheinendes erfinden konnte; wer hätte glauben sollen, daß es ihr und ihren Kindern oft an denjenigen Kleidungsstücken fehlte, die zur Reinlichkeit und Bequemlichkeit unentbehrlich sind!

Ihr Mann theilte die Früchte ihrer Lebensart, wenn er in Neapel war. Allein er hatte auch seine eigenen Erwerbzweige. Er schwärmte auf den verschiedenen Carnevals, Messen und Bädern von Italien umher, hielt Bank, und zog junge und reiche Leute zu seiner wüsten Lebensart an, die er auf eine Art, wobey die Gesetze ihm nichts anhaben konnten, zu plündern wußte. Eines dieser unglücklichen Schlachtopfer, der hoffnungsvolle Sohn vortrefflicher Eltern, stürzte diese durch Verdruß über die Irrungen, wozu er sich durch Allegrina's Vater hatte verleiten lassen, frühzeitig ins Grab. Zu späte Reue brachte ihn zur Verzweiflung: er

suchte seinen Verführer auf, zwang ihn, sich mit ihm zu schlagen, und ob er gleich selbst auf dem Platze blieb, brachte er doch zugleich seinem Gegner eine Wunde bey, die durch dessen ganz verdorbene Säfte einen unheilbaren Schaden nach sich zog. Der Elende sah nunmehr dasjenige, was er sein ganzes Wesen nannte, langsam von der Natur zerstören. Er konnte es nicht verkennen, daß er sich selbst seine frühzeitige Auflösung zugezogen hatte. Aber ein noch härterer Schlag sollte ihn von der Unwahrheit seines Systems überzeugen. Der Prinz, der seine Frau unterhielt, machte plötzlich bankerott. Man legte den Verfall seines Vermögens mit Recht der Verleitung und den tollen Ausgaben der unwürdigen Ehegatten bey. Allgemeine Verachtung, allgemeiner Haß, drang auf sie ein: man entriß ihnen Alles, und das Drükkende des Mangels an dem Nothwendigsten gesellte sich zu den schrecklichen Schmerzen, die Allegrina's Vater em-

pfand. Selbst sein Weib ließ ihn hülflos liegen, und nur die junge sechzehnjährige Tochter überwand den Ekel, den ihr die Gebrechen des Kranken einflößten, um ihn zu warten. Aber er befreyete sie bald von dieser Sorge. „Meine Tochter, sagte er zu ihr, ich habe mich bis jetzt wenig um deine Erziehung bekümmert, aber das warnende Beyspiel, das dir mein elender Zustand giebt, ist dir mehr werth, als alle Lehren, die ich dir in glücklicheren Zeiten hätte geben können. Die Wahrheit, die es dir einprägt, ist ein kostbares Erbtheil! Genieße, aber sey mäßig, und schade Niemanden! Ich habe mich in der Dauer meines Lebens verrechnet, und vergessen, daß sich auch der Dümmste mit Hülfe des Schicksals für die Unterdrückung des Schlauen rächen kann!“ Nach dieser Anrede sandte er seine Tochter mit einem gleichgültigen Auftrage aus dem Zimmer. Bald darauf hörte sie einen Schuß fallen, und als sie wieder hineinkam,

fand ſie ihren Vater todt in ſeinem Blute liegen.

Der Eindruck, den dieſer Auftritt auf ſie machte, war zu ſtark, als daß er, ohngeachtet ihres leichten Sinnes, je wieder bey ihr hätte ausgetilgt werden können. Er unterſtützte die letzte Lehre ihres Vaters, die ohnehin ſchon mit ihren eigenen Grundſätzen übereinkam. Denn ſo jung ſie war, ſo ſehr man ihre moraliſche Erziehung vernachläſſigt hatte; die Umſtände hatten frühzeitig ihren Charakter gebildet. Sie hatte ſich Kenntniß des Menſchen, und Ideen über den ſicherſten Weg, zum Glück zu gelangen, erworben, welche die Ausgelaſſenheit ihres Vaters und der Leichtſinn ihrer Mutter einflößten und beſtärkten. Sie war mit dem Genuß des Wohlſtandes zu früh und zu genau bekannt geworden, um ihn nicht als ein Mittel zu den höchſten Freuden des Lebens zu betrachten. Aber ſie war auch zu oft in ihrer Eltern Hauſe ver

nachlässigt und zurückgesetzt worden, sie hatte zu oft bey ihren häufigen Abwesenheiten, und bey ihrer schlechten Oekonomie, Mangel an Nahrung, Bedienung und Bequemlichkeit empfunden, um sich nicht früh in jede Lage schicken zu lernen, und um sich selbst Freuden zu verschaffen, die sie nicht blos dem Reichthum verdankte. Sie nahm von dem System ihres Vaters und von dem Geschmack ihrer Mutter so viel an, daß sie mit ihnen den vollständigsten Genuß des Gegenwärtigen für das wahre und höchste Glück hielt. Sie lernte ferner von ihrem Vater, daß man durch Stetigkeit und Haltsamkeit, selbst bey falschen Grundsätzen, auf eine Zeitlang ruhig und zufrieden seyn könne: daß hingegen ein planloses Haschen nach Vergnügen, wie es ihrer Mutter eigen war, nur zur Betäubung unbefriedigter Wünsche führe. Aber sie fühlte auch, daß es nicht genug sey, wenn unsre Handlungsart mit unsern Grundsätzen übereinkomme, sondern daß diese

Grundſätze auch mit unſerer Beſtimmung übereinſtimmen müſſen. Und nun fand ſie bald, daß wir nicht blos auf einige Jahre, ſondern auf die ganze Zeit unſers Lebens den Vorrath und die Kräfte zum Genuß vertheilen müſſen: daß der grobe Egoismus, der ihren Vater leitete, alle ſympathetiſchen Triebe, alle Neigungen zum Edeln und Schönen beleidigte, und daß dieſe ſich über kurz oder lang für die Unterdrückung rächen, worin ſie gehalten ſind. Ihr ekelte vor den Folgen ſeiner groben Ausſchweifungen, und ſie fand, daß ſeine feineren Betrügereyen ihn viel unſicherer zu ſeinem Zwecke führten, als die Ehrlichkeit manches andern, an Verſtande weit unter ihm ſtehenden Menſchen; folglich, daß auch ohne Rückſicht auf den natürlichen Trieb, ſich ſelbſt wahr und gut zu fühlen, die bloße Klugheit ein offenes, rechtſchaffenes und menſchenliebendes Betragen anriethe. Wie ſehr ward ſie in dieſen Grundſätzen durch ihre Be-

merkungen über das Betragen ihrer Mutter bestärkt! Der planmäßige, sichere, aber auf einem Irrwege fortschreitende Gang ihres Vaters, das unsichere Schwanken dieser letzten, Beyde führten augenscheinlich zum Abgrunde, und leiteten sie auf den wahren Weg, auf dem sie ihr Glück verfolgen zu müssen glaubte.

Hieraus entstanden denn früh jene Grundsätze, welche ich sie späterhin ihrer Reisegesellschaft vortragen hörte. Wahrscheinlich lagen sie in ihrem sechszehnten Jahre noch nicht so deutlich in ihrem Kopfe; aber als dunkle Gefühle des Herzens waren sie schon damals fest in ihr gegründet, und ihre nachfolgende Lage diente nur dazu, sie mehr zu entwickeln.

Ihrer Mutter war der fernere Aufenthalt in Neapel nach dem Unfalle, den sie erlitten hatte, untersagt. Sie zog sich in eine Landstadt zurück, wohin

hin ihr die Tochter folgen mußte. Dieser neue Aufenthalt war der Sitz eines Erzbischofs, auf den die aufblühenden Reize der jungen Allegrina einen tiefen Eindruck machten *). Der wollüstige Prälat ließ der sehr bedürftigen Mutter Vorschläge thun, ihm die Unschuld der Tochter für eine beträchtliche Summe zu verkaufen. Das verworfene Weib nahm den Vorschlag mit Freuden an. Aber das junge Mädchen, deren Herz sich schon einem jungen Manne ergeben hatte, der sie liebte, dessen Heirathsantrag aber von der hochmüthigen und eigennützigen Mut-

*) Wem die nachstehende Begebenheit zu romanhaft vorkömmt, den kann ich versichern, daß ein wahres Factum dabey zum Grunde liegt, und daß ich die Person, die dieß Schicksal erfahren, und die mir überhaupt zum entfernten Vorbilde der Signora Allegrina gedient hat, persönlich in Paris gekannt habe.

ter, um seines mittelmäßigen Standes und Vermögens willen, verworfen war, verweigerte standhaft ihre Einwilligung in den schändlichen Handel. Man fand Mittel, unsre Allegrina zu entführen. Man sperrte sie auf einem der Landgüter des Prälaten ein, wo sie eine Zeitlang seinen Andringlichkeiten widerstand, aber endlich der Gewalt unterliegen mußte. Von nun an stellte sie sich freundlicher gegen den Unhold, und gelangte dadurch zu mehrerer Freyheit, die sie zur Entwischung nutzte. Sie floh zu ihrem Bräutigam, erklärte ihm, daß sie nach der Schande, die sie erdulden müssen, nie die Gattin eines ehrlichen Mannes, wie er, seyn könne, forderte ihn aber auf, ihr behülflich zu seyn, den Erzbischoff gerichtlich zu belangen. Dieser, der davon unterrichtet wurde, und das Aufsehn, welches der Prozeß machen würde, fürchtete, war froh, ihn durch Aufopferung einer beträchtlichen Summe, die ihr sogleich ausgezahlt wurde, und eines ansehnli-

chen Jahrgehalts, das er ihr versicherte, niederzuschlagen. Allegrina gab einen Theil der Summe, die sie baar erhalten hatte, ihrem Geliebten, und wandte den übrigen Theil zu einer Reise nach Paris an, um denjenigen Lebensplan auszuführen, den sie für ihr künftiges Glück am vortheilhaftesten hielt.

Unter den Talenten, die sie sich noch während der Zeit, daß ihre Eltern im Wohlstande lebten, zu eigen gemacht hatte, war keines, wozu sie mehr Anlage und Neigung bey sich verspürte, keines, auf dessen Ausbildung so viel Sorge und Kosten gewandt waren, als der pantomimische Tanz. Ihr Vater liebte diese Kunst mehr, wie jede andre, ja! er behauptete, sie sey die einzige, die den Namen einer schönen Kunst verdiene, weil sie so heftig auf die Sinnen wirke. Seine Gattin hatte ihn ehemals dadurch gefesselt, und sie betrachtete dieß Talent in ihrer Tochter

als ein Mittel, die Macht ihrer aufblühenden Reize zu erhöhen. Sie gab ihr selbst darin den ersten Unterricht: die berühmtesten Tänzer in Italien halfen ihm weiter nach, und die Fortschritte der jungen Allegrina wurden so außerordentlich gefunden, daß selbst die wegen der Schönheit ihrer Stellungen, ihrer Gewänder, und ihres Ausdrucks so berühmte Gattin des englischen Gesandten zu Neapel, Lady Hamilton, es der Mühe werth fand, sie in die verborgensten Geheimnisse ihrer Kunst einzuleiten. Alle Einheimische, alle Fremde, die nach Neapel kamen, suchten sich den Eintritt in das Haus der Allegrina's zu verschaffen, und ihr Beyfall, ihre Bewunderung, gaben dem jungen Mädchen die Ueberzeugung, es in ihrer Kunst ungewöhnlich weit gebracht zu haben.

Dieß Vertrauen brachte sie denn in der Folge auf den Entschluß, sich der Bühne förmlich zu widmen, und auf

den Erwerb mit ihrem Talente ihre künftige angenehme Exiſtenz zu gründen. Nach den Unfällen, die ſie erlitten hatte, konnte ſie nichts in der Wahl dieſer Lebensart aufhalten.

So leicht dieſer Unfall und das Beyſpiel der übrigen Tänzerinnen ſie zu einem erniedrigenden Gewinn mit ihren Reizen hätte verführen können, ſo bewahrte ſie doch der Stolz auf ihre Abſtammung, und die Furcht, ſich von ihren Liebhabern abhängig zu machen, vor dieſer Verworfenheit. Sie legte das Geld, welches ſie von dem Erzbiſchoffe erhalten hatte, zu Leibrenten an; ſie erſparte zu eben dem Zwecke das Jahrgehalt, das ſie von ihm erhielt, und einen Theil ihres Salairs, und ſicherte ſich dadurch nach Verlauf einiger Jahre ein Einkommen, das ſie in den Stand ſetzte, die von ihr beſchriebene Lebensart zu beſtreiten. Sie beſaß freylich nicht den Ruf einer Veſtalinn, und ſie pflegte ſelbſt ſehr naiv

zu sagen, daß er ihr und Anderen in ihrer Lage nichts helfen könne; aber nie beleidigte sie den Anstand durch ein ungesittetes Betragen vor den Augen der Welt, und sie wußte selbst ihre Liebhaber zu überzeugen, daß der Besitz ihrer Reize von der Schwäche ihres zu zärtlichen Herzens, und von keiner Ausschweifung der Sinne abhange.

Ich habe mich bemüht, besonders darüber Nachrichten einzuziehen, wie ihr ihre Philosophie im Unglück, im Alter, und bey der Annäherung des Todes zu Hülfe gekommen sey; und wohlunterrichtete Personen haben mir Folgendes darüber mitgetheilt.

Es war unstreitig eine sehr günstige Anlage für ihr System, daß ihre Empfindungen im Ganzen gemäßigt, nicht dauernd waren, und daß sie mehr Empfänglichkeit für das Angenehme als das Widrige in allen Vorfällen ihres Lebens hatte. Ohne einen solchen leich-

ten und frohen Sinn würde ihr Bemühen, ihre Aufmerkſamkeit von den Leiden, die ſie erdulden mußte, abzuziehen, und ſie deſto eifriger auf die Freuden, die ihr übrig blieben, zu richten, ziemlich vergeblich geweſen ſeyn. Aber ſie hatte doch durch häufige Zurückerinnerung an ihre Grundſätze, und durch ihre Ausübung bey kleineren Unannehmlichkeiten, die ihr wiederfuhren, jene urſprüngliche Anlage ſehr erhöhet und veredelt. Eine neue und jüngere Tänzerin ward bey der Oper angenommen, und das Publikum bezeugte dieſer eine ſo auffallende Vorliebe, daß man der Signora Allegrina verſchiedene Rollen, die ſie bis jetzt gehabt hatte, abnahm, und ſie ihrer Nebenbuhlerin übertrug. Der Streich war äußerſt niederſchlagend für ihre Eitelkeit. Zum erſten Mahle in ihrem Leben ließ ſie ſich aus Ueberlegung, und in der Abſicht, um ſich zu zerſtreuen, in ein zärtlicheres Verſtändniß mit einem Manne ein, der ihr lange vergebens auf-

gewartet hatte. Zu gleicher Zeit gab sie sich so viel Mühe, die Rollen, die ihr übrig blieben, zu heben, daß das Publikum völlig von seiner Ungerechtigkeit zurückkam, und die Art, wie sie diese getragen hatte, ihrem ganzen Werthe nach erkannte. Kaum aber war sie über diesen Vorfall getröstet, als sie entdeckte, daß diejenige, die ihr im Talent des Tanzes den Rang hatte abgewinnen wollen, ihr auch den Vorzug in dem Herzen ihres Liebhabers streitig machte. Bald darauf sahe sie sich von ihm verlassen, und ihre Nebenbuhlerin im Besitz seiner öffentlichen Huldigungen. Diese Kränkung soll doch die Signora Allegrina auf einige Zeit stark angegriffen haben. Sie fand kein andres Mittel, sich zu zerstreuen, als die Scene auf ein Paar Jahre zu verändern. Sie trat eine Reise in ihr Vaterland und in die mehresten Länder von Europa an. Der ungetheilte Beyfall, den sie überall einärntete, und die Abwechselung der Gegenstände tha-

ten die erwartete Wirkung, und ſie kam geheilt und ohne Groll nach Paris zurück.

Eine andere harte Prüfung hatte ſie zu beſtehen, als ſie zum erſten Mahle die Runzeln auf ihrer Stirn gewahr wurde, und eine noch härtere, als ſie zu fühlen anfing, daß der ſorgfältigſte Putz die Spuren des herannahenden Alters nicht mehr bedecken wollte. Aber ſie wußte auch hier ihre Partie zu nehmen. Sie gab alle weitere Forderungen, durch ihre Reize zu gefallen, freywillig auf, und ſetzte Einfachheit, Reinlichkeit, Nettigkeit in ihrem Anzuge an die Stelle des glänzenden Putzes. Sie ſagte dem Liebhaber, der damals ihre Gunſt beſaß, den Kauf auf, und gab ihm den Troſt, daß er der letzte ſeyn würde. Zu gleicher Zeit verließ ſie das Theater. Warum ſchon jetzt? fragte man ſie überall. Um mir in einigen Jahren die kränkende Frage zu erſparen: warum erſt jetzt?

war ihre Antwort. Aber nun war sie auch doppelt bemüht, durch ihren Geist, ihre Talente, und die Annehmlichkeit ihres Umganges zu gefallen; und diese Mittel wurden durch das Anspruchslose in ihrer noch sehr appetissanten Figur unterstützt. Sie fand Männer genug, die sie um Liebe baten; aber sie lachte sie aus, und hörte nicht weiter auf die Huldigungen, die sie ihr brachten. Desto mehr weihete sie sich der Freundschaft. Ihr Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Talente und der besten Gesellschaft in Paris. Sie wußte Abwechselung in den Vergnügungen mit Auswahl, Zwanglosigkeit mit gutem Tone und Anstande zu vereinigen. Ihr Ansehn nahm so sehr zu, daß die ehrwürdigsten Matronen kein Bedenken fanden, ihre Töchter mit zu ihr hinzunehmen: und sie war immer so heiter, so gefällig, so billig gegen die Sinnesart, so theilnehmend an den Freuden eines jeden Alters, daß selbst

die Jugend die ihrigen vorzüglich gern unter ihren Augen aufsuchte.

Allein nun brach die Revolution aus, und sie kam um den ganzen Theil ihres Vermögens, der zu Leibrenten angelegt war, und gegen das Ende der Tyranney Robespierre's ward sie nun auch mit mehreren Andern in die Abtey geschickt. „Das Erste, was ich mir von Ihnen ausbitte, sagte sie beym Eintritt zu den Gefährten ihres Unglücks, ist dieß, daß ich keine Klagen, und vorzüglich kein Wort von der Guillotine höre. Fallen wir darunter; was helfen furchtbare Vorstellungen zum voraus? entwischen wir ihren Streichen; würde es uns nachher nicht gereuen, uns ohne Noth geängstiget zu haben? Zerstreuung, Zerstreuung, das ist hier das Einzige, was uns frommen mag!“ — Allegrina wurde ein wohlthätiger Genius in dieser Höhle des Elends. Sie pflegte so viel sie konnte die Schwachen und Kranken,

und suchte über dieser Beschäftigung ihr eigenes Leiden zu vergessen. Sie unterhielt, sie belustigte die Uebrigen. Anfangs fluchte man auf sie, als auf eine überlästige Thörin: nach und nach wurde ihr Beyspiel ansteckend, und endlich fand man allgemein, daß ihr Rath der vernünftigste sey, den man in einer solchen Lage befolgen könnte. Man sang, man tanzte, man malte Karrikaturen an die Wände, man machte Charaden und Bouts-rime's, — Kurz! man betäubte sich, und der Sturz des Tyrannen befreyete nach ein Paar Tagen die Gesellschaft aus ihrem Kerker.

Nun aber war der Rest des Vermögens unsrer Allegrina ganz verloren gegangen, und die Schwachheit des Alters fing an, sich merklicher zu äussern. Sie verlor den Muth nicht. Sie gieng zu der Bürgerin Tallien, und bot sich als Kammerfrau an. „Ich kann freylich

mit meinen zitternden Händen und ſchwachen Augen nicht viel Arbeit mehr machen, ſagte ſie; aber ich habe Geſchmack: ich will Ihre Toilette dirigiren, und Sie während derſelben beluſtigen. Sie glauben nicht, wie ſehr es dem Ausdruck eines ſchönen Geſichtes für den übrigen Theil des Tages ſchadet, wenn es ſich bey der Toilette hat ennuyiren müſſen.“ Die Tochter des Cabarrus erhob ſie zu dem Range ihrer Geſellſchafterin, und ſie ward, ohngeachtet ihres Alters, bald die Seele ihrer Soupers ſins. Man wollte ſie auch in andern Häuſern haben. Sie machte den Sallat bey den diners diplomatiques der Herren Direktoren: ſie ſchlürfte den Champagner, koſtete die übrigen feinen Weine aus, und entſchied über ihren Wuchs und ihre Güte: ſie warf zuweilen ein derbes Wort zwiſchen die Gäſte, das ganz im reformirten guten Tone des Sanscülotismus war, und Lachen erweckte: ſie ſchwatzte viel, hörte noch beſſer an, und trätſchte

nie. Jedermann hatte die muntre Alte gern, die Alles mit, aber sich selbst nie verächtlich machte.

Als sie endlich auf das Krankenlager geworfen wurde, das ihren Tod herbeyführte, bat sie ihre Freunde, nie von ihren Leiden mit ihr zu sprechen, sie nie zu bedauern, sondern sie mit muntern Gesprächen zu unterhalten. Sie selbst suchte möglichst daran Theil zu nehmen, und durch allerhand kleine Beschäftigungen ihre Aufmerksamkeit von ihren Schmerzen abzuziehen. Als sie aber endlich ihr Ende herannahen fühlte, entließ sie ihre Gesellschafter, ohne Abschied von ihnen zu nehmen.

Es ist zu glauben, daß sie mit Standhaftigkeit gestorben sey. Doch läßt sich darüber nichts mit Gewißheit sagen, weil Niemand dabey gewesen ist. Sie soll in ihrem Leben zuweilen geäußert haben: Hätte sie bey ihrem Eintritt in die Welt das Schicksal, das

ihrer darin erwartete, zum voraus wissen können, sie würde sich aufgehängt haben. Nun habe sie es sich zwar so erträglich als möglich gemacht; inzwischen säye sie nicht ein, warum sie sich so sehr härmen solle, es zu verlassen. Die Vorsehung könne ohne Ungerechtigkeit ihr kein schlimmeres Loos nach dem Tode bereiten, als ihr hier zu Theil geworden sey. Sie habe Niemanden geschadet und Viele froh gemacht. Demohngeachtet könnten keine Trostgründe und keine Hoffnungen dem Menschen zum voraus die Ueberzeugung geben, daß er sich standhaft bey seiner Auflösung betragen werde. Das komme auf die physische Beschaffenheit des Körpers in diesen Momenten an; und da sie nicht die Eitelkeit besitze, großmüthig zu sterben, so wolle sie Niemanden durch die Kleinmüthigkeit, die sie etwa zeigen könne, kränken oder erschrecken.

Allegrina war in der Zeit, da ich sie sahe, äußerst fein und zugleich wel-

lüstig gebauet. Brust, Hände, Arme, Füße, waren von äußerster Schönheit und Niedlichkeit. Dabey besaß sie den blendendsten Teint. Das Gesicht war nicht nach den Regeln der ernsteren Schönheit geformt, machte aber doch ein wohlgeordnetes Ganze aus. Praxiteles, oder ein anderer Künstler aus den Zeiten des Flors der alten griechischen Kunst, würde das Oval etwas länglicher, die Nase etwas weniger stumpf, den Mund etwas schmäler gebildet haben, um eine Liebesgöttin darzustellen. Vielleicht wären unter seinem Meißel auch die Augen etwas kleiner und tieferliegend geworden. Aber einem Mahler aus der venetianischen oder französischen Schule hätte Allegrina zum Model einer Venus sizzen können, und selbst der griechische Künstler würde bey ihrem Anblicke haben gestehen müssen: daß ein solches Geschöpf bey allen seinen Abweichungen von der strengeren Regularität etwas sehr Reizendes und Ergötzendes

sey.

ſey. So ſehr ruhte auf dem Ganzen ihrer Perſon ein höchſt anziehender, und doch von allem Leichtſinn und aller Selbſtempfehlung weit entfernter Ausdruck von Freundlichkeit, Gewandtheit und gutherziger Fröhlichkeit.

Geschichte einer Platonikerin.

Signora Fantastica war die Tochter eines berühmten Mahlers in Rom, dessen Werke durch das Ungewöhnliche in der Erfindung, durch das Blendende in der Ausführung, trotz des Tadels sogenannter Kenner, allgemeinen Beyfall in ganz Europa gefunden haben. Ihr Vater wünschte, daß sie sich seiner Kunst widmen möchte, und suchte sie in die Geheimnisse derselben einzuleiten. Auch ließ sie seine Sorgfalt nicht ganz unbelohnt. Allein ohngeachtet ihr Lehrer ihr ziemlich freye Grundsätze über Nachahmung der Natur und Treue in der Darstellung beybrachte, so schien ihr doch die Besorgung des Mechani-

ſchen in der Mahlerey zu langweilig, als daß ſie ihr nicht die Dichtkunſt vorgezogen haben ſollte. Sie überließ ſich bey ihren erſten poetiſchen Verſuchen dem ganzen Schwunge einer regelloſen Einbildungskraft: man glaubte in ihren Werken Spuren des Genies zu entdecken: man übte Nachſicht mit ihrer Jugend, und die Mitglieder der Akademie der Arkadier beſtrebten ſich in die Wette, eine aufblühende Schönheit, die ihr Vater in ſeinen Gemählden oft als Hebe oder als eine der Grazien darſtellte, in ihren Sonnetten unter die Zahl der Muſen zu verſetzen.

Dieſe zweyfache Vergötterung ihrer Geſtalt und ihres Geiſtes in ſo frühen Jahren gründete begreiflicher Weiſe in Fantaſtica's Herzen einen großen Hang zur Eitelkeit, der ſich aber auf keine gewöhnliche Weiſe ankündigte. Sie wollte hervorragen: ſie wollte ſich als ein ungewöhnliches Weſen auszeichnen; aber ſie wollte ihren Ruf, ihre Hervor-

rägung auf den Adel des Verdienstes, auf wahre Schönheit und Vollkommenheit gründen. Leider! waren ihre Ideen darüber höchst unbestimmt! Alles Abentheuerliche, was nicht gemeine Kräfte voraussetzte, schien ihr edel und verdienstlich: und ihre dunklen Gefühle von Vollkommenheit und Schönheit vermehrten noch ihre Schwärmerey.

Nichts natürlicher, als daß sie besonders in derjenigen Angelegenheit, die dem Herzen eines jungen Mädchens am nächsten liegt, in der Liebe, ihre Forderungen am höchsten spannte, und auf ihre Erfüllung am begierigsten ausgieng. Es versteht sich von selbst, daß sie alle Sinnlichkeit davon ausschloß, daß sie an einen reinen Ideengenuß glaubte, und die Bande der Ehe als das Grab der göttlichen Liebe scheuete. Der Mann, den sie suchte, um mit ihm eine solche auf bloßer Seelenverwandtschaft beruhende Verbindung einzugehen, war von ihrer idealisirenden

Phantaſie mit Allem geſchmückt, was Körper, Geiſt und äußere Verhältniſſe Schönes, Edles und Hervorſtechendes zeigen können. Sie ſuchte lange vergebens. Sie fand ſchöne Männer ohne Geiſt: geiſtreiche ohne Schönheit: bey Allen fehlte Etwas zur Ausfüllung ihres Ideals. So gingen einige Jahre hin. Oeffentlich angefeindet von ihren ehemaligen Geſpielinnen, heimlich verlacht von denen, die ihr huldigten, von Beyden als eine empfindſame Thörin verſchrieen, fand ſie keinen andern Troſt für ſo viele Verſagungen, als die kalte Bewunderung, die ihre Geſtalt und ihre Talente dem großen Haufen einflößten, und die Hoffnung, am Ende ein Weſen zu finden, das ihr gliche, weil die Natur ſie nicht allein geſchaffen, ihr nicht vergebens dieſe hohen Anſprüche auf Vortrefflichkeit ins Herz gepflanzt haben könne.

So war ihre Lage und ihre Stimmung, als der Erbe eines der erſten

Häuser in Rom, der Duca Capocivoli, von einer weiten Reise, und nach einem langen Aufenthalte in der Hauptstadt Frankreichs, in seine Heimath zurückkehrte. Seine Gestalt war häßlich: seine Sitten waren so schlecht, daß selbst die öffentliche Meinung sie als höchst verdorben bezeichnete. Aber sein Geist besaß seltene und glänzende Vorzüge: einen leichten, schnellen und zugleich treffenden Witz, eine reiche Phantasie, tiefe Kenntniß des Menschen, Biegsamkeit gegen Andre, Festigkeit gegen sich selbst: Schlauheit, Muth, und eine Bildung für die gesellige Unterhaltung, wie man sie wenig antrifft. Er verstand, was so selten zusammen geht, zu gleicher Zeit im Gespräch den Klügsten zu interessiren und den Dümmsten zu belustigen. Seine Familie hatte den Vater unsrer Fantastica als angehenden Künstler beschützt, und dieser hing an ihrem Sprößlinge mit Banden der Dankbarkeit, welche die persönliche Neigung

des jungen Duca zu den ſchönen Künſten und ſein angenehmer Umgang verſtärkten. Er hatte einen freyen Zutritt zu dem Hauſe des Künſtlers: er bezeigte der Tochter ſogleich eine beſondre Aufmerkſamkeit, und widmete ihr bald darauf ſeine anhaltenden Huldigungen. Anfangs ſahe ſie in ihm nur den unterhaltenden Geſellſchafter, deſſen Geiſt den ihrigen beſſer als ihre übrigen Bekannte zu würdigen und zu verſtehen wüßte. Seine Geſtalt hemmte den Flug ihrer Phantaſie: ſein Ruf ſtand einem ſtarken Eindruck auf ihre Eitelkeit entgegen. Allein er wußte bald auf beyde zu wirken. Mit feuriger und hinreißender Beredtſamkeit ſprach er über Tugend, Vollkommenheit und Schönheit: mit Thränen der Reue bedauerte er frühere Verirrungen, in die ihn Leere des Herzens und böſes Beyſpiel geſtürzt hätten. Welche herrliche Anlagen gehen hier verloren! ſagte ſich Signora Fantaſtica. Wie ſehr wird dieſer Mann verkannt! — Sie

überließ sich der Versuchung des Stolzes, ihn durch Liebe zu bessern, und dem Reize der Eitelkeit, unter dem Schutze ihres Rufs den seinigen wieder herzustellen.

Ihr Geliebter rechtfertigte eine Zeitlang alle Hoffnungen, die sie zu ihm gefaßt hatte. Er schläferte dadurch bald die Behutsamkeit ein, mit der sie bisher über ihre Sinne gewacht hatte, und sie überließ sich der Süßigkeit eines vertraulicheren Umganges mit desto größerer Unbefangenheit, je mehr sie durch seine Gestalt gegen eine Gefahr von dieser Seite sicher zu seyn glaubte. Aber zu ihrem Erstaunen und zu ihrem Unglück ging das Feuer, das er in ihrer Phantasie erweckt hatte, bald in ihre Adern über. Der Verführer! Unter dem Vorwande, ihr den gefährlichen Feind, den sie gemeinschaftlich zu bestreiten hätten, ganz kennen zu lehren, mahlte er seine Fallstricke mit den lockendsten Farben aus. Täglich mach-

te er ſie zur Vertrautin und Zeugin des mühſamen Kampfs, den er gegen die Gewalt gröberer Triebe zu beſtehen vorgab, und erregte nicht blos ihr Mitleiden mit ſeinem Zuſtande; er ſteckte ſie mit einem ähnlichen an. Oft ſchien er, durch die Uebermacht ſeiner Empfindungen hingeriſſen, ſich auf Augenblicke zu vergeſſen, und tilgte dann durch eine ſchnelle Rückkehr zur Vernunft zwar den Vorwurf der Unbeſcheidenheit, aber nicht die Folgen aus, welche Scenen dieſer Art für ihre Ruhe hatten.

Signora Fantaſtica blieb nicht lange darüber in Zweifel, daß ſie ſich von dem Ideale einer reinen Seelenliebe zu weit entfernt habe, um in ihrer gegenwärtigen Verbindung wieder dahin zu gelangen. Ihr Herz fühlte ſich jedoch unfähig, mit dem Duca ganz zu brechen; und ſo ſehr zu jenem Ideale der Umſtand mit gehörte, daß die Liebe auf freyer Willkühr, und nicht auf einem durch die Geſetze gebundenen Verhält-

nisse beruhen müsse, so blieb ihr doch nichts als die Wahl übrig, entweder verächtlich zu werden, oder einen minder vollkommenen, aber doch nicht unedlen Bund durch die Ehe mit ihrem Geliebten zu schließen. Sie wählte das letzte, und bot ihm selbst ihre Hand an.

Sie glaubte, dem Duca kein kleines Opfer, keinen geringen Beweis ihrer Liebe zu bringen. Ihre Unabhängigkeit, ihre Freyheit, war bis jetzt ein hoher Stolz, ein schätzbares Gut für sie gewesen. Sie hätte oft erklärt, daß sie sich nie verheirathen würde, und sie sah sich als eine Diana an, der ihr Ruf, ihre Schönheit, ihre Talente, einen gerechten Anspruch auf einen ehrenvollen und ganz selbstständigen Platz in der Gesellschaft sicherten. Sie hatte diese Idee oft in ihren Gedichten öffentlich angekündigt, und sie hing mit desto größerm Eifer daran, je mehr sie ihr ganzes Geschlecht durch ihr Bey-

spiel gegen die Anmaßungen des sogenannten stärkern in Schutz zu nehmen glaubte. Und jetzt sollte sie einen Namen, den ihr persönliche Vorzüge sicherten, gegen einen andern vertauschen, den nur der Vorzug der Geburt schmückte! Sie, nur gewohnt von sich selbst Gesetze anzunehmen, sie sollte öffentlich einen Mann als ihren Gebieter anerkennen, und ihre bisherigen Grundsätze, ihren bisher behaupteten Charakter verläugnen! Wie erstaunte sie daher, als dieß Anerbieten abgelehnt wurde! Ihr Geliebter suchte sie zu überzeugen, daß eine heimliche Intrigue, von der die Befriedigung der Sinnlichkeit nicht ausgeschlossen sey, noch immer edler bleibe, als eine Ehe, bey der man ihr ehrgeizige Absichten, ihm aber leidenschaftliche Schwäche zur Last legen würde. Er, der nicht einmahl einen guten Ruf aufzuopfern hatte, er verlangte von der Geliebten Aufopferung ihrer Ehre, um die Vorurtheile seiner Familie und der sogenannten guten Ge-

ſellſchaft, die er ſeine Ehre nannte, nicht zu beleidigen.

Signora Fantaſtica ward durch dieß Betragen und durch den Gedanken empört, daß eine Verbindung mit ihr als eine Mißheirath angeſehen werden könnte. Ihr Stolz gab ihr vielleicht noch mehr Stärke, als ihre Tugend. Sie verwarf ſeine Anträge mit Abſcheu, und als der Elende bemerkte, daß ſeine angenommene Maske ihm zur Verführung ihrer Unſchuld fruchtlos ſeyn würde, warf er ſie vollends ab, und ſchadete ihrem Rufe durch Berühmung nie genoſſener Gunſtbezeugungen, und durch den Rückfall in ſeine vorigen Ausſchweifungen.

Sie litt lange und unendlich. Um ſich zu zerſtreuen, verfertigte ſie ein Trauerſpiel, von deſſen Aufführung ſie ſich den höchſten Ruhm verſprach. Aber ſie bereitete ſich neue Kränkungen. Sie hatte ſich bey dieſem Stücke dem Flu-

gt der ausschweifendsten Imagination überlassen: man fand es abentheuerlich. Sie verfertigte ein anderes, in dem sie sich der strengsten Regelmäßigkeit unterwarf: man fand es frostig. Beyde hielten nicht die Vorstellung eines Abends aus.

Sie ward auf eine Zeitlang ganz niedergeworfen, und wünschte nichts so sehr, als einen Ort zu verlassen, der ihren Werth verkannte. Sie ließ sich daher leicht bewegen, dem Heirathsantrage eines Patriciers aus Lucca Gehör zu geben. Er war ein Mann bey Jahren, ein alter Wollüstling, der den Mäcen der Künste spielte, und sich in Fantastica's Gestalt nach einem Bilde verliebte, auf dem ihr Vater sie als Diana vorgestellt, und das er erstanden hatte. Der Ruf ihrer Talente kam hinzu. Er glaubte, ein Mann wie er müsse eine Schriftstellerin zur Frau haben. Er hatte vielen Einfluß auf die Führung der öffentlichen Angelegen-

heiten in seiner Vaterstadt, und Fantastica sah in der Verbindung mit ihm ein Mittel, die Ideale von Vollkommenheit, die sie noch immer in ihrem Kopfe herumtrug, und zugleich ihre Ansprüche an Ruhm und Hervorragung auf einem andern Wege erfüllt zu sehen. Sie hoffte, die neue Aspasia dieses modernen Perikles zu werden, und gab ihm ihre Hand.

Sie ward aber bald gewahr, daß es ihr an den nöthigen Talenten fehlte, auf die Menschen einzuwirken, und noch mehr an denen, sie zu führen. Sie stieß mit ihren excentrischen Ideen über Menschenwohl und Menschenvortrefflichkeit überall an. Sie hatte weder Biegsamkeit genug, sich in den großen Haufen zu schicken, noch Festigkeit und Stetigkeit genug, ihm Folgsamkeit abzunöthigen. Sie verfolgte bald ihre Plane mit zu vieler Heftigkeit, bald ließ sie sich zu leicht durch Schwierigkeiten abschrecken, oder fand

die Sorgfalt, welche ihre Ausführung forderte, ermüdend. Ihr Gatte war der erſte, der über ſie lachte, und da ſie nun durch Andre zu intriguiren ſuchte, ihr Spiel aber zu öffentlich trieb, ſo erhielt ſie von dem Senate die Weiſung, ſich bey Gefahr der Einſperrung nicht mehr in die öffentlichen Geſchäfte zu miſchen.

Aus dem Kreiſe der bürgerlichen Geſellſchaft mit ihrer Thätigkeit zurückgewieſen, hoffte ſie, in dem engeren der örtlichen und häuslichen Geſellſchaft mit mehrerem Erfolge wirken zu können. Sie eröfnete ein großes Haus zu geſelligen Zuſammenkünften, ſuchte daraus das Kartenſpiel zu verbannen, und dafür eine geiſtreichere Unterhaltung, als man bis jetzt in Lucca gekannt hatte, einzuführen. Sie fand bald, daß die wenigen Gäſte, die ſich ihren Anordnungen unterwarfen, mit ihr ein Raub der quälendſten Langenweile wurden, und daß die übrige ſchöne

Welt in Lucca ihre Anmaßungen verspottete. Sie übernahm den Landhaushalt auf einem der Güter ihres Mannes, der herzlich froh war, sie auf diese Art aus der Stadt zu entfernen. Aber nun wollte sie die Wirthschaft nach einer neuen Theorie verbessern, und machte solche Anlagen, daß nicht allein die Revenüen dieses Guthes auf mehrere Jahre darüber verloren giengen, sondern auch noch die der übrigen dazu mit verwandt werden mußten. Kurz! Alles gerieth in solche Unordnung, daß ihr Gatte sich genöthiget sahe, ihr das übertragene Geschäft wieder abzunehmen.

Sie kehrte nach Lucca zurück, unterzog sich der Erziehung einiger fremden Kinder unbemittelter Eltern, die sie in Ermangelung eigener zu sich ins Haus nahm. Sie befolgte dabey die Grundsätze der berühmtesten Lehrer in dieser Kunst, aber mit einer so abwechselnden Sorgfalt, daß sie nichts, als

den Verdruß einärntete, sich die ganz verwilderten Kinder nach Verlauf einiger Monate von den Eltern wieder abfordern zu sehen. Diese wollten lieber die Kosten einer bessern Anleitung, als die Gefahr tragen, sie ganz verwahrlo-set zu wissen.

Fantastica war nicht so verblendet, um nicht zu merken, daß ihre Eitelkeit ihr bey allen ihren Bestrebungen nach Vollkommenheit im Wege stände, und daß sie bey ihren Unternehmungen mehr auf die Auszeichnung des Werkmeisters, als auf die Güte des Werks Rücksicht nähme. Sie beschloß daher, gegen das Urtheil der Menschen ganz gleichgültig zu werden, blos an der Veredlung ihres Geistes zu arbeiten. Gut! Aber zu welchem Ende, zu welcher Absicht? Zur Ausbildung ihrer höheren und göttlichen Natur, um den Trieb nach Wahrheit und Güte zu befriedigen. Das sagte sie sich, und wußte nicht, wobey sie zuerst mit ihren

Studien anfangen, wie sie überhaupt diese angreifen sollte. Sie bestimmte sich endlich für die Metaphysik, für die Moral, für die Geschichte, für die Botanik, für die Naturhistorie, für die Astronomie, und beyher für die alten Sprachen. Das war viel auf einmahl! Aber Signora Fantastica war nicht dazu gemacht, sich mit Wenigem zu begnügen. Sie begeisterte sich für ihren Plan. Es wurden Lehrer für alle diese Wissenschaften angenommen: jeder wurden ein Paar Stunden des Tages geweihet: sie ließ eine Menge des weißesten und feinsten Papiers in die saubersten Bände heften, um darin ihre Bemerkungen über das Gelernte aufzuschreiben, und sah sich bereits im Geiste als eine der berühmtesten unter den gelehrten Frauen an. Die erste Woche hindurch hielt sie die Lernstunden mit vieler Genauigkeit ab: es wurden auch ein Paar Blätter in den Heften beschrieben. In der zweyten fühlte sie schon, daß die Lehrer nicht die Gabe

hätten, ihre Kenntnisse auf eine leichte und angenehme Weise mitzutheilen, und die Stunden wurden bereits oft mit gleichgültigem Geschwätz ausgefüllt. In der dritten und vierten fand sie sie so langweilig, daß, ehe sie kamen, den Bedienten schon zum voraus die Billets eingehändigt wurden, um sie damit an der Thüre abzuweisen, und am Ende des ersten Monats gab sie die Stunden sämmtlich auf.

„Diese Pedanten, sagte sie sich, wollen mich einen schulgerechten Weg am Gängelbande der Methode führen. Mein Genie verlangt gleich einen höhern Flug.“ Sie fing an, für sich zu studieren, die allgemeine Welthistorie, den Büffon, Newton, Linne' und andere voluminöse und Hauptwerke in jeder Wissenschaft zu lesen, und stockte überall aus Mangel an Geduld und Vorerkenntnissen. Dieß brachte ein unbestimmtes Herumtreiben, ein zweckloses Streben, und endlich eine Müh-

losigkeit hervor, welche durch den Verdruß und die Störungen vermehrt wurde, die ihr die gesellige Welt in Lucca, von der sie sich nicht ganz losreißen, und in die sie sich nicht passen konnte, täglich bereitete. Man verbreitete lächerliche Anekdoten über sie, von denen einige durch ihre Lebhaftigkeit und Unbesonnenheiten veranlaßt waren, andre ihr aufgebürdet wurden. Sie überließ sich übereilten Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit, und da man erst ihre Abhängigkeit von dem Urtheile gewöhnlicher Menschen merkte, so wurde der Neckereyen, die Neid über ihre Talente und muthwillige Lachsucht eingaben, kein Ende. Bald sah sie sich einer allgemeinen Vernachläßigung und einer kränkenden Herabwürdigung in der Gesellschaft ausgesetzt. Um sich zu betäuben, verband sie sich mit einer Klasse von Menschen, die ihr am Stande nicht gleich, und an Sitten ihrer nicht werth waren. Mit diesen warf sie sich in einen Taumel von Zerstreuungen, und da sie

nirgends Maaß zu halten wußte, so riß sie auch hier die unseelige Sucht nach dem Ausgezeichneten und Ungewöhnlichen weiter fort, als sie hatte gehen wollen. Ohne wirklich lasterhaft zu seyn, fiel der Schein des Lasters mehr auf sie als auf Andre, deren gröbere Ausschweifungen mit mehr Behutsamkeit getrieben wurden. Sie verschaffte sich durch dieß heroische Mittel keine Ruhe, und ihr Ruf ging ganz dabey verloren. Dadurch, und durch ihre verschwenderischen Ausgaben ward ihr Gatte aufs Aeußerste erbittert. Er hielt es für Pflicht, ihrer zügellosen Aufführung durch einen gewaltsamen Schritt, ein Ziel zu setzen. Er verwies sie auf eines seiner entlegensten Schlösser am Ufer des Meers, mit dem gemessensten Befehle an ihre Aufseher und Bediente, ihr durchaus die Gelegenheit zum Umgange mit andern Menschen abzuschneiden.

Dieser Aufenthalt, der für jeden Andern Strafe hätte seyn können, ward

für sie der Anfang und die Quelle ihres Glücks. Sie freuete sich, abgerissen von einer Welt zu seyn, in der sie keines ihrer Ideale erfüllt sah, in der sie sich selbst unter der Würde fühlte, zu der sie den Anspruch und die Fähigkeit in sich wahrnahm. Kaum war sie allein, so ward sie mehr eins mit sich selbst, und mit demjenigen, was sie umgab, zufrieden. Außer dem Kreise der Versuchungen und der Versagungen ihrer Eitelkeit, fühlte sie sich unschuldiger und wohlwollender. Das Bedürfniß, sich zu beschäftigen, gab ihr jetzt den Pinsel wieder in die Hand, den sie seit einigen Jahren ganz hatte liegen lassen, und bey der Ruhe des Geistes, die sie jetzt genoß, kam ihr das Mechanische der Behandlung, das ihr vorhin so unangenehm gewesen war, nicht mehr langweilig vor. Wie konnte sie dabey sich und die Welt in süßen Träumereyen vergessen! Doch; ich will über den Reiz, den diese Beschäftigung für sie hatte, nichts mehr hinzusetzen,

da ſie ihn ſelbſt mit der Fülle eigener Empfindung beſchrieben hat.

Inzwiſchen wurde dieſer Reiz durch einen Zufall beträchtlich geſtört, und auf eine Zeitlang beynahe gänzlich abgeſtumpft.

Eines Tages betrachtete ſie aus dem Fenſter ihres Schloſſes das Meer, das ein gewaltſamer Sturm zu Wogen thürmte, die ſich an dem Fuße des Felſens brachen, auf dem ſie ſich befand. Sie verſenkte ſich in Gedanken über dieß Bild des ruhigen Ports, in dem ſie ſich ſicher vor den Stürmen der Welt befand, als ſie auf einmahl ein entmaſtetes Schiff, ein Spiel der Wellen, gegen den Felſen treiben ſah. Das Schiffsvolk gab durch ſeine Zeichen ſeine Noth und das Bedürfniß ſchneller Hülfe zu erkennen. Fantaſtica bewog ihre Leute durch die Erwartung großer Belohnungen, dieſe Hülfe zu leiſten, und ſie genoß bald darauf das Vergnügen

zu sehen, daß zwar nicht das Schiff, wohl aber die Mannschaft gerettet wurde. Unter dieser war ein junger Mann, der, so viel sie aus der Ferne bemerken konnte, durch die schönste und edelste Bildung ausgezeichnet zu seyn schien. Aber noch mehr als seine Gestalt zog sie der Ausdruck von Devotion an, mit dem er beym Anlanden sich auf die Knie warf, und sein Dankgebet zum Himmel richtete. Sie erfuhr, daß er ein Engländer von hohem Stande sey. Sie ließ ihm ihren Glückwunsch zu seiner Rettung machen, und die möglichste Sorge für seine Pflege tragen. Er schrieb ihr einen Danksagungsbrief, in dem Adel und Stärke des Gefühls mit Schönheit des Ausdrucks und Feinheit der Wendungen wetteiferten. Ihr Herz ward dadurch noch mehr für ihn eingenommen. Sie antwortete: er schrieb wieder! Ihre Correspondenz nahm einen regelmäßigen Gang. Er bezog unter einem schicklichen Vorwande eine Wohnung in der Nähe des Schlosses,

und täglich ſahe ſie ihn am Strande um den Fuß ihres Gefängniſſes ſpazieren gehen. Sie redeten durch Zeichen mit einander: ſie verſuchten es, ſich in der Nähe zu ſehen und ſich zu ſprechen. Aber dieß verhinderte die Wachſamkeit der Aufſeher. Inzwiſchen verlor ihre Leidenſchaft nichts dabey: ſie ſtieg vielmehr durch dieſe Hinderniſſe zu dem höchſten Grade der Begeiſterung.

Jetzt verlor Fantaſtica den Geſchmack an der Mahlerey: ſie wär zu unruhig, um ſich ihr zu widmen. Der Tag ging hin in ſehnſuchtsvoller Erwartung des Augenblicks, worin ſie ihren Geliebten erblicken würde: in der ſüßen Beſchäftigung, ſeine Geſtalt aus den ſchwachen Zügen, die ſie von ihm aus der Ferne erblicken konnte, zuſammenzuſetzen, und in der, an ihn zu ſchreiben, und Briefe von ihm zu empfangen. Aber dieſe glückliche Zeit dauerte nicht lange. Ihr Geliebter mußte nach Engelland zurückreiſen.

Ihr Schmerz, der sich lange in ihr selbst verschloß, fand endlich einen Ausbruch, und sie ließ ihn in Gedichten ausströmen, die den treuesten Ausdruck einer unglücklichen Liebe enthielten, die selbst aus den Qualen der Trennung unendlichen Genuß zu ziehen weiß. Hier zeigte sich ihr wahres Talent, das durch das Gefühl der invidiuellen Situation noch erhöhet wurde. Diese Gedichte machten den stärksten Eindruck auf das Herz ihres Liebhabers, und da die Verfasserin selbst fühlte, daß sie einer allgemeinen Wirkung beym Publico nicht verfehlen könnten, so gab sie seinen Bitten nach, eine Sammlung derselben unter ihrem Namen drucken lassen zu dürfen. Sie machten ein aufserordentliches Aufsehn: sie waren bald in aller Menschen Händen. Man ahnete einen Theil der Wahrheit der Geschichte, die diesen Sonnetten und Canzonen ihr Daseyn gegeben hatte: man interessirte sich für die Verfasserin. Täglich erhielt diese darüber Beweise in den

öffentlichen Blättern, und in manchem Briefe, der unmittelbar an ſie gerichtet wurde.

Fantaſtica ſandte ihrem Gatten ein Exemplar ihrer Gedichte zu, und er war gütig genug, zu glauben, daß er der Gegenſtand derſelben ſey. Die Geſchichte des Schiffbruchs, auf welche oft darin angeſpielt wurde, wußte er vortrefflich auf ſich anzuwenden. Das Meer war die große Welt: das zertrümmerte Schiff die Ehe, nach deren Trennung der Gatte, als Liebhaber gerettet, in dem wiedergewonnenen Herzen ſeiner Gattin glücklich gelandet war. Eine vortreffliche poetiſche Fiction! — Er reiſte ſogleich zu ſeiner Frauen, und bot ihr die Freyheit und die Wiedervereinigung mit ihm an; aber ſie zog eine Lage vor, in der ſie ungeſtört der ſüßen Schwärmerey der Liebe und der Begeiſterung der ſchönen Künſte nachhängen konnte. Sie entſchuldigte ihre Weigerung, den An-

trag ihres Gemahls anzunehmen, mit der Besorgniß, daß ihr die Versuchungen der großen Welt leicht wieder gefährlich werden könnten. Er, der zufrieden war, eine Frau zu haben, die ihre Liebe zu ihm durch ihre Lieder unsterblich machte, ließ die Entschuldigung gelten, und reiste allein nach Lucca zurück. Bald darauf starb er, und hinterließ ihr sein ganzes Vermögen.

Sobald der Anstand es erlaubte, bot sie nun ihrem Geliebten ihre Hand an. Er eilte aus Engelland herüber: sie flogen sich mit Ungedult entgegen, und — fanden sich Beyde an einander betrogen. Da war auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit zwischen dem Bilde, das sie aus der Ferne von einander entworfen hatten, und ihren wahren Personen: nicht an Gestalt, nicht an Charakter. Kaum waren sie ein Paar Tage bey einander gewesen, als sie sich einander Langeweile machten, und bey aller Achtung, die sie sich

wechselseitig einflößten, doch an tausend kleinen Verschiedenheiten im Geschmack und in der Art, die Sachen anzusehen, anstießen. Fantastica fand ihren Liebhaber zu kalt: er fand sie zu schwärmerisch. Sie verlangte von ihm, daß er sein Vaterland verlassen, und auf ihrem Schlosse, der ganzen übrigen Welt abgestorben, nur für sie leben solle. Er erklärte ihr hingegen, daß er, zu einem thätigen Leben bestimmt, diese Abgezogenheit nicht ertragen würde. Kurz! sie fühlten Beyde, daß sie bey einer nähern Verbindung ihrer Personen auf die Länge nicht glücklich zusammen seyn würden, und waren aufrichtig genug, es einander zu gestehen. Aber was sollte künftighin die Leere ausfüllen, welche das Ende der Liebe in ihrem Herzen zurücklassen würde? Sie kamen überein, eine Vereinigung mit einander einzugehen, die zwar den mehresten Menschen sonderbar vorkommen wird, die aber für Charaktere ihrer Art die einzige war, wobey sie auf Dauer

und Glück ihrer Verbindung rechnen durften. Sie schränkten sich auf den Genuß ein, den das bloße Zusammentreffen in Ideen gewähren kann, und suchten sich zugleich in eine Lage zu versetzen, worin sie vor aller Erkaltung ihrer Phantasie gesichert seyn konnten. Der Liebhaber ging nach England zurück, ward Mitglied des Parlaments, und zeichnete sich als Redner aus. Fantastica begab sich nach Rom, legte sich dort mit verdoppeltem Eifer auf Mahlerey und Dichtkunst, und ihr Name ging bald als der einer der größten Künstlerinnen durch alle Länder.

Sie hat uns das Bild dieser Verbindung oben selbst entworfen, und ich setze daher hier nichts darüber hinzu. Es bleibt mir nur übrig, Einiges über ihre Gestalt und die Folge ihrer weiteren Schicksale zu sagen.

Sie mochte damals, als ich sie kennen lernte, dreyßig und einige Jahre

alt ſeyn. Sie war von ſchlankem, aber beynahe zu gelängtem Wuchſe. Ihr Geſicht würde ſich nicht ſowohl die griechiſche als die florentiniſche Schule als Ideal zugeeignet haben: ſo ſchmal war das Oval, ſo gezogen das Profil, ſo geſchlängelt die Naſe mit dem ſanften Hügel in der Mitte! In den blauen hochgewölbten Augen mit langen ſchwarzen Wimpern lag der Ausdruck einer ſüßſchwärmenden Melancholie, und Miene, Gebärde, Stellung und Anzug zeigten etwas Ungewöhnliches, das aber auf Feinheit des Geſchmacks, Scharfſinn und hohen Schwung der Phantaſie zurückführte.

Bald, nachdem ich ſie verließ, erhielt ſie die Nachricht von dem Tode ihres Geliebten. Ob ſie gleich nicht mit heftiger Leidenſchaft an ihm gehangen hatte, ſo ward ſie doch durch dieſen Verluſt ſtark angegriffen. Ihr Verhältniß zu ihm war demjenigen gleich geweſen, mit dem ein Paar Jahrhun-

derte früher Petrarca seiner Laura ergeben war: eine angewöhnte gespannte Lage, eine beynahe zur Natur gewordene begeisterte Empfindsamkeit, die ihr den Stoff zu den süßesten Träumereyen, zu den lieblichsten Bildern darbot. Und sie hatte das vor ihrem Vorgänger zum voraus, daß sie einen edeln und berühmten Mann den ihrigen nennen konnte, in dieser Verbindung mit ihm sich öffentlich geehrt fand, und daß sie die Freyheit genoß, ihre Gefühle in Briefen mit ihm auszutauschen.

Wir haben aus demjenigen, was sie uns bereits bey seinen Lebzeiten von ihren Visionen mitgetheilt hat, so wie aus ihren Klagen über eine zu starke Anhänglichkeit an dem Sinnlichen, den Hang zu jener mystischen Schwärmerey bey ihr bemerken müssen, worin der Mensch sich ganz über das Irrdische erheben zu können wähnt. Diese Schwärmerey erreichte ihren höchsten Gipfel

nach dem Abſterben ihres Geliebten. Sie ſah dieſen Vorfall als eine unmittelbare Fügung der Gottheit an, die ſie ganz an ſich ziehen wolle. Sie gab ſofort die Ausübung der ſchönen Künſte auf, ſchenkte den größten Theil ihres Vermögens den Armen, behielt nur ſo viel zurück, als zur Beſtreitung der unentbehrlichſten Bedürfniſſe nöthig war, und vertauſchte ihre geſchmackvolle und prächtige Garderobe mit ein Paar Gewändern von beynahe cyniſcher Einfachheit. So zog ſie ſich in eine Einöde auf einem der Gipfel der Alpen zurück, um dort in möglichſter Annäherung an die höheren Regionen und in völliger Abgezogenheit von der ſublunariſchen Welt fernere Geſichte aus der Oberwelt abzuwarten.

Allein ſie fand hier nicht die Zufriedenheit, auf die ſie gehofft hatte. Es war bey dieſer Hoffnung nicht in Anſchlag gebracht, daß vorhin ihre Imagination unvermerkt den Stoff zu den

entzückenden Bildern des Uebersinnlichen von dem Sinnlich-Schönen, womit sie sich täglich beschäftigte, zusammenlas. Sie hatte es nicht berechnet, daß der gespannte Zustand dieser Imagination hauptsächlich auf der Neigung beruhte, die ihr Herz zu einem Sterblichen erfüllte. Beydes fiel jetzt weg. Die Phantasie, welche nicht von unserm Gebote abhängt, und deren günstige Launen sie vorhin durch die Ausübung der schönen Künste beförderte, und bey dieser Beschäftigung mit Muße abwarten konnte, versagte ihr jetzt den Dienst, da sie ihre höchsten Wohlthaten ununterbrochen forderte. Die rauhen Gegenstände, die sie umgaben, erschreckten ein Gemüth, das an eine süße Schwärmerey gewöhnt war, und beschränkten den Flug ihres Geistes, anstatt ihn zu heben. Sie sehnte sich nach den sanfteren Gegenden des untern Italiens, nach den Künsten Roms zurück, und das Bild des verlornen Geliebten drängte sich oft in ihre Seele.

Nun machte ſie ſich Vorwürfe darüber, daß ſie noch zu ſehr an dem Sinnlichen klebe. Es entſtanden Zweifel über ihre Würdigkeit, des höchſten Genuſſes theilhaftig zu werden. Die Langeweile vermehrte ihre Unruhe, und ſtatt der entzückenden Geſichte, die ſie erwartet hatte, ſchreckten ſie fürchterliche Phantome.

In dieſem traurigen Gemüthszuſtande erinnerte ſie ſich der Bekanntſchaft, die ſie mit Signora Cordelia am Ufer des Garigliano gemacht, und deſſen, was dieſe ihr von ihrer genauen Gemeinſchaft mit dem Urquell aller Vollkommenheit in dem Zirkel ihrer frommen Brüder geſagt hatte. Sie eilte nach Livorno: ſie warf ſich ihrer Bekanntin in die Arme, und ward von dieſer liebreich im Schooße ihrer Familie aufgenommen. Der Anblick dieſer genügſamen und zufriedenen Menſchen brachte bald Troſt und Ruhe in ihre Seele, und die Einrichtung der ganzen

religiösen Anstalt erfüllte sie sogar mit enthusiastischem Beyfall, und mit dem Wunsche, als Mitglied in die fromme Gemeine aufgenommen zu werden. Allein diese unterwarf sie vorher einer Probezeit, worin man die Stetigkeit ihrer Gesinnungen erforschen wollte. Während derselben erkaltete ihr Eifer. Sie konnte der einfachen, emsigen Lebensart dieser meistens aus Kaufleuten, Manufakturiers und Handwerkern bestehenden Gesellschaft, deren Ideenkreis eng, und durch den feineren Genuß der schönen Künste wenig gebildet war, keinen Geschmack abgewinnen. Ihre Imagination fand wenig Nahrung bey einem Gottesdienste, der frey von allen in die Sinne fallenden Symbolen war, und wurde dagegen durch die ängstliche Anhänglichkeit dieser Leute an gewisse Vorstellungsarten und Glaubenssätze zu sehr beschränkt.

Voll von der Ueberzeugung, daß Rom der einzige Fleck der Erde sey, wo

sie gedeihen könne, gieng sie dahin zurück, entschlossen, sich den schönen Künsten wiederum zu widmen. Aber entblößt von Vermögen, konnte sie diese Künste nicht mehr als Liebhaberey treiben; sie mußte sie als Mittel des Erwerbes betrachten. Sie schrieb Romane im Geschmack der Riccoboni, und mahlte liebliche Bilder im Styl der Angelica Kaufmann. Die Nothwendigkeit, zu arbeiten, verbunden mit dem Anziehenden der Arbeit selbst, zügelte ihre Phantasie, und leitete diese in einen Weg, auf dem ihr diese Kraft der Seele nicht schädlich werden konnte. Sie war vielmehr die fortdauernde Quelle ihrer höchsten Freuden, so lange sie nicht damit in der wirklichen Welt handeln, oder aus der sinnlichen ganz hinausfliegen wollte. Ihre religiösen Empfindungen blieben immer feurig und belebt durch hohe Aussichten in eine bessere Welt, worin sich Alles, was hier mißklingt, in ewige Harmonien auflösen wird. Aber sie verlor die Anmaas-

sung, von der höchsten Vollkommenheit, Wahrheit, Güte und Schönheit hiernieden ein Mehreres schauen zu wollen, als was ihre Spuren in den Werken des Schöpfers und des Genies, das ihm nachbildet, dem Menschen davon offenbaren.

So lebte sie mehrere Jahre ruhig, mit sich selbst, mit der Kunst, mit der Natur, und mit Wohlthun beschäftigt. Da sie nicht das Talent besaß, zu wirthschaften, und durch strenge Ordnung ihre Einnahme der Ausgabe anzumessen, so verheirathete sie sich mit einem würdigen Geschäftsmanne, der zwar wenig im Vermögen besaß, aber den Betrag ihres ziemlich ansehnlichen Verdienstes mit Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit verwaltete. Seine sanfte Gefälligkeit; sein schlichter, aber gesunder Verstand, seine gemäßigten, aber feinen Gefühle, regten ihre Imagination zwar nicht auf, störten sie jedoch nicht in ihrem Fluge. Da Beyde einer

ganz verschiedenen Bestimmung nachgiengen, so sahen sie sich nicht zu viel, um sich einander lästig zu werden, aber genug, um die ruhige Behaglichkeit einer Verbindung zu fühlen, die auf Ueberzeugung eines wechselseitigen Vortheils beruht, durch die Reize der Imagination von der einen, durch leise Empfänglichkeit dafür von der andern Seite belebt, und durch Angewöhnung täglich mehr verstärkt wird.

Fantastica's Ende war ein sublimer Auftritt für alle diejenigen, die ihr Lager umringten. Voll Sehnsucht nach einem bessern Leben und einem höhern Daseyn, verließ sie das gegenwärtige, ohne die geringste Spur des Schmerzes über die Trennung von den Banden, die sie noch darin zurückhielten. Man bemerkte nur an ihr die Ungeduld ihres Geistes, seine Hülle zertrümmert zu sehen, und über dem Staube erhaben, sich mit der ewigen Quelle, aus der er ausfloß, zu vereinigen.

Geschichte einer Stoikerin.

Diejenige Rednerin, die ich oben unter dem Namen Altieri aufgeführt habe, hatte diesen, wie sie uns selbst gesagt hat, nur auf der Reise angenommen. Sie war keine Italienerin. Ihr Vater bekleidete die Stelle eines Premierministers in einem Lande, das jetzt aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden ist, das aber vorhin, ohngeachtet die halb aristokratische halb monarchische Verfassung seine Kräfte lähmte, einen nicht unbedeutenden Platz unter den Reichen von Europa einnahm. Der Thron war in diesem Lande nicht erblich: der König ward von dem Adel

erwählt, und dieſer hatte allein das Recht, auf den Reichstägen zu erſcheinen, und ſeine Stimme bey wichtigen Vorfällen abzugeben. Eine ſolche Einrichtung bringt natürlicher Weiſe Partheyen hervor, die gemeiniglich mehr durch ihren Privatvortheil, als durch Rückſichten des öffentlichen Beſtens in Bewegung geſetzt werden. Nur Perſonen von außerordentlichen Herrſchertalenten ſind im Stande, den größern Theil der Nation durch das äußere Anſehn, das ſie ihr bey den Nachbarn ſichern, und den Wohlſtand, den ſie im Innern verbreiten, zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe zu vereinigen.

Ein ſolcher Mann war Altieri's Vater, der Fürſt Bra——— Er gehörte ſeiner Geburt nach bereits zu den Erſten des Reichs, und ſeine Verdienſte hatten ihm das ganze Vertrauen ſeines Königs und die Liebe des größten Theils ſeiner Landesleute erworben, denen er einen edeln Stolz auf die

Thaten, die sie unter ihm ausführten, und viel Gemeingeist einzuflößen gewußt hatte. Die geringere Zahl der Unzufriedenen verstand er in Ehrfurcht zu erhalten. Inzwischen hatte er immer viel Wachsamkeit und einen entschlossenen Muth nöthig, seinen Gegnern nicht das Uebergewicht gewinnen zu lassen. Diese wurden von den benachbarten Mächten unterstützt, deren Interesse es mit sich brachte, das Land durch innere Unruhen zu schwächen.

Unter solchen Umständen ward ihm eine Tochter gebohren, die wir forthin mit dem Namen Altieri, worunter wir sie zuerst haben kennen lernen, bezeichnen wollen. Ihre Mutter starb ihr früh ab, und der Vater konnte sich von dem einzigen Kinde nicht trennen. Er ließ es unter seinen Augen nach Grundsätzen erziehen, welche der Wunsch, seine Talente und seinen Geist auf die Erbin seiner äußern Güter fortzupflanzen, und die Bestimmung, die er für

seine Tochter vermöge ihres Standes und ihrer Verbindungen voraussah, rechtfertigen können.

In einem Lande, worin jeder einzelne Adliche Antheil an der Regierung nimmt, worin der Partheygeist herrschend ist, und gleichsam einen wesentlichen Theil der Verfassung ausmacht, müssen auch Weiber, besonders nach dem Ansehn, welches unsre neuern Sitten dem schönen Geschlechte sichern, einen wichtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben. Die junge Altieri schien dereinst durch ihre Geburt, durch ihren Reichthum, durch den Anhang einer der ersten und mächtigsten Familien im Staate, einen vorzüglichen Anspruch darauf machen zu können. Und wer wird es nun dem Fürsten Bra——— verdenken können, daß er eine männliche Geistesbildung seiner Tochter für die zuträglichste hielt, und einer weiblichen vorzog?

Ihre Anlagen, ihre Fortschritte übertrafen seine Erwartungen, und, dasjenige, was Anfangs Grundsatz bey ihm gewesen war, ward in der Folge Liebhaberey. Er wollte aus seiner Tochter ein außerordentliches Wesen machen, und ihr alle Vollkommenheiten beylegen, die man sonst nur von Männern erwartet. Sie ward daher zu mehreren Leibesübungen angeführt. Sie lernte Reiten, Fechten. Ihr Körper ward abgehärtet, jede Art von Beschwerlichkeit zu ertragen. Sie ward früh in die Kenntniß der alten Litteratur und Geschichte eingeleitet, und durch die Heldenthaten der Vorwelt, besonders aber durch die Größe einiger der ausgezeichnetsten Weiber des freyen Roms begeistert. Man suchte ihr zwar auch Geschmack an den schönen Künsten beyzubringen; allein sowohl in diesen als in der Natur hatte das eigentliche Schöne nur einen anempfundenen Reiz für sie: ihre ursprüngliche Neigung zog sie zu demjenigen hin, was

man in Beyden das Erhabene nennt. Oden, Heldengedichte, Trauerſpiele, beſonders ſolche, deren Intereſſe auf der Entwickelung einer Verſchwörung beruht: — Abgründe, Felſenklüfte, und das ſtürmiſche Meer gaben ihrer Imagination eine angenehme Spannung. Sie liebte es, ſich gefährlichen Lagen bey ihren Spielen auszuſetzen, und ſie zog die Freude, die ſie an den Proben ihres Muths und ihrer Gewandtheit nehmen konnte, bey weitem dem Vergnügen vor, das ihr ein leichter Zeitvertreib verſchaffen konnte.

Früh zeigte ſich bey ihr die Neigung, ihre Geſpielen zu beherrſchen, und dieſe brachten ihr willig diejenigen Huldigungen dar, welche Verſchlagenheit, Muth, und zuverläſſige Verſchwiegenheit dem Haufen gewöhnlicher Subjekte aus jedem Alter abnöthigen.

So wie ſie heranwuchs, zeigte es ſich immer mehr, daß ſie den Geiſt ih-

res Vaters geerbt habe. Sie zeichnete sich durch schnelle Ahnungen der Schwächen Anderer, durch ihre kluge Behandlung, durch große Gewalt über sich selbst, und eine behutsame Aufführung vor allen jungen Personen aus. Kurz vorher, ehe sie in der großen Welt aufgeführt wurde, fielen ihr die Memoires und Romanen aus den Zeiten der Minderjährigkeit Ludewigs des vierzehnten in die Hände. Der Antheil, den die Weiber damals an allen öffentlichen Handlungen nahmen, ihre außerordentlichen Vorzüge, die Anbetung, die ihnen als Pflicht dargebracht wurde die großen Thaten, zu denen sie entflammten: kurz! alles, was man sich unter dem Bilde der Rittergalanterie zu denken pflegt, entflammte ihr junges Gemüth, und gründete in ihr die Neigung, eine von denjenigen Leidenschaften zu empfinden und zu erwecken, die durch das vereinigte Interesse der Herrschsucht und der Liebe ihre Höhe und ihre Stärke erlangen.

Dieſe Bildung ihrer Geſinnungen ſtählten ſie gegen die Verſuchungen der Gefallſucht, als ſie bey Hofe und in der größeren Geſellſchaft auftrat, und durch ihre beynahe idealiſche Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Ihrer Phantaſie ſchwebten Bilder von Männergröße vor, die nach den Charakteren aus der romanhaften Ritterzeit geformt waren, und ſie konnte den winzigen Schwarm der Höflinge, der um ihre Aufmerkſamkeit buhlte, nur als die ausgeartete Brut ihrer Heldenväter betrachten. Ihr hoher Ernſt, der auf ſolchen Bemerkungen beruhte, ſcheuchte bald alle anmaßende Aufdringlichkeit der jungen Herren zurück, die ſie als eine Pedantin verſchrieen. Dagegen wurde ſie durch ihr zurückgezogenes, behutſames Betragen, durch die Bildung ihres Geiſtes, und durch die beſcheidene Gefälligkeit gegen das Alter, der Liebling aller geſetzten Männer und aller verſtändigen Matronen. Beſonders gewann ſie das Vertrauen ihres Vaters,

der desto mehr Werth auf die Festigkeit ihres Charakters und ihre Anlagen zur Brauchbarkeit im handelnden Leben legte, je mehr er Beydes sogleich zu seinem Vortheile nutzen konnte.

Der Minister sah ein, daß alle seine Bemühungen, das Land, dem er vorstand, zu beglücken, mangelhaft bleiben, und keine dauernde Folgen für die Ruhe und die Veredlung seiner Nation hervorbringen würden, wenn nicht die Verfassung von Grund aus verbessert würde. Dieß zu bewirken, war der Lieblingsplan seines Lebens. Er wollte die Thronfolge erblich machen: er wollte die Gewalt und das Ansehn des Adels in ihre wahren und ursprünglichen Schranken zurückweisen, dem dritten Stande die Rechte eines aktiven Bürgers sichern, und die Leibeigenschaft aufheben. Die stürmischen Reichstage sollten eingehen, und an ihre Stelle eine Versammlung von Repräsentanten aus allen Klassen der Unterthanen treten,

ten, die Theil an der Gesetzgebung nähme, und dem Monarchen bey der Ausübung der höchsten Gewalt als ein ehrwürdiges Organ der öffentlichen Meinung mit seinem Rath und seinen Warnungen zur Seite träte, ohne ihn durch neckenden Widerstand erbittern und aufhalten zu können. Kurz! Fürst Bra... wünschte die Verfassung seines Vaterlandes der englischen mit einigen Abänderungen, welche seine besondere Lage nothwendig machte, zu nähern.

Er fühlte aber auch alle Schwierigkeiten, welche der Eigennutz des einheimischen Adels und die Eifersucht der benachbarten Mächte auf Alles, was den Zusammenhang und die Stärke seiner Nation vermehren könnte, seinen Planen entgegensetzen würden. Diese mußten sehr allmählig und sehr im Stillen ihrer Reife näher gebracht werden. Er hatte sich jedoch nach und nach einige Anhänger zu verschaffen gewußt, die, unter allen Ständen und in

allen Provinzen vertheilt, eine geheime Verbindung ausmachten, und sich als Freunde der neuen Verfassung durch gewisse Losungswörter und einen Ring in der Form der alten römischen Ritterringe, den sie am Zeigefinger trugen, untereinander wieder erkannten. Die Führung dieser Verbindung gab dem Fürsten Bra——— neben seinen gewöhnlichen Geschäften sehr beschwerliche Bemühungen. Er hatte zwar einen Sekretair bey sich, Namens Demetri, einen jungen Mann von vielen Talenten, auf den er sich ganz verlassen konnte, und der zu seinem Gehülfen bey dieser Art von Arbeiten besonders angestellt war. Allein dieser war theils der Arbeit allein nicht gewachsen, theils war er ihm zur Ausforschung der Gesinnungen der Personen bey Hofe und in den ersten Gesellschaften, wovon ihn sein Stand ausschloß, weniger brauchbar.

Die junge Altieri schien daher diesen Mangel ersetzen zu können, und sie

ward in die Verbindung mit aller der Feyerlichkeit aufgenommen, die auf ein junges Gemüth, wie das ihrige, den größten Eindruck machen mußte. Dieser, das Vertrauen, das ihr ein angebeteter Vater bezeigte, das Gefühl ihrer Wichtigkeit, das Außerordentliche der Sache selbst, das Heimliche und Sinnliche in den Formen, die man ihr gab, und die für ein weibliches Herz großen Reiz haben; Alles beseelte sie mit dem feurigsten Enthusiasmus. Sie wurde von nun an auf mannigfaltige Art gebraucht. Ihr wurden Aufsätze in die Feder diktirt: sie mußte andre ins Reine bringen: sie führte die minder wichtige Correspondenz, und mußte vorzüglich die Menschen in ihren Zirkeln auf eine unverdächtigere Art auszuforschen und zu gewinnen suchen, als es von dem Minister geschehen konnte. Sie that alles dieß mit einer Genauigkeit, mit einem Fleiße, mit einer Verschlagenheit, die nur die Wirkung des Partheygeistes und der Begeisterung auf

ein weibliches Gemüth in so jungen Jahren begreiflich macht.

Diese Lage hatte einen grosen Einfluß auf die Bildung unsrer Altieri. Sie wurde dadurch mit dem Gange der Geschäfte, und mit den Mitteln, auf die Menschen zu wirken, vertraut. Sie erhielt Geschmack an der Intrigue und an derjenigen Thätigkeit, die im Geheimen wirkt, und keine andre Belohnung kennt, als das Bewußtseyn, etwas zu vermögen, und ein wichtiges Unternehmen auszuführen.

Aber dieß Verhältniß legte auch den Grund zu einer zärtlicheren Leidenschaft. Der junge Sekretair, der Altieri's Arbeiten in der bewußten Sache theilte, und dadurch häufige Gelegenheit bekam, sie zu sehen, und mit den seltenen Vorzügen ihres Geistes bekannt zu werden, hatte sich so viel Reizen nicht ohne Gefahr für sein Herz nähern können. Er faßte für die Tochter sei-

nes Herrn eine ehrfurchtsvolle aber heftige Liebe. Anfangs bemerkte ſie den Eindruck nicht, den ſie auf ihren Gehülfen gemacht hatte, und war noch weiter davon entfernt, ſeine Geſinnungen zu erwiedern. Aber ſie fand ſich zur Achtung für einen Mann hingezogen, der außerordentliche Talente zu Geſchäften mit vieler Liebenswürdigkeit, und Gefühl ſeines Werths mit Beſcheidenheit verband: zu einem Manne, der von ihrem Vater durch Liebe und Vertrauen ausgezeichnet wurde, und in ſeiner Begeiſterung für ihren gemeinſchaftlichen Plan, ſo wie in ſeiner ganzen Denkungsart, mit ihr zuſammenzutreffen ſchien. Noch war ſie nach dem Beyfall keiner andern Perſon ſeines Geſchlechts außer ihrem Vater ſo begierig geweſen, als nach dem ſeinigen: und ſo wenig ſie den Vorwurf verdiente, mit ihren Vorzügen glänzen zu wollen, ſo gern ſuchte ſie doch Demetri's Billigung ihrer Aufſätze, Handlungen und Bemerkungen zu erhalten.

Dieser war einer von den Männern, die innerlich von Ehrgeiz verzehrt werden, und, dem äußern Anscheine nach, mit dem eigenen Bewußtseyn ihres Werthes zufrieden, alle Auszeichnung von Fremden zu verachten scheinen. Seine Gestalt war edel, und hätte schön genannt werden können, hätte nicht ein düstrer Zug um die schwarzen Augenbraunen herum den sonst seelenvollen Blick verfinstert. Aber dieser Ernst in seiner Physignomie verstärkte nur den Ausdruck der Großherzigkeit und tiefer Empfindung, der auf seinem Gesichte lag. Sein Betragen war gewöhnlich kalt: aber wenn er in Affekt kam, so erschien er wie ein Vulkan, der das gewaltsamste Feuer unter dem Eise verbirgt, das seine Scheitel deckt. Altieri fand, daß Demetri unter allen ihren Bekannten an Gestalt und Gebärde am mehresten das Bild hervorrufe, das sie sich von den Rittern der Vorzeit geschaffen hatte.

Ihr Vater gab ihr Erlaubniß, von dieſem jungen Manne Unterricht in der engliſchen Sprache nehmen zu dürfen. Sie machte bald große Fortſchritte darin, und indem Beyde in ihrem Enthuſiasmus für die Meiſterwerke Oſſians, Shakeſpears und Miltons zuſammentrafen, überzeugten ſie ſich immer mehr von der Uebereinſtimmung ihres Geſchmacks an dem Erhabenen und beynahe ins Ungeheure getriebenen Großen. Aber dieſe vermehrte Gelegenheit, ſich zu ſehen und ihre Gefühle mit einander auszutauſchen, ließ die junge Fürſtin nicht lange zweifelhaft über die wahre Natur der Empfindungen, die ſie dem Demetri eingeflößt hatte. So viele Mühe ſich dieſer gab, ſeine Gefühle in ſich zu verſchließen; ſie brachen überall durch. Seine Miene, die täglich finſtrer wurde, erheiterte ſich nur dann, aber auch um ſo auffallender, wenn er ſeiner Gebieterin Unterricht ertheilte. Täglich wurde er gegen die übrigen Hausgenoſſen kälter und

verschlossener, aber gegen Altieri schüttete sich sein Herz oft mit Ungestüm aus, und die zärtlichen Stellen im Ossian und Milton zwangen ihn oft, die Lesung abzubrechen, um dem Uebermaaße seiner Empfindungen in der Einsamkeit Luft zu machen. Nichts glich der Feinheit seiner Aufmerksamkeiten für die junge Fürstin, als das Feuer, das er in die Ausrichtung jedes noch so kleinen Auftrages brachte, mit dem er sich von ihr beehrt hielt. Wenn sie aber in die große Welt gieng, wohin er ihr nicht folgen konnte, dann bemeisterte sich seiner eine Schwermuth, der er durch rasche und Meilenweite Spaziergänge zu entlaufen, deren Schreckbilder er durch die angestrengteste Arbeitsamkeit zu verscheuchen suchte. Manchem fiel sein sonderbares Betragen auf: aber die junge Fürstin sagte sich allein: du wirst geliebt!

Und diese Liebe, dem Anscheine nach so leer von allen Hoffnungen, so an-

ſpruchslos, ſo einzig durch die Anbetung des unnennbaren Weſens ſelbſt belohnt; — wie war ſie ſo ganz im Geſchmack der alten guten Zeit der Galanterie! Wie konnte ſie eines tiefen Eindrucks auf ein Herz, wie das unſrer Altieri, verfehlen!

Die Würdigkeit des Anbeters, ſein Beſtreben, ſich täglich mehr zu veredeln, kam hinzu! Ihr Vater rühmte oft, daß Demetri beſtändig große Hoffnungen von ſich gegeben habe, daß er aber dieſe ſeit einiger Zeit überträfe: daß ſeine Kenntniſſe immer mehr an Ausbreitung gewönnen, daß ſein Fleiß in einem Grade zunähme, der ſein Erſtaunen, aber auch ſeine Beſorgniſſe für ſeine Geſundheit erwecke. Er pflegte dann hinzuzuſetzen, daß ein Mann wie dieſer ungewöhnlich befördert werden müſſe, und daß es ein wahres Geſchenk für den Staat ſeyn würde, ihn an einen Platz zu ſtellen, wo er unmittelbar handeln, und einen

Wirkungskreis erhalten könne, der seinen Kräften und seiner Thätigkeit angemessen sey.

1. Eines Tages war Altieri auf einem Balle bey einem fremden Abgesandten, der sich an dem dortigen Hofe aufhielt. Sie überließ sich mehr wie gewöhnlich dem Vergnügen des Tanzes, und nahm die Huldigungen, welche ihr der Herr des Hauses, ein noch junger und liebenswürdiger Mann, darbrachte, mit dem Scheine eines Wohlgefallens auf, bey dem vielleicht einige Eitelkeit, mehr aber noch die Absicht zum Grunde lag, einige Geheimnisse, die ihr Vater zu wissen wünschte, zu erfahren. Sie hatte die Colonne mit ihm herabgetanzt, über Einiges, was er ihr im Tanze gesagt hatte, gelacht, und war nun ausgetreten, hatte sich neben ihm gesetzt, und schien an einer ziemlich langen Unterredung, die sie mit ihm führte, vielen Antheil zu nehmen. Auf einmahl entsteht eine Unruhe unter dem Haufen

von Zuſchauern, der ihr gegenüber ſteht. Sie ſpringt auf, um die Urſache davon zu erfahren, und erblickt zu ihrem Erſtaunen den Demetri, der in Ohnmacht gefallen iſt, und um deſſen Wiederherſtellung die Umſtehenden ängſtlich bemüht ſind. Sie erräth leicht, daß ihr Betragen gegen den Abgeſandten, und die Eiferſucht, die ihren Liebhaber überwältigt hat, bey dieſem Vorfalle zum Grunde liegen. Sie wird tief dadurch gerührt, und wenn ſie ſich gleich keine unmittelbare Erklärung ihres Betragens gegen den Demetri erlaubt, ſo ſucht ſie ihn doch durch die Rechenſchaft, die ſie ihrem Vater in ſeiner Gegenwart von der Ausrichtung ſeines Auftrages giebt, zu beruhigen.

Beym Eintritt der ſchönen Jahrszeit gieng ſie mit ihrem Vater und Demetri auf ein Landgut in der Nähe der Hauptſtadt. Hier fand kein Unterſchied des Ranges Statt: hier nahm Demetri an allen geſelligen Unterhal-

tungen Theil: hier war der Umgang freyer und ungezwungener. Altieri machte sich eine Freude daraus, es dem Demetri zuerst anzukündigen. Morgen gehen wir aufs Land, sagte sie zu ihm: da können wir ungestörter unser Englisches treiben. Dem Himmel sey ewig gedankt, antwortete er, so fange ich wieder an zu leben.

Diese Zeit war denn auch sehr glücklich für Demetri, und Altieri fand, so wenig sie es sich gestehen wollte, einen höheren Reiz in dem genaueren Umgange mit ihm, als denjenigen, den die bloße gesellige Unterhaltung darbietet. Sie lasen mit einander, sie giengen und ritten zusammen spatzieren. Zwar hatte die junge Fürstin immer die Begleitung ihrer Frauen oder eines bejahrten Stallmeisters bey sich, aber sie redeten englisch, eine Sprache, die den Uebrigen fremd war, und konnten um so freyer ihre Ideen wechseln. Demetri wagte es zwar nie, seine Leidenschaft zu geste-

hen, aber er ließ keine Gelegenheit vorbey, von dem Adel und der Hoheit einer Liebe zu reden, die durch ausgezeichnete Verdienſte die Gunſt einer Dame zu erwerben ſucht, die an Geburt und Werth weit über ihn erhaben iſt. Zuweilen wurden ſeine Anſpielungen auf ihr Verhältniß ſo deutlich, daß die junge Fürſtin in Verlegenheit gerieth, und die Unterredung ſchnell abbrach.

Bey einem ihrer Spaziergänge fiel die Rede auf die Abhängigkeit der alten Ritter von ihren Damen, auf deren Wink ſie ihr Leben willig hingegeben hätten. Im Sprechen kamen ſie über eine Brücke, die mit hohen Bogen über einen ziemlich reißenden Fluß gieng. Demetri fing ſchon wieder an, auf ſeine eigenen Geſinnungen und dasjenige, wozu ihn die Liebe auffordern könnte, anzuſpielen. Altieri, die gern ihren Liebhaber auf einmahl zum Schweigen bringen wollte, und vielleicht zugleich von einem jugendlichen

Muthwillen hingerissen wurde, sagte lachend: Ha! ha! Das klingt schön in Romanen, aber die Thaten sind von ehedem. Wenn jetzt eine Dame zu ihrem Liebhaber spräche: da! holt mir meinen Handschuh wieder, (und bey diesen Worten warf sie den ihrigen ins Wasser,) ich bin sicher, Keiner spränge hinein, um ihn herauszuholen. — Kaum hat sie das Wort gesagt, und Demetri setzt über das Geländer der Brücke, und geht vor ihren Augen im Wasser unter. Altieri, außer sich vor Schrecken und Reue über die Unvorsichtigkeit ihrer Aeußerungen, bleibt erstarrt und unbeweglich stehen. Ihre Frauen erheben ein klägliches Geschrey! Nach wenigen Minuten kömmt Demetri wieder zum Vorschein, hascht den Handschuh, springt ans Land, küßt ehrerbietig den Preis seines Unternehmens, und verschwindet.

Demetri hatte in Halle studirt, und das Tauchen von den dortigen Hallo-

ren zum Zeitvertreibe gelernt. Dieſer Umſtand war ſeiner Dame unbekannt, und das nicht gefährliche Kunſtſtück ihres Liebhabers erſchien ihr daher in dem Lichte der höchſten und unbedingteſten Aufopferung aus Liebe. Mit pochendem Herzen, und in Nachdenken verſenkt, kehrte ſie nach Hauſe. Sie erröthete, als ſie den Demetri wiederſah: ſie ſagte ihm nichts; aber eben dieß Schweigen und die Sorge, Unterredungen mit ihm zu vermeiden, die von gleichgültigen Zeugen nicht verſtanden werden könnten, ſagten ihm Vieles, was ſein Herz bald günſtig, bald ungünſtig auslegte, und ihn wenigſtens überzeugte, daß man ihn verſtanden habe.

Der Zweck dieſer Erzählung erlaubt es nicht, die kleinen Züge, welche dieſe ſtillſchweigende Verbindung bezeichneten, weiter auszumahlen. Welch eine weitläuftige Geſchichte würde uns Demetri von den Begebenheiten ſeiner

Liebe haben aufstellen können, die, dargestellt mit dem Feuer, womit er sie empfand, gehoben durch die Phantasie, womit er sie ausschmückte, ohngeachtet ihrer Unbedeutung an sich selbst, das Herz des Lesers nicht ohne Rührung lassen würden. Altieri liebte: Altieri fühlte den ganzen Werth ihres Liebhabers, und eben darum mußte sie ihm alle Hoffnung nehmen, ihr je eine zärtlichere Empfindung, als die der Hochachtung, einzuflößen. Nie konnte sie die seinige werden, wenn auch die Verhältnisse dem Stande nach gleich gewesen wären. Sie war von Kindheit an zur Gattin des jungen Fürsten C.... bestimmt, und diese Verbindung, welche die beyden mächtigsten Familien im Staate vereinigte, war von solcher Wichtigkeit für das Ansehn ihres Vaters und den Erfolg seines Lieblingsplans, daß Altieri aus kindlicher Liebe und persönlicher Anhänglichkeit an seinen Ideen sich nie zu einer Heirath hätte entschließen können, die sie als

das

das Grab ihres Vaters und ihrer gemeinſchaftlichen Hoffnungen betrachten mußte.

Sie bewachte ſich daher ſo viel ſie konnte, die Leidenſchaft, die ſie im Herzen trug, nicht zu äußern. Und dennoch zeigte ſie dieſe zuweilen in kleinen, für Andre unmerklichen Zügen, die aber dem Demetri nicht entgingen, und eben, weil ſie der Geliebten wider Willen entfuhren, einen erhöhten Werth erhielten. Bald hatte ſie ſich an Oertern, wo ſie ſeine Ankunft erwartete, etwas länger verweilt, als es die Nothdurft erforderte: — bald war ſie unter einem nichtigen Vorwande dahin gegangen, wo ſie ihm zu begegnen ſicher war: — bald hatte ſie ihm einen Auftrag zu geben, deſſen Unbedeutung für die hervorgeſuchte Veranlaſſung bürgte. Und welches war der Gewinn, den Demetri davon zog? Ein unſicherer und verſtohlner Blick, eine fliegende Röthe, ein zitternd ſanfter Ton der Stimme:

lauter Zeichen der innern mächtigen Bewegung, die Altieri zu solchen Schritten zwang, und des Streits, der sich bey solchen Unternehmungen in ihrer Seele erhob! Und Demetri fühlte sich so glücklich bey solchen Bemerkungen, so unglücklich, wenn Altieri ihn wieder mit studierter Vernachlässigung behandelte! Wie spann er beydes zu Bildern aus, die ihn bald zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten, bald bis zur Verzweiflung niederwarfen, und dennoch fürchtete er nichts so sehr, als daß dieser Zustand von Ungewißheit jemals endigen könne!

Der Fürst Bra——— glaubte inzwischen, daß es Zeit sey, einen Theil seiner Plane in Ausführung zu bringen. Zuerst legte er dem Reichstage ein Gesetz zur Genehmigung vor, wodurch der Zustand der Leibeigenen erleichtert, und diese, der Hülfe am mehresten bedürftige Klasse der grausamen Willkühr ihrer Besitzer entzogen wurde.

Es gieng glücklich durch, und ward in denjenigen Provinzen, welche der Hauptſtadt näher lagen, und in der Cultur weiter vorgerückt waren, ohne großen Widerſtand angenommen. Aber in den entlegenern glaubte der noch ſehr rohe und wenig aufgeklärte Adel, in ſeinen Privilegien weſentlich gekränkt zu ſeyn. Er bildete eine Verbindung, ergriff die Waffen, und erlaubte ſich die grauſamſten Ausſchweifungen gegen diejenigen, die von der Parthey des Miniſters waren. Unglücklicher Weiſe erhielt man in der Hauptſtadt durch die ſaumſelige Schwäche, oder durch den böſen Willen des Stadthalters dieſer Provinz, erſt ſpät nähere Nachrichten von dieſem Aufſtande. Unterdeſſen war dieſer ſchon gewiſſermaßen organiſirt, und die Truppen, die in der Nähe lagen, ſchienen nicht hinreichend zu ſeyn, die Aufrührer mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Theils, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, theils um Zeit zur Verſammlung einer größern

Macht zu gewinnen, schlug der Fürst Bra——— den Weg einer vorläufigen Negotiation ein. Demetri war ganz zur Ausführung dieses Geschäfts gemacht. Ohne öffentlichen Charakter, wenig außer dem Hause des Ministers, und am wenigsten in einer entlegenen Provinz bekannt, konnte er unter einem angenommenen Namen in die Läger der Conföderirten gelangen, ohne sofort als ein Anhänger des Hofes zurück gewiesen, oder gar niedergemetzelt zu werden. Er konnte sich bey den Häuptern der Verschwörung einschleichen, sich Einigen von ihnen als einen Abgeordneten des Hofes entdecken, und diese Menschen, die man als höchst eigennützig kannte, durch Versprechungen gewinnen, und von der gemeinen Sache abziehen. Dadurch wurde wenigstens Mißhelligkeit erweckt, Unschlüssigkeit hervorgebracht, und die königlichen Truppen bekamen Zeit, sich zu verstärken.

Die Ausrichtung dieſes Geſchäfts war aber mit großer Gefahr verbunden. Wurde Demetri bey ſeiner Ankunft im Lager der Conföderirten als ein königlich Geſinnter erkannt: ſetzten diejenigen, denen er ſich anvertrauen ſollte, das geringſte Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Geſinnungen des Hofes, ſo war er in beyden Fällen ohne Rettung verloren.

Der Fürſt Bra—— der dieß ſehr wohl einſah, that dem Demetri den Antrag zu dieſem Unternehmen mit Thränen im Auge. „Mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „ich fühle die ganze Gefahr, der ich Sie ausſetze. Aber Sie lieben Ihr Vaterland! Sie können es retten!“ — Altieri war zugegen. Demetri warf einen Blick auf ſie, und ſprach: „Und wenn es auch nicht fürs Vaterland wäre, mit Freuden nähme ich den Antrag an! Was ſetz' ich dabey aufs Spiel? Ein Leben, das für mich keinen Werth mehr hat,

und durch eine Thräne, — eine Thräne von Ew. Excellenz, mein' ich, — hinreichend bezahlt wird!

Der Minister sagte ihm darüber viel Verbindliches; aber die junge Fürstin ward von dieser Antwort so angegriffen, daß sie, ungeachtet aller Gewalt, die sie über sich selbst besaß, das Zimmer verlassen mußte, um ihre Bewegung zu verbergen. Sie fürchtete, daß Demetri diese Gelegenheit nutzen möchte, seinen Leiden absichtlich ein Ende zu machen, oder daß er doch durch Sorglosigkeit die Gefahr vergrössern dürfte, die seinem Leben drohte. Daran wollte sie ihn wenigstens verhindern. Sie erwartete ihn beym Ausgang aus ihres Vaters Zimmern, und befahl ihm, sich in den ihrigen, aus denen sie ihre Frauen entfernt hatte, einzufinden. Er kömmt. „Ich billige," sagte ihm die junge Fürstin, „Ihren Muth und Ihre Bereitwilligkeit, sich aufzuopfern. Aber ich beschwöre Sie! —

ich will es: nichts weiter, als was Ihr Vaterland fordert! Seyn Sie behutſam! O! ſchonen Sie Ihres Lebens! Es iſt — es iſt mir ſehr theuer!“ Sie bringt dieſe Worte mit niedergeſchlagenem Blick und großer Anſtrengung hervor, aber ſie ſpricht ſie mit Nachdruck. Demetri ſinkt vor ihr auf die Kniee. Thränen treten in ſeine Augen, und Altieri hält die ihrigen nicht länger zurück. Er ergreift ihre Hand: ſie überläßt ſie ihm. Er wagt es, die ſchöne Hand zum erſten Mahle in ſeinem Leben zu küſſen, und ſie erwiedert dieſen Kuß mit einem ſanften Druck. Demetri ſpringt auf, breitet ſeine Arme nach ihr aus, und, aufgeſchreckt durch dieſe Bewegung, eilt die junge Fürſtin aus dem Zimmer. Aber da ſie ihn nicht folgen hört, wendet ſie an der Thür den Blick noch einmahl um, und begegnet dem ſeinigen, der ihr voll von Schmerz und Sehnſucht nachſieht. Seine Stellung, ſeine Miene drücken die höchſte Spannung aus. Altieri wird von Liebe

und Mitleid hingeriſſen. Sie wendet die Augen gen Himmel — ſie ringt die Hände — ſie ſucht nach einem Mittel, dem Unglücklichen einen auffallenderen Beweis ihres Antheils zu geben. Schnell reißt ſie von ihrem Halſe die mit Perlen beſetzte Kette ab, reicht ſie eben ſo ſchnell dem Demetri dar, und flieht dann mit verdoppelter Eile aus dem Zimmer. Er will ihr nach: ſchon ſteht ſie in der Thür: mit Blicken und Mienen, die um Gnade flehen, hält ſie ihn zurück: aber ſie reicht ihm die ſchöne Hand noch einmahl zum Küſſen dar, drückt noch einmahl die ſeinige, und verſchwindet.

Geſtärkt durch dieſen Auftritt, der ihm neue Hoffnungen gab, reiſte Demetri ab. Es gelang ihm mehr, als man von ihm erwartet hatte. Er beſänftigte die Rebellen, die nur durch eine verkehrte Auslegung des Geſetzes mißgeleitet waren, indem er ſie über deſſen wahren Sinn und ihren eigenen

Vortheil aufklärte. Er bedurfte keiner List zur Ausrichtung seines Auftrages, und der Minister empfing ihn mit den ausgezeichnetsten Beweisen seiner Dankbarkeit und Achtung.

Altieri, die während seiner Abwesenheit eine unbeschreibliche Angst ausgestanden hatte, deren Lage um so peinlicher gewesen war, als sie die Empfindungen ihres Herzens ganz in sich hatte verschließen müssen, Altieri sah den Geliebten mit großer Freude wiederkehren. Sie machte sich kein Bedenken daraus, ihm diese unbefangen zu bezeugen. Als aber Demetri, durch diesen Empfang dreister gemacht, die Kette aus seinem Busen hervorzog, und mit Inbrunst küßte, da überzog Ernst und Röthe das Gesicht der jungen Fürstin. Er hatte gehofft, zu mehrerer Vertraulichkeit bey seiner Gebieterin zu gelangen; aber sie leitete ihren Umgang bald wieder in die alten Gleise ein.

War es baarer Stolz, was ihr diese Festigkeit eingab? War es bloße Liebe zu ihrem Vater, und Schonung für Demetri, den sie mit keinen Hoffnungen täuschen, dessen Leidenschaft sie nicht vermehren wollte? Es war alles dieß zusammen; es war außerdem die frühe Gewohnheit, die anhaltende Nothwendigkeit, sich in den Zwang der Etikette ihres Standes, in die Maske der politischen Intrigue, in die Gebote der Weltklugheit zu schicken, die ihr diese Gewalt über den Ausbruch ihrer Neigungen sicherte. Sie suchte bald eine Art von Ehre, von Erhabenheit der Seele darin, über ihre Leidenschaft gebieten zu können, und die romantischen Bilder von der Hoheit und Würde der Damen des Mittelalters, die ihre Phantasie erfüllten, traten hinzu, diesen Charakterzug zu vollenden.

Inzwischen rückte die Zeit heran, in der Altieri's bestimmter Gemahl, der Fürst C...., von seinen Reisen wie-

verkehren, und ihr Beylager vollzogen werden ſollte. Sie kannte ihn wenig: ſie hatte weder Neigung noch Abneigung für ihn empfunden, ehe ſich ihr Herz dem Demetri ergeben hatte, aber ſeitdem war ihr der Gedanke, ihre Hand mit einem Andern zu verbinden, unerträglich. Sie faßte bald denjenigen Entſchluß, den ſie ihren Verhältniſſen, der Gröſſe, der ſie nachſtrebte, angemeſſen, und ihrer Dankbarkeit gegen Demetri würdig hielt.

Ihr Vater war der erſte, der ihrem Geliebten die bevorſtehende Verbindung ſeiner Tochter ankündigte. Es geſchah beyläufig. Sein junger Freund, — denn ſo wurde Demetri ſeit ſeiner Wiederkunft von dem Fürſten Bra... behandelt, — ſchlug ihm vor, einen zweyten Punkt des neuen Conſtitutionsplans zur Ausführung zu bringen. Aber der Miniſter antwortete, daß er erſt die Verſtärkung ſeines Anſehns durch die Vermählung ſeiner Tochter

mit dem Fürsten C... abwarten wolle, und daß diese in wenig Wochen vor sich gehen würde. Bey diesen Worten erbleicht Demetri, wankt auf seinen Füßen, und verläßt unter dem Vorwande einer plötzlichen Unpäßlichkeit das Zimmer. Der Fürst, der nicht den geringsten Argwohn von der Leidenschaft des jungen Mannes hat, sieht diesen Vorfall als eine natürliche Folge seines zu angestrengten Fleißes an.

Demetri eilt nach Altieri's Zimmern, und verlangt unter dem Vorwande, daß er Aufträge von ihrem Vater an sie auszurichten habe, ohne Zeugen mit ihr zu reden. Sie glaubte in seinem verstörten Gesichte das Schrecklichste zu lesen, und entfernt ihre Frauen. Kaum sind sie allein, so ruft ihr Demetri entgegen: Ich bin verloren! Sie vermählen sich mit dem Fürsten C....

Altieri. Ist es weiter nichts als das? — Ich werde nie meine Hand

ohne Einwilligung meines Vaters verſchenken.

Demetri. Dem Himmel ſey gedankt! So darf ich noch hoffen — —

Altieri. Daß mein Herz für den Fürſten C.... nicht ſpricht!

Demetri. Sie machen mich zu dem glücklichſten der Menſchen!

Altieri. Demetri! Sie ſind ein edler Mann. Sie durch längeres Schweigen zu täuſchenden Hoffnungen zu verführen, würde höchſt unrecht, und beſonders von mir höchſt undankbar gehandelt ſeyn. Sie haben mir große Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben, und daß Sie mir nicht gleichgültig ſind, das wiſſen ſie! Ich erkenne Ihren ganzen Werth: ich fühle, daß unter allen denjenigen, die ihr Stand berechtigt, um meine Hand zu werben, keiner iſt, dem mein Herz ſie lieber darreichen würde, als Ihnen. Aber Sie kennen die Verſchiedenheit unſerer Verhältniſſe: Sie kennen die Grundſätze, die Abſichten meines Vaters, und meine

Liebe zu ihm. Nie werde ich diese aufopfern, und eine Verbindung eingehen, die ihm vor Verdruß das Leben kosten könnte.

Demetri. Nun so lassen Sie uns warten!

Altieri (ernst.) Demetri!

Demetri (der sich begreift.) Verzeihung für die Verblendung der Leidenschaft! Zufrieden Sie vorjetzt nicht zu verlieren, daß ich Sie nur ferner anbete, daß ich nur wisse, mich würde die Wahl treffen, wenn Sie allein über Ihre Hand zu entscheiden hätten!

Altieri schweigt, aber sie geht an ihr Büreau, und giebt ihm ihr Bildniß. „Sie sehen, sagt sie, wie sehr ich mich durch Ihre Empfindungen geehrt finde. Kann ich sie gleich durch nichts erwiedern, als durch den Wunsch, daß mein Bild ewig Ihre Seele füllen, und wie bisher Sie zu allem Großen und Edeln anfeuern möge; so seyn Sie doch sicher, daß ich nie die Verbindlichkeiten vergessen werde, die mir Ihr Betragen

und eine Vereinigung wie die unſrige auflegen.“

Der Sinn dieſer Worte blieb dem Demetri zweifelhaft, und ließ ihn in Ungewißheit über die Natur der Hoffnungen, die er hegen dürfe. Sie aber verließ ihn, erfreuet, eine Gelegenheit zu finden, dem Geliebten zu zeigen, daß ſie ihm an Muth und Standhaftigkeit gleich ſey, und entſchloſſen, die Liebe zu ihm mit derjenigen, die ſie ihrem Vater geweihet hatte, möglichſt zu vereinigen. Sie erklärte dieſem, daß eine unüberwindliche Abneigung ſie hindere, dem Fürſten C.... ihre Hand zu geben, daß ſie aber überhaupt den ledigen Stand dem gebundenen vorziehe, und nichts anders wünſche, als ihr Leben an ſeiner Seite zuzubringen. Der Miniſter, der einen lange gehegten und äußerſt wichtigen Plan durch die Widerſetzlichkeit ſeiner Tochter ſcheitern ſah, verſuchte Vorſtellungen, Bitten und Drohungen, um ſie auf

andere Gedanken zu bringen. Aber Alles war umsonst. Durch ihren Eigensinn, wie er es nannte, erbittert, ließ er sie endlich in ein Kloster bringen, und schwur, daß sie nur unter dem Schleyer und dem Fürsten C.... zu wählen habe.

Demetri verfiel nach Altieri's Entfernung in die tiefste Schwermuth. Er litt durch ihre Abwesenheit, durch die Furcht, daß sie ihm auf immer entrissen werden mögte, und zugleich durch die Vorwürfe, die er sich machte, ihr eine Leidenschaft eingeflößt zu haben, welche die Quelle so vieler Leiden für sie wurde. Die seinige war zu heftig, als daß er ihre Aeußerungen mit Behutsamkeit hätte bewachen können. Er wurde nachläßig in seinen Arbeiten, und zerstreut in seinem ganzen Betragen. Er irrte unaufhörlich um das Kloster herum, in dem Altieri aufbewahrt wurde, und begieng sogar die Unvorsichtigkeit, sich bey der Superiorin zu melden,

und

und einen Auftrag des Fürſten an ſeine Tochter vorzugeben, um ins Sprachzimmer eingelaſſen zu werden. Die Superiorin, die den Befehl hatte, Keinem ohne ſchriftliche Anweiſung des Miniſters die Unterredung mit der jungen Fürſtin zu geſtatten, weigerte ihm den Zutritt, und meldete dem Vater den Vorfall, um ihr Betragen zu rechtfertigen, und ſich für die Zukunft Verhaltungsbefehle auszubitten. Dieſer reihete alle ſeine Bemerkungen über Demetri's unerklärbare Aufführung ſeit dem Augenblicke, da er ihn von der bevorſtehenden Vermählung ſeiner Tochter benachrichtiget hatte, zuſammen, und fing an, einen Theil der Wahrheit zu ärgwohnen. Einſt, da der junge Mann neben ihm arbeitete, fragte er ihn unvermuthet: ob er nicht bemerkt habe, daß ſeine Tochter eine geheime Leidenſchaft im Herzen trage? Er faßte ihn dabey ſo ſcharf ins Auge, daß Demetri außer Faſſung kam, ſtockte, und des Miniſters Argwohn noch mehr beſtätigte.

Unterdessen war ein Geschwätz im Hause des Ministers über die Vorliebe der jungen Fürstin zu dem Secretair ihres Vaters entstanden. Demetri's Diener hatte beym Aus- und Ankleiden seines Herrn bemerkt, daß er eine kostbare Kette mit einem Bildnisse, in Diamanten gefaßt, an seinem Halse trage, deren Anblick er jedoch sorgfältig verberge. Altieri's Frauen hatten eine solche Kette unter den Sachen, die sie bey ihrer Entfernung aus dem Hause hatten abliefern müssen, vermißt, und auch ihr Portrait, das sie während Demetri's Abwesenheit hatte mahlen und fassen lassen, fand sich nicht mehr. Der Kammerdiener des Fürsten hielt sich verbunden, seinem Herrn Nachricht von den Schlüssen zu geben, die daraus von seinen Leuten gezogen würden, und dieser fühlte, daß es hohe Zeit sey, einen Schritt zu thun, der die Ehre seiner Tochter vor allen nachtheiligen Folgen dieses Verhältnisses sichere.

Er ließ den Demetri zu sich kommen. „Es zeigt sich," sagte er zu ihm, „eine Gelegenheit, Ihre Dienste zu belohnen. Das Gouvernement der Provinz, worin Sie den Aufruhr gestillt haben, ist noch nicht wieder besetzt. Der König ist geneigt, Ihre Dienste dadurch zu belohnen, daß er es Ihnen nebst einer Standeserhöhung ertheilt. Ich füge nur eine Bedingung hinzu, die ihnen aber nicht schwer zu erfüllen werden wird. Sie haben das Fräulein S..., mein Mündel, oft bey mir gesehen. Sie gehört nicht zu den ersten Familien des Reichs; aber ihre Abkunft ist edel. Ihr Vater war ein vortrefflicher Mann, dem ich große Verbindlichkeiten schuldig bin. Sie ist liebenswürdig: sie besitzt ein ansehnliches Vermögen. Sie geben ihr Ihre Hand!"

Demetri entschuldigte sich, den Antrag, so ehrenvoll er sey, nicht annehmen zu können. Auch er brauchte den

Vorwand, daß er sich nie von seinem Wohlthäter zu trennen wünsche. „Heuchler!“ rief der Minister voll Zorn: „du schmeichelst dich umsonst, mich noch ferner zu hintergehen. Du hast mir wichtige Dienste geleistet: aber ich bin dir zu keiner Dankbarkeit dafür verpflichtet. Nicht für mich, nicht für die gute Sache sind sie geschehen. Sie gehörten in Deine ränkevollen Plane, das Herz meiner Tochter von ihrer Pflicht abzuführen, und meine süßesten Hoffnungen zu untergraben! Oefne deinen Busen, wenn du darfst, und zeige das Bildniß, das du trägst, das Geschenk der Unwürdigen!“

Demetri erschrack, sich verrathen zu sehen, und schwieg. „Wenn noch ein Funke von Rechtschaffenheit in deinem Busen glimmt,“ fuhr der Minister fort, „so mußt du das Edle in meinem Betragen fühlen. Es kostet mich einen Namenszug, und du wirst als ein Mensch, der Unordnung in der ersten

Familie des Landes geſtiftet hat, auf Lebenszeit eingekerkert. Ich mache von einem ſo grauſamen Vorrechte keinen Gebrauch: ich überhäufe dich mit Wohlthaten. Was kannſt du hoffen? Daß meine Tochter die deinige werde? Nie! Ich hab' es geſchworen: ſie nimmt den Schleyer, wenn ſie fortfährt, dem Fürſten C.... ihre Hand zu verſagen. Ich bin dieß Beyſpiel von Strenge den guten Sitten und der Ruhe aller Familien ſchuldig. O Demetri! Wenn du ſie wirklich liebſt, wirſt du ſie dieſer Strafe durch dein Beharren auf thörichten Hoffnungen ausſetzen? Wirſt du ihr die ewige Reue bereiten wollen, die grauen Haare ihres Vaters unter die Grube gebracht zu haben?"

Demetri warf ſich dem Fürſten zu Füßen. Er bekannte ihm Alles. Sein beſcheidenes Betragen, das edle Benehmen ſeiner Tochter rührten den Alten. Aber von ſeinem Entſchluſſe gieng er nicht zurück: Er hing zu genau mit

seinem Lieblingsplane zusammen. Demetri's persönliche Verdienste konnten ihm nie dasjenige Ansehn ersetzen, das der Name und die Güter des Fürsten C... seinem Anhange verschaften, und er verlor nicht allein dieß; er machte sich auch die ganze Familie seines designirten Eydams zu Feinden.

Sey es, daß Demetri bey den unbestimmten Hoffnungen, die ihm Altieri gegeben hatte, und bey der Festigkeit, die der Vater zeigte, keinen Gewinn von seiner Standhaftigkeit absah; sey es, daß er aus Anhänglichkeit für seinen Wohlthäter und aus wahrer Liebe für dessen Tochter nicht die Ursach ihres beyderseitigen Unglücks werden wollte: sey es, was vielleicht das Wahrscheinlichste ist, daß beyde Gründe zusammen wirkten; genug! Demetri erklärte nach einigen Tagen von Kampf wider seine Liebe, daß er entschlossen sey, des Ministers Wünsche zu erfüllen. Er reiste an den Ort seiner Bestimmung

ab, und vollzog die vorgeſchlagene Verbindung.

Während daß dieß vorgieng, ſah Altieri in der Schwärmerey der Liebe dem Schleyer, der ihrer wartete, mit Faſſung entgegen. Ohne Hoffnung, je ganz dem Demetri angehören zu dürfen: ohne den Gedanken, es zu wollen, freute ſie ſich, ihm wenigſtens mit ihrer Freyheit ein Opfer bringen zu können, und dadurch dasjenige zu vergelten, welches er ihr eben ſo uneigennützig mit ſeinem Leben hatte bereiten wollen. Ihm ward dadurch das ſtolze Bewußtſeyn, daß Altieri um ſeinetwillen die Welt verlaſſen habe, ſo wie ihr die ſüße Erinnerung blieb, daß er ſich für ſie der augenſcheinlichſten Gefahr des Todes ausgeſetzt habe. Und dann, ſo herrſchte ſie ja noch fort in ſeinem Herzen, feuerte ihn durch dieſe That doppelt an, Alles, was groß und edel war, zu unternehmen.

Ob ſie in dieſen Geſinnungen bis ans Ende beharret haben würde, das

ist eine Frage, die ich nicht zu beantworten vermag. Genug! Damals, als sie Demetri's Abfall erfuhr, war sie von ihrer Standhaftigkeit überzeugt; und man kann sich daher das Erstaunen, die Erbitterung denken, die sich ihrer bey dieser unerwarteten Nachricht bemeisterten." So war es denn nicht Liebe zu ihrer Person; so war es Ehrgeiz, so war es das gemeine eigennützige Bestreben nach dem Besitze ihrer Hand gewesen, wodurch jene kühnen Unternehmungen hervorgebracht waren, die ihr Herz gewonnen hatten! So war ihr Glaube an edle Liebe und Männergröße auf immer untergraben! — Voll von Verachtung gegen das ganze sogenannte stärkere Geschlecht, überzeugt, daß sie den Mann, der ihres großen Herzens werth sey, doch nie finden würde, gab sie bald darauf den Wünschen ihres Vaters nach, und ward des Fürsten C... Gemahlin.

Aber ihr Vater genoß nicht lange die Früchte, die er von dieser Heirath

zur Ausbreitung seines Ansehens gehofft hatte. Er starb bald nach ihrer Vollziehung, und sein Tod hatte einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Zufriedenheit seiner Tochter. Diese hing durch ihn mit den öffentlichen Angelegenheiten zusammen, und fand in dem Interesse, welches die Kenntniß ihres geheimeren Ganges und ein thätiger Antheil daran einflößten, Schadloshaltung für den Verlust der zärtlicheren Neigung, die bisher ihr Herz ausgefüllt hatte. Jetzt verlor sie auch dieß Interesse. Ihr Gemahl war nichts als der Besitzer eines großen Namens und Vermögens, und übrigens so sehr Null, daß sie es nicht einmahl der Mühe werth fand, ihn ohne weiter liegenden Zweck zu regieren. Thätigkeit und Leitung anderer Menschen waren indessen Bedürfniß für sie geworden, und sie würde in Gefahr gewesen seyn, sich den Intriguen der Societät und einer herrschsüchtigen Coquetterie zu überlassen, um die Forderungen ihres leeren

Herzens einigermaßen zu betäuben; hätte nicht ein anderer Todesfall sie durch wichtigere Sorgen von dieser, der Größe ihres Geistes unwürdigen Unterhaltung zurückgebracht.

Der König starb bald nach seinem ersten Minister, und die Wahl eines Thronfolgers eröfnete ein weites Feld zur Thätigkeit und zur Intrigue. Altieri hätte sehr gewünscht, ihren Gatten zu der Ehre dieser Stelle erhoben zu sehen, deren Gewalt sie unter seinem Namen ausgeübt haben würde. Aber daran war bey der zu auffallenden Unbedeutung seiner Person nicht zu denken. Dagegen schien ihr Vetter, der Graf Po...., alle Eigenschaften zu besitzen, die beym großen Haufen Ansehn und Liebe erwecken, ohne seiner Anverwandtin die Hoffnung zur Beherrschung seines Geistes zu rauben. Er besaß eine schöne Figur, einen viel bedeutenden Anstand, sehr leutselige und gefällige Manieren, eine sonore Stim-

me, die Gabe, ſich zierlich und mit Leichtigkeit auszudrücken, und gerade ſo viel Verſtand, als nöthig iſt, für klug gehalten zu werden, ohne es zu ſeyn. Es fehlte ihm an Evergie des Charakters, und an einem weitſehenden Blick. Aber das entgieng der Menge, und war kein Mangel in Altieri's Augen zu dem Könige, den ſie haben wollte. Außerdem gehörte er zu der geheimen Verbindung der Anhänger jener von ihrem Vater projektirten Conſtitution, und ſchien daher der Ausführung dieſes Plans, an der ſie noch immer leidenſchaftlich hing, nicht abgeneigt ſeyn zu können.

Sie war die Erſte, die dem Grafen Po.... den Plan eingab, ſich um den Thron zu bewerben. Sie ſprach ihm Muth ein: ſie forderte ihre Familie, ihre Ordensbrüder zu ſeinem Beyſtande auf: ſie unterſtützte ihn mit Gelde, und noch mehr mit der Betriebſamkeit und den vielvermögenden Mitteln, die ihr

verschlagener Geist darbot. Ihre Bemühungen waren so wirksam, daß der Graf Po.... bald die Oberhand über seine eingebohrnen Mitbewerber gewann. Nur ein auswärtiger Prinz, der mit unter der Zahl der Candidaten zur Krone war, blieb ihm gefährlich, und theilte die Stimmen durch den Einfluß seines Vaters, des Souverains eines angränzenden Landes. Die Vorbereitungen zur Wahl waren äußerst stürmisch, und die Wahl blieb lange streitig. Altieri zeigte sich dabey in ihrer ganzen Größe. Geschenke, glänzende Feste, Schmeicheleyen, vielleicht das Wirksamste, was einer schönen Frau zu Gebote steht, wurden von ihr verschwendet. Noch am Morgen des Wahltages wußte sie Einige von der Gegenparthey auf ihre Seite zu bringen. Sie stand am Eingange des Versammlungsortes, und so wie Einer der Wählenden ankam, drückte sie diesem die Hand, umarmte den Andern, sagte Allen etwas Verbindliches. Ich habe

sie nicht mehr in der Blüthe ihrer Schönheit gesehen; aber man hat mich versichert, diese sey von beynahe idealischer Regularität gewesen, und sie habe mit einem junonischen Ausdrucke von Majestät etwas so Herablassendes und Einnehmendes verbunden, daß es unmöglich gewesen sey, ihr zu widerstehen, wenn sie es darauf angelegt hatte, zu gefallen.

Nun gieng die Wahl an, und Altieri, die nicht dabey zugegen seyn konnte, erwartete ihren Ausgang in einem benachbarten Hause. Sie hat mir selbst gesagt, es sey unmöglich, sich einen Begriff von der gespannten Erwartung, aber auch von der wohlthätigen Ausfüllung der ganzen Seele durch die Mischung von Angst und Hoffnung, unter denen jedoch die letzte überwiegen muß, während eines solchen Zeitpunkts zu machen. Der Partheygeist äußert sich überhaupt viel stärker bey dem zärteren Geschlechte, als bey dem unsrigen; und

nun denke man sich seine Wirkung auf Altieri, welche die Wahl des Grafen Po.... ganz als ihr Werk, und beynahe als ihre eigene ansah.

Jetzt kömmt die Nachricht an; die Stimmen werden abgegeben: — jetzt eine andere, sie werden gezählt: jetzt heißt es: eine große Zahl hinter einander eröfneter Zettel nennt den auswärtigen Prinzen: — endlich: die Stimmen sind sämmtlich gezählt, und — Graf Po.... ist König! Altieri sinkt bey dieser Nachricht vor Freude und Ermattung in Ohnmacht.

Allein die Minorität der Wählenden verläßt den Reichstag, publicirt ein Manifest, worin die Wahl als eine Folge unerlaubter Cabalen dargestellt wird, bildet in einer Gränzstadt einen neuen Reichstag, erwählt den auswärtigen Prinzen, und dieser dringt mit einer Armee, die sein Vater marschiren läßt, ins Land. Der erwählte, aber noch nicht gekrönte König bringt in der

Eile eine bewaffnete Macht zusammen, und stellt sich dem Feinde entgegen. Allein er wird in die Flucht geschlagen, und muß mit allen seinen Anhängern aus dem Lande fliehen. —

Sein Nebenbuhler um die Krone ward nun, durch die Gewalt der Waffen unterstützt, allgemein als König anerkannt. Anfangs ergieng eine große Verfolgung über die Gegenparthey, die auch Altieri traf. Ihre Güter wurden eingezogen, und sie mußte sich ein Paar Jahre in der Fremde aufhalten. Während dieser Zeit gewann sie immer mehr an Gewalt über sich selbst, und an duldender Stärke, ohne jedoch ihren Unternehmungsgeist geschwächt zu fühlen. Sie intriguirte aus der Ferne in ihrem Vaterlande: sie gewann die Gnade und Freundschaft der mächtigen Monarchin, an deren Hofe sie sich aufhielt, und die viel Aehnlichkeit im Charakter mit Altieri besaß. Durch ihre Vermittelung und durch den Anhang, den sie

sich unter den feilen Räthen des Regenten ihres Vaterlandes zu verschaffen gewußt hatte, brachte sie es dahin, daß dieser mehr aus Schwäche und aus kurzsichtigem Vertrauen auf seine Macht, als aus Großmuth, eine allgemeine Amnestie für die Flüchtlinge, jedoch mit Ausnahme des Grafen Po...., publiciren ließ.

Altieri kam also nebst ihrem Gemahl wieder ins Land und in den Besitz ihrer Güter. Aber ihr Patriotismus konnte sich um so weniger daran gewöhnen, einen verfassungswidrig erwählten Fremden auf dem Throne zu sehen, als dieser sich täglich der Nation verhaßter machte. Er vertrauete seinen Landsleuten die einträglichsten und ehrenvollsten Bedienungen an, verachtete die Eingebohrnen, und überließ sich Ausschweifungen, die seine Person verächtlich machten, und durch die Kosten, die sie veranlaßten, dem Lande verderblich wurden. Altieri war die Erste, die

den

den Plan zu einer Revolution entwarf, zu der der Wunſch in Aller Herzen war.

Und dieß iſt denn diejenige Unternehmung, von der wir ſie am Ufer des Garigliano als von der glorreichſten und intereſſanteſten Begebenheit ihres Lebens haben ſprechen hören. Ich will nicht in das Detail der Mittel eingehen, die ſie anwandte, um die Verſchwörung zur Reife zu bringen. Nur die Kataſtrophe, die Ausführung des entſcheidenden Schlages muß ich berühren, da ihr Betragen dabey ihren Charakter in das höchſte Licht ſetzen wird.

Alles kam darauf an, ſich der Perſon des Königs zu verſichern, theils, um ſeine Anhänger durch einen ſo kühnen Schritt in Beſtürzung zu ſetzen, theils um ihn als Geiſel zu gebrauchen, wenn die Macht ſeines Vaters zu ſeiner Hülfe herbeyeilen ſollte. Altieri veranſtaltete ein prächtiges Feſtin auf

ihrem Landgute in der Nähe der Stadt, wohin der Weg durch einen Wald führte. Der König und die Vornehmsten des Hofes waren dazu eingeladen. Der weitere Anschlag war, ihn bis tief in die Nacht hinein aufzuhalten, und wenn er wieder nach der Hauptstadt zurückkehren würde, ihn unterwegs aufheben zu lassen. Zur leichtern Ausführung dieses Plans sollten die zu seiner Bedeckung mitgekommenen Garden auf dem Schlosse berauscht, und auf der Rückkehr in dem Walde von einer überlegenen Macht angegriffen werden. Kutscher und Postillions waren gewonnen, und hatten den Befehl, während des Handgemenges mit verhängten Zügeln nach einem Orte hinzufahren, wo der König mit Sicherheit aufbewahrt werden könnte. Unterdessen war es leicht, die übrigen Großen, die es mit dem Könige hielten, noch einige Zeit nach der Abfarth des Königs aufzuhalten, und sich ihrer Personen auf dem Schlosse selbst zu versichern. Dieser

Moment war zugleich zum Ausbruch der Revolution in der Hauptstadt festgesetzt.

Der König nimmt die Einladung an. Altieri bietet alle ihre Künste auf, um liebenswürdig und unterhaltend zu erscheinen, und Niemand merkt es ihr an, daß sie mit einem der gefährlichsten und wichtigsten Unternehmen beschäftigt ist. Nach aufgehobener Tafel langt ein Courier aus der Hauptstadt an. Dem Könige werden seine Depeschen eingereicht. „O Sire," ruft sie, indem sie sich darauf wirft, „keine ernsthafte Geschäfte für heute! Verzeihen Sie meiner Dreistigkeit: ich halte diese Papiere bis zu Ihrer Abfarth an mich." Sie sagt dieß in einem so unbefangenen, scherzhaften, und dabey so verbindlichen Tone, daß der König, der ohnehin nichts so sehr als Geschäfte haßt, der schönen Frau die Bitte nicht abschlagen kann. Es ist ihr Glück! In den Depeschen wird dem Könige

Nachricht von den beginnenden Unruhen in der Hauptstadt gegeben, und eine Vermuthung von der Verrätherey geäußert, die gegen ihn auf dem Schlosse der Fürstin C.... geschmiedet werde.

Sie trägt eine Dosis Gift bey sich, um zu dieser im Fall des unglücklichsten Ausgangs ihre Zuflucht zu nehmen. Unterdessen versäumt sie nichts, einen glücklichen herbeyzuführen. Sie bewacht den König, und verhindert ihn, mit irgend Jemand allein zu sprechen. Der Hauptmann der Garde sucht sich dem Könige zu nähern, und ihn von dem Zustande, worin man seine Untergebenen zu versetzen sucht, zu benachrichtigen. Sie giebt einen Wink: Man bringt dem Ueberlästigen einen Schlaftrunk bey, und schafft ihn über die Seite. Aus dem Festin wird eine Art von Bacchanale. Altieri läßt sich bis zu Mitteln einer beynahe buhlerischen Gefallsucht herab, die den höchst sinnlichen König in Feuer setzen, zu

sehr freyen Liebkosungen einladen, und zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen. Berauscht von Wein und Liebe, vergißt er seine Depeschen, und bemerkt nicht den Zustand seiner Begleiter. Er fährt ab, und fällt glücklich in die Schlinge.

Kaum ist er fort, so verändert Altieri den Ton. Man bemeistert sich der zurückgebliebenen Anhänger des Königs, die vergebens nach ihren trunkenen Dienern und ihren Equipagen rufen. Sie selbst fährt nach der Hauptstadt, wo Alles zu ihrem Empfange vorbereitet ist. Kein Schlaf kömmt in ihre Augen. Sie wirft sich bey anbrechendem Morgen zu Pferde, reitet an der Spitze der gewonnenen Garnison durch die Straßen, und ruft den Grafen Po... als rechtmäßig erwählten König aus. Ihre Schönheit, ihr Muth, ihre Herablassung gegen den geringsten Bürger verbreiten einen allgemeinen Enthusiasmus in der Hauptstadt, der

sich bald dem ganzen Lande mittheilt. Ein glücklicher Umstand kömmt zu Hülfe, die neue Regierung des wieder ins Land gerufenen Königs zu befestigen. Der Vater des vorigen stirbt, und sein älterer Bruder, der ihm auf dem Throne folgt, ist theils zu gerecht, einer freyen Nation einen König wider ihren Willen und die Verfassung aufzudringen, theils will er sich bey seinen eigenen Unterthanen nicht gleich durch einen Krieg verhaßt machen, dessen Zweck keinen Vortheil für sie bringen kann, und dessen Erfolg wegen des Schutzes, den die Monarchin, von der wir oben geredet haben, ihrer Freundin versprechen ließ, mehr als zweifelhaft war. Man liefert ihm seinen jüngern Bruder aus, der vorher der Krone feyerlich entsagen muß.

Der Graf Po.... blieb also König. Altieri hat uns selbst von der Rolle unterrichtet, die sie spielen mußte, um seinen kleinen Geist zu regieren,

und Antheil an der Führung öffentlicher Angelegenheiten zu behalten. Vielleicht trugen die Hindernisse, die sie bey der Aeußerung ihrer Thätigkeit und ihres Strebens nach Gewalt antraf, dieß mittelbare Handeln nicht wenig dazu bey, sie aus der Classe der Intrigantinnen zu einer weisen und nützlichen Beförderin des allgemeinen Wohls zu erheben. Denn diese Lage verhinderte, daß sie sich durch Ehrgeiz blenden ließ, das Glänzende mit dem Guten zu verwechseln, und sie merkte bald, daß die wohlthätigen Wirkungen ihres Einflusses, das Uneigennützige ihres Betragens, und die Strenge ihrer Sitten allein die Gewalt, die sie ausübte, der Nation annehmlich machen, und sie vor den Störungen der Neider sichern würden. In der That! Vielfältige Erfahrungen haben mich überzeugt, daß Großherzigkeit und Herrschsucht, wenn sie, durch Hindernisse aufgehalten, mittelbar wirken müssen, und nur durch wahre Klugheit, durch Einsicht der zu-

träglichsten Mittel zu ihrer Befriedigung geleitet werden, leicht dahin führen, nach Rücksichten des gemeinen Bestens zu handeln. Bald äußert sich dann diejenige Gewalt, welche die Aufopferung unsrer niedrigern Triebe sogar über denjenigen äußert, der sie blos aus der eigennützigen Absicht, seine Herrschaft zu verlängern, ausübt. Er wird unwillkührlich von der Schönheit, von dem Adel der Tugend ergriffen, deren Schein er um seines Vortheils willen angenommen hatte. Er lernt das Gute thun, des Bewußtseyns wegen, es gethan zu haben, und allmählig entsteht in ihm das Gefühl der Pflicht, ein guter Wille.

Dieß war denn auch der Fall bey unsrer Altieri. Doch ehe ihre Tugend zu diesem Glanze gelangen sollte, mußte sie vorher durch eine harte Prüfung geläutert werden.

Sie behielt fortwährend den Plan vor Augen, den ihr Vater entworfen

hatte, seinem Vaterlande eine bessere Verfassung zu geben. Sie arbeitete unaufhörlich daran, der Verbindung, die zu dem Ende gestiftet war, mehr Ausbreitung zu verschaffen, den übrigen Theil der Nation auf eine Veränderung vorzubereiten, und dem Könige die Eitelkeit einzuflößen, durch Einführung dieser Verfassung — die er nach einigen darin vorgenommenen unbedeutenden Abänderungen für sein eigenes Werk hielt, — den Namen des größten Gesetzgebers seiner Zeit zu erwerben. Es gelang ihr. Ein Reichstag wurde ausgeschrieben, und die Majorität beschwor auf demselben eine Constitution, welche die Ruhe und das Glück des Landes, dem sie gegeben wurde, auf immer zu sichern schien.

Aber wie vergeblich waren diese Hoffnungen! Einige Magnaten, bey denen Privatinteresse das öffentliche Wohl überwog, suchten bey den benachbarten Mächten Beystand, um ihre

wohlhergebrachten Rechte, wie sie es nannten, gegen die Neuerung zu vertheidigen. Sie fanden nur zu viel Gehör. Diese auswärtigen Mächte fürchteten, daß die aus dem Chaos emporstrebende Nation zu viel Kräfte erlangen dürfte, und drangen mit mehreren Armeen zu gleicher Zeit in das unglückliche Land ein. Altieri's Landesleute vertheidigten sich tapfer, wie Menschen, die für die Unabhängigkeit und das Wohl ihres natürlichen Bodens stritten. Sie selbst gab ihr ganzes Vermögen zur Bestreitung der Kriegskosten hin: ihr Beyspiel forderte allgemein zu den größten Aufopferungen auf. Man gab große Beweise von Patriotismus und Tapferkeit; aber man mußte endlich der Uebermacht und der Verrätherey der unzufriedenen Eingebohrnen weichen. Doch! diese letzten ärnteten nicht die Früchte ihres schändlichen Eigennutzes ein. Die benachbarten Mächte theilten das Land: es wurde ihren Reichen einverleibt, und es mußte frem-

den Geſetzen gehorchen, die dem Privatvortheile privilegirter Stände noch weniger vortheilhaft waren, als die Verfaſſung, gegen die ſie ſich aufgelehnt hatten.

Altieri floh mit den Häuptern ihrer Parthey aus dem Vaterlande. Sie hatte ihm ihr Vermögen geopfert, ſie hatte ihre Söhne, ihre nächſten Anverwandten bey ſeiner Vertheidigung fallen geſehen: der Staat, den ihr Vater, den ſie hatte beglücken wollen, war nicht mehr! Und wer hatte dieß Alles zunächſt veranlaßt? Sie! Ihre Plane, ihr beſtändiges Wirken und Treiben hatten dieſe unſeeligen Folgen hervorgebracht! Der Gedanke warf ſie auf eine Zeitlang nieder. Aber ſie ermannte ſich, und fand Troſt in einem Gefühle, das zugleich ihre Denkungsart zu dem Gipfel derjenigen moraliſchen Ausbildung brachte, deren ſie nach ihren Anlagen fähig war.

Sich selbst bewußt, keinen eigennützigen Trieben Gehör gegeben, Zwecke verfolgt zu haben, die ihr ehrwürdiger Vater ihr vorgezeichnet, welche die Edelsten der Nation gebilligt hatten: keine Arglist, keine unrechtmäßigen Mittel zu ihrer Ausführung gebraucht, keiner Sorglosigkeit sich überlassen zu haben; was konnte sie sich vorwerfen? Woran lag das Mißlingen ihrer guten Absichten? An dem Schicksal! Und diesem hatte sie nicht zu gebieten. Aber sollte sie sich denn von diesem Schicksale gebieten, sich von ihm überwältigen lassen? Nein! Sie konnte sich über dasselbe erheben, sie konnte ihm Trotz bieten, ihre Herrschaft und ihre Absichten da zu untergraben, wo sie allein Gesetze gab, und nichts die Folgen eines guten Willens hemmte, — in ihrem Innern! So gelangte Altieri von der Großherzigkeit zur Herrschsucht, von da zum Gemeingeist, und endlich zum Gefühl jener Selbstwürde, die, zufrieden mit der Gewalt, die sie über sich selbst

zu Gunſten der Tugend übt, das ſtolze Bewußtſeyn unfruchtbarer Erhabenheit der Seele, ſo wie alle äußere Gewalt verſchmäht, und ſelbſt der glücklichen Folgen ihrer Handlungen für Anderer Wohl zur Genügſamkeit mit ihrem Daſeyn nicht bedarf.

Dieſe Grundſätze ſtärkten ihren Muth, und nur ſelten und auf Augenblicke bezahlte ſie der Natur den Tribut durch ein ſchmerzhaftes Andenken an dasjenige, was ſie verloren hatte. So war ich Zeuge, wie ſie vor einigen Jahren in dem Antiken-Cabinet zu Dresden beym Anblick eines Ringes, den eine der dort aufgeſtellten Statüen am Finger trug, und der ſie an die Unterſcheidungszeichen der Anhänger der verunglückten Verfaſſung ihres Vaterlandes mit allen verwandten Ideen erinnerte, in einen lauten Schrey ausbrach, und ſich einer Ohnmacht nahe fühlte. Aber ſolche Stimmungen waren nur

vorübergehend, und im Ganzen blieb sie ruhig und gefaßt.

Inzwischen fühlte sie, daß sie ihrer Philosophie zu Hülfe kommen, und ihrer Neigung zur Thätigkeit, so wie dem Hange, Andere zu leiten, nicht entgegen arbeiten dürfe. Sie zog sich in eine Landstadt in Niedersachsen zurück, wo sie nicht gekannt war, und den Namen Altieri wieder annahm. Hier legte sie eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen an, der sie ihre ganze Sorge widmete. Die Weisheit ihres Betragens verschaffte ihr bald allgemeines Vertrauen. Sie ward nicht blos die Führerin der Jugend; auch erwachsene Personen suchten in ihrem Umgange Belehrung, Trost, Ermunterung und Beystand. Ihre Gegenwart des Geistes, ihre Erfahrung, ihr Scharfsinn übersah selten etwas, das zur Erleichterung des Elends dienen konnte: wo zu helfen war, da half sie gewiß, und wo diese Hoffnung wegfiel, da er-

höhte wenigſtens ihr feſter Sinn den Muth, das unabwendliche Unglück zu tragen.

So viel Tugend ward durch keinen glücklichen Tod belohnt, ob ſie ſich gleich in ihrem ſchönſten Lichte dabey zeigte. Ein geheimer und unheilbarer Schaden zehrte mehrere Jahre an ihrem Körper, und kündigte dereinſt eine ſchmerzhafte und grauſame Zerſtörung deſſelben an. Altieri ſah dieſem Zeitpunkte mit Faſſung entgegen, und ſuchte zugleich ihre Standhaftigkeit gegen dieſen letzten Angriff des Schickſals durch eine Art von Vorübung zu erhöhen. Gern war ſie daher bey Sterbelagern zugegen, und leiſtete gern ſolchen Kranken Handreichung, deren Leiden ihr zum Spiegel derjenigen dienten, die ihrer warteten. Sie ſprach ihnen Muth ein, und ſtählte zugleich den ihrigen. Der ſchreckliche Augenblick kam endlich heran, und Altieri gab noch im Sterben ein ſeltenes Beyſpiel und eine große Lehre von der

Uebermacht, die ein fester Wille, verbunden mit einem ruhigen Zurückblick auf ein nützlich angewandtes Leben, selbst über die Stärke physischer Leiden ausübt.

So war Altieri. Freylich ein Weib, wie es wenige giebt, wenn wir die Höhe der Ausbildung betrachten, zu der ihr Charakter durch günstige Lagen gebracht wurde. Aber die Art, zu der sie gehört, ist nicht so selten, und Weiber, die durch duldende Stärke, verbunden mit großer Thätigkeit des Geistes und der Neigung, Andere zu leiten, ausgezeichnet sind, wird die Erfahrung eines Jeden darbieten.

Geschichte einer Christianerin.

Von allen Personen, die ich am Garigliano antraf, zog mich keine durch ihr Aeußeres mehr an, als Signora Cordelia. Liebe war über ihre ganze Gestalt ausgegossen: sie athmete aus jedem ihrer Züge: sie strahlte aus jeder Miene und Geberde hervor. Die Feinheit ihrer Formen, die heitere Ruhe, Sanftheit, Sittsamkeit ihres Ausdrucks, hätten einen Raphael oder Guido berechtigen können, das Vorbild einer Madonna oder Charitä in ihr zu finden. Eben so anziehend waren für mich ihre Grundsätze über Zufriedenheit und Glück. Sie schienen mir vielen

moralischen Werth zu haben, und der Bestimmung des größten Theils ihres Geschlechts die angemessensten zu seyn.

Ich war daher sehr begierig, etwas Näheres von ihr zu erfahren. Zwar fühlte ich wohl, daß ein Charakter, wie der ihrige, durch höchst einfache Begebenheiten, und besonders durch die früheren Eindrücke der Jugend seine Bildung erhalten könne. Allein es schien mir wichtig, zu wissen, wie Cordelia mit ihrem warmen Herzen, bey ihren Anlagen zur religiösen Schwärmerey, in der Mitte einer Gemeine, die sich als ein auserwähltes Häuflein von andern Menschen absonderte, sich vor dem geistigen Stolze der Sektirer hatte bewahren, so viel Sinn für nützliche Thätigkeit und reine Lebensfreuden beybehalten, mit einem Worte: die Liebe zu dem Uebersinnlichen mit der Liebe zu demjenigen, was sie zunächst umgab, hatte vereinigen mögen! — Dieß für den Menschenkenner wich-

tige Problem wird die nachstehende Geschichte lösen.

Cordelia's Vater, den wir der Kürze wegen Frommann nennen wollen, war ein Deutscher, der sich auf die Uhrmacherkunst gelegt, und darin einen hohen Grad von Geschicklichkeit erlangt hatte. Er würde sich in seinem Vaterlande gesetzt haben; hätte er nicht zu einer von denjenigen Sekten gehört, die sich zwar zur christlichen Religion bekennen, und sich in ihren wesentlichsten Lehrbegriffen der protestantischen Kirche nähern, aber doch in manchen Glaubenslehren, und besonders in ihrer kirchlichen Einrichtung, weit genug von den drey herrschenden Religionen in Deutschland abgehen, um auch hier, besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für Ketzer zu gelten, und sich als solche dem Druck und der Verfolgung auszusetzen.

Diejenige Sekte, zu der sich Frommann bekannte, suchte sich der Verfas-

fung der Kirche, so wie sie gleich nach der Stiftung der christlichen Religion gewesen war, möglichst zu nähern. Ihre Mitglieder erkannten keine besonders bestellte Seelenhirten an: sie belehrten, sie ermunterten sich unter einander zur Befolgung der einfachen Grundsätze ihres Glaubens und Handelns. Jede Gemeine lebte jedoch unter der Aufsicht eines Vorstehers, dem Einige der ältesten Brüder bey der Regierung ihrer Angelegenheiten zur Seite standen.

Ein italienischer Fürst, der den Kunstfleiß in seinen Staaten beleben wollte, zog mehrere Künstler, die zu dieser Sekte gehörten, an sich, und sicherte ihnen in seiner Hauptstadt, mitten unter Einwohnern, welche der herrschenden Religion sehr eifrig zugethan waren, einen stillen, aber ungestörten Gottesdienst. Unter ihnen war auch Frommann. Er ward von den Uebrigen einstimmig zum Vorsteher der kleinen Gemeine gewählt, und er zeigte sich

bey der Führung dieses Amts ihres Vertrauens vollkommen würdig.

Frommann war ein vortrefflicher Mensch, der den Hauptgrundsatz seiner Kirche: liebt euch unter einander wie Brüder, und Gott über Alles! gewiß so weit, als es in des Menschen Kräften steht, befolgte. Er hatte freylich einen Hang zu grübelnder Schwärmerey, und einen gewissen geistigen Stolz, zwey Züge, die mechanischen Kunstgenies, besonders unter seinen Landesleuten, sehr gewöhnlich sind, und durch ihre sitzende Lebensweise und die Art ihrer Beschäftigung sehr befördert werden; aber sie waren bey Frommann von der unschädlichsten Art, und führten ihn weder zur kindischen Andächteley, noch zum intoleranten Hochmuthe. Wir werden in der Folge noch Einiges davon hören. — Seine Gattin hatte mehr ruhigen Ernst, wie er, im Charakter. Sie war das Muster einer guten Hausverweserin. Verständig, ge-

lassen, und in allen Dingen wohlgeordnet: dabey eine sorgfältige Pflegerin ihres Mannes, eine zärtliche Mutter, eine dienstfertige Nachbarin, eine eifrige Glaubensschwester. Hätten wir ihr etwas vorzuwerfen, so würde es vielleicht die Strenge seyn, mit der sie über die Schwächen Anderer richtete; doch müssen wir gestehen, daß die Strenge, die sie gegen sich selbst übte, ihr dazu, wo nicht das Recht, doch die Entschuldigung darbot. —

Die kleine Cordelia wurde zu gleicher Zeit der Gegenstand der angelegentlichsten Sorgen, und einer der höchsten Freuden ihrer Eltern. Sie waren es aber auch, an die sich das Mädchen zuerst durch Dankbarkeit und Gewohnheit anschloß: dann breitete sich ihre Anhänglichkeit über ihre Hausgenossen und die frommen Freunde ihrer Eltern aus, die ihr Alle äußerst gütig begegneten. In diesen Keimen der Liebe fand sie zugleich die ersten Sprossen ihres

Glücks, und es war unmöglich, eine frohere Kindheit zu verleben, als Cordelia genoß. Früh mußte sie Theil an den gottesdienstlichen Uebungen nehmen, und ihre Eltern hoben, noch ehe sie reden konnte, ihre kleinen Hände zum Himmel, wenn sie, zusammen knieend, ihre Gebete zu der Quelle aller Liebe, so wie zu dem Gegenstande ihrer höchsten Bewunderung richteten. Späterhin führten sie ihre Tochter mit sich aufs Feld, um die Gottheit dort in ihren auffallendsten Wohlthaten kennen, und mit den Worten, die sie ihnen nachlallte, Gefühle eines dankbaren Herzens verbinden zu lernen. Bald schuf sie sich dann ein Bild von dem höchsten Wesen, das freylich alle Schwächen der Sinnlichkeit und einer kindischen Einbildungskraft an sich trug, aber ganz dazu gemacht war, Empfindungen ehrfurchtsvoller Liebe zu erwecken.

Cordelia mochte ungefähr zehn Jahre alt seyn, als ihrem Vater ein junger

Landsmann und Glaubensverwandter als Lehrling anvertrauet wurde. Der Jüngling besaß die herrlichsten Anlagen des Herzens, aber eine zu feurige und überspannte Phantasie. Der Pomp des Gottesdienstes in der herrschenden Kirche wirkte auf diese, und die Priesterschaft, in deren Schlingen er fiel, wußte das Bild der Ausbreitung, des Alters und des Ansehns ihrer Lehre so blendend zum Beweise ihrer Wahrheit darzustellen, daß der junge Mann an der Aechtheit der Religionsbegriffe, die ihm bey seiner Erziehung eingeflößt waren, zu zweifeln begann, und von Zweifeln zur Unruhe und Gewissensangst übergieng. In einem unglücklichen Augenblicke erklärte er sich gegen einen Priester an der Hauptkirche zur Religionsveränderung bereit, und erst, nachdem dieß geschehen war, entdeckte er seinem Lehrherrn und Vorsteher den gefaßten Entschluß. Dieser aber redete ihm so beweglich zu, und stellte ihm die Einfachheit, das Schrift- und Ver-

nunftmäßige der Lehre seiner Väter in einem so ehrwürdigen Lichte dar, daß der junge Mann von seinem Vorhaben abstand, und, um allen Verfolgungen zu entgehen, unter Beförderung seiner Glaubensverwandten, aus der Stadt entwich. Dieß erbitterte die Geistlichkeit. Der Verdacht, die Sinnesänderung und die Flucht des Jünglings befördert zu haben, fiel natürlicher Weise zunächst auf Frommann. Er gerieth in die Hände der furchtbaren Inquisition. Man beschuldigte ihn, seinen Lehrling aus Religionshaß gemordet zu haben. Er ward ins Gefängniß geworfen, und der Fürst war nicht mächtig genug, ihn gegen die vereinte Macht der Priester und des gegen ihn aufgebrachten Pöbels zu schützen. Er drang in ihn, daß er die Religion verändern sollte. Als aber Frommann dieß standhaft ausschlug, so vermochte er weiter nichts für ihn zu thun, als ihm die Thüren des Gefängnisses heimlich öffnen zu lassen, und es zu veranstalten,

daß seine Gattin und seine Tochter ihn begleiten konnten. Sie giengen bey Nacht aus der Stadt, mußten aber ihr ganzes in Beschlag genommenes Vermögen zurücklassen.

Am Anbruch des folgenden Tages kamen sie nach einer ermüdenden Wanderung, auf der die kleine Cordelia von ihren Eltern abwechselnd getragen wurde, an der Gränze des Ländchens an, das sie hatten verlassen müssen. Sie waren alle sehr abgemattet und ohne Erquickung. Das Kind hatte schon vorher lange gekränkelt, und lag jetzt in einem Anfalle vom Fieber, der ihm das Leben zu rauben drohte. Dennoch warf sich der Vater voll Heiterkeit und Inbrunst auf die Kniee, und rief, den Blick gegen die aufgehende Sonne gerichtet: „O höchstes Wesen! segne diejenigen, die mich verfolgen, und nimm meinen Dank hin, daß ich durch meine Leiden dir einen schwachen Beweis meiner Liebe habe geben können!“ O theu-

ze Gattin, sprach er darauf, indem er seine Arme um ihren Hals warf, ich beklage dich nicht, daß du mein Schicksal theilst! Du theilst die Seligkeit, uns für den Höchsten aufopfern zu können! -- Ja mein Freund! antwortete sie mit Fassung, gern erdulde ich ein Leiden, das eine höhere Hand mir auflegt, und das ich dir tragen helfen kann. Nur dieß Kind! — — und hierbey blickte sie auf Cordelia, und brach in Thränen aus. Ihr Gatte sah sie zärtlich an, drückte ihre Hand, und sprach mit einem Tone warnender Anerinnerung: Ist es nicht auch sein Kind, sein, des Alliebenden, so wie wir Alle? — Ach! antwortete die Gattin, verzeih der Mutter unwillkührliche Thränen, aber zweifle nicht, daß ich mit dir unser letztes und liebstes Gut dem Höchsten zu opfern bereit bin! Mit Inbrunst hob sie darauf die Tochter dem Himmel entgegen, und rief: Herr! Du hast's gegeben! Ist es dein Wille;

gern gebe ich es wieder in deine Hände!

So jung Cordelia war, so machte doch dieser Auftritt einen starken und rührenden Eindruck auf ihr Herz. Sie hielt ihr Wimmern zurück, und liebkoſete freundlich ihren Eltern. Sie fühlte, daß ihre Klagen den Kummer ihrer Begleiter vermehrten, und ſie hatte ein dunkles Gefühl davon, daß ſie etwas für ſie thun müſſe, für ſie, die für Gott Alles thaten.

Sie ſchlief bald darauf vor Ermattung ein. Als ſie erwachte, fand ſie ſich in einem bequemen Reiſewagen auf dem Schooße ihrer Mutter einer fremden Dame gegen über. Ihr Vater ſaß auf dem Bocke neben dem Bedienten. Die Reiſende hatte die unglückliche Familie am Wege angetroffen, und, durch ihr Schickſal gerührt, ſie auf die angegebene Art auf- und mitgenommen. Aber Cordelia's kindiſche Einbildungskraft ſah in der Dame einen Engel, der

aus höheren Regionen zu ihrer Rettung herabgeſandt ſey. Sie war noch nie in einer Kutſche gefahren. Dieſer Umſtand vermehrte das Außerordentliche einer Begebenheit, welche ihre Eltern ſelbſt als die Wirkung ihrer Ergebung in den Willen der Vorſehung anſahen. Kein Wunder, wenn ſie ihr Kind forthin als ein Gut betrachteten, das durch den feyerlichen Ausruf der Mutter der Gottheit ganz beſonders geweiht, und von dieſer als ein wohlgefälliges Opfer angenommen ſey. Dieſer Weihe bediente ſich der Vater in der Folge oft, ſeine Lehren dem Kinde eindringender ans Herz zu legen: aber ſie gründete auch in ihm den geiſtigen Stolz, ſich für ein auserwähltes Rüſtzeug des Himmels zu halten, das zu ungewöhnlicher Heiligkeit und beſonderen Zwecken im Reiche Gottes beſtimmt ſey.

Die reiſende Dame brachte die Flüchtlinge bis Augsburg, wo ſie ſich

von ihnen trennen mußte, nachdem sie ihnen eine ansehnliche Unterstützung an Gelde auf die feinste und edelste Art hätte zukommen lassen. Frommann fand hier Glaubensgenossen und hinlängliches Verdienst, um sich und seine Familie zu ernähren. Er wandte Alles, was er erübrigen konnte, auf die Erziehung seiner Tochter. Außer den gewöhnlichen Weiberarbeiten lernte sie die französische und italienische Sprache, Blumenzeichnen, Singen, und etwas auf der Guitarre spielen. In den mehresten dieser Stücke waren ihre Eltern selbst ihre Lehrer. Das junge Mädchen zeigte nichts, was ein Genie oder ein ausgezeichnetes Talent angekündigt hätte; aber sie faßte leicht auf, fertigte sich mit Emsigkeit und Geduld, und brachte mit Schicklichkeit, Reinlichkeit und Accurateſſe das Angelernte hervor.

Ueberhaupt hat sich Cordelia auch in reiferen Jahren weder durch einen

hohen Schwung der Phantaſie, noch durch Lebhaftigkeit des Witzes ausgezeichnet, oder einen durchdringenden Scharfſinn blicken laſſen. Aber ſie beſaß einen ſchlichten, geſunden Sinn, der ſie dasjenige, was in der Sphäre des Mittelſtandes lag, recht gut überſehen ließ. Kam ihr Herz mit ins Intereſſe, dann konnte ſie feine Gefühle hegen, die zu eben ſo feinen Bemerkungen führten: dann füllten liebliche Bilder ihre Seele: dann wußte ſie durch einen ſanften und rührenden Ausdruck den Mangel an Erfindungskraft und gebildetem Geſchmack zu erſetzen.

Die größte Sorge ihres Vaters gieng dahin, ihr Herz zu religiöſen Empfindungen zu bilden. Seine Lieblingsidee war, ſich die Welt unter dem Bilde derjenigen Gemeine zu denken, deren Vorſteher er geweſen war. Da er an dem Wohl jedes einzelnen Mitgliedes derſelben und an dem Emporkommen dieſer Gemeine im Ganzen mehr An-

theil genommen hatte, als an seinem eigenen, so übertrug er diese Gefühle auf sein Verhältniß zu dem Ganzen der Schöpfung. Er bezog sich zum Beweise des allgemeinen Zusammenhanges der ganzen Welt unter der Leitung eines allmächtigen Regierers, den er sich unter dem Bilde eines Vorstehers dieser unsichtbaren Kirche dachte, auf die gewaltige Wirkung, welche die Schönheit lebloser Gegenstände, so wie die Selbstverläugnung und Aufopferung vernünftiger Wesen für Gott und Nebenmenschen, selbst auf Bösewichter hervorbringt. Diese allgemeine Billigung von Dingen und Handlungen, die dem Vortheile des Einzelnen oft gleichgültig wären, oft gerade zuwiderliefen, diese, meinte er, ließe sich gar nicht ohne jenen Gemeingeist erklären, der, tief in unsre Seele als eine Ahnung eingepflanzt, uns gleichsam wider unsern Willen zwänge, alle Geschöpfe, besonders die vernünftigen, als Genossen einer großen Gesellschaft, die durch ein

unge-

ungetrenntes Intereſſe zuſammenhinge, zu betrachten. Dieſer Gemeingeiſt hatte die Folge, daß er ſein höchſtes Gut in die Zufriedenheit Anderer ſetzte, und ſich hauptſächlich dadurch beglückt fühlte, wenn er das Reich Gottes, die unſichtbare Kirche gedeihen ſehen, und etwas zu ihrem Wohl beytragen zu können glaubte.

Eine ſolche Denkungsart erhöhte und vermehrte bey ihm die Quellen des Genuſſes ins Unendliche, ſo wie ſie ihm Troſt für alle Leiden darbot. Die Unvollkommenheiten in der Natur, die Fehler anderer Menſchen ſtörten ihn nicht in ſeiner heitern Ruhe. „Ich darf nur an meine Gemeine und mein voriges Vorſteheramt denken,“ ſagte er, „um mir zu erklären, warum mein eingeſchränkter Blick die Einrichtung des großen All's der Schöpfung nicht überſehen kann, und Mängel antrifft, wo keine ſind. Konnte ich damals alle Mitglieder den Plan unſrer Verbin-

dung übersehen lassen, und wurden nicht meine besten Maasregeln getadelt, weil Viele unsrer Brüder die wahre Lage unsrer Angelegenheiten nicht kannten? Und ich, ich ein so geringer Bürger in dem Reiche Gottes, ich sollte mich unterstehen, seine Fügungen, seine Werke als unvollkommen zu tadeln! Nein! das allgütigste, das allmächtigste Wesen kann nichts Unvollkommenes schaffen, kann Niemanden unglücklich machen wollen. Was wir Leiden nennen, sind keine: es sind Mittel, uns und das Ganze zu bessern. Das Glück eines guten Gewissens, oder das Bewußtseyn, daß wir als gute Bürger den Gesetzen des unsichtbaren Reichs gehorchen, und mit Treue an seinem Oberherrn hängen, dieß Glück kann uns Niemand rauben. Aber die Laster? Die sind Folgen des Mangels am Gemeingeiste bey solchen Mitgliedern des großen Reichs, die ihrer unreifen Fähigkeiten wegen noch keine Bürgerrechte genießen. Sie wirken dennoch

zum Beſten des Ganzen mit, und die reiferen Bürger müſſen ſie nicht ſchelten, ſondern ſie zu einer höheren Beſtimmung anzuleiten ſuchen. Gelangen ſie nicht dazu in dieſem Leben, ſo geſchieht es in einem künftigen. Wie manche Stufe haben wir ſelbſt noch zu beſteigen, wir, die beſſern Bürger, die wir noch ſo oft durch Mangel an Gemeingeiſt fehlen, ehe wir zu der Ordnung der Aelteſten reifen, die zunächſt bey dem Vorſteher des Ganzen ſitzen, und mit ihm zu dem allgemeinen Beſten am unmittelbarſten wirken.“

Cordelia theilte die Empfindungen der Liebe, mit denen ihr Vater an dem höchſten Weſen hing. Aber ſie dachte ſich ihr Verhältniß zu ihm verſchieden. Die Welt war kein Gegenſtand ihrer Betrachtung, oder vielmehr, ſie ſah darin nichts mehr, als was ſie zur Bildung einer großen Familie brauchte, in der Gott als Hausvater die erſte Stelle einnahm. Früher hatte ſie ſich als ſein

auserwähltes, ihm besonders geweihetes Kind betrachtet: späterhin erwägte sie die Zwecke, wozu er sie, seine angenommene Lieblingstochter, bestimmt haben könnte; — und sie sah sich als die auserkohrne Braut seines eingebohrnen Sohnes an. Verschiedene bildliche Ausdrücke in den Gebetsformeln und geistlichen Gesängen, die in ihrer Gemeine eingeführt waren, bestätigten sie in dieser Ueberzeugung. Das Verhältniß schien ihr so süß, und sie fühlte sich zu gleicher Zeit so sehr dadurch emporgehoben, daß sie neben dem unbedingten Vertrauen, das sie in den Heiland setzte, und das sie über ihre eigenen und die Schicksale Anderer völlig beruhigte, zugleich den heißesten und beynahe leidenschaftlichen Wunsch empfand, der engsten Vereinigung mit ihm würdig geachtet zu werden. Aus diesem Wunsche floß das tiefe Gefühl ihrer Pflicht, die sorgsame Furcht, ihn zu beleidigen. In diesem Bestreben lag ihr höchstes Glück und ein süßer Anreiz,

ihm durch jede Aufopferung zu gefallen.

Der Mutter mißfiel dieſe Schwärmerey. Sie drang oft in den Gatten, daß er ihre Tochter mit Ernſt und Nachdruck davon zurückbringen ſolle. Allein er hatte den Grundſatz, daß Alles, was dem Menſchen Liebe, das heißt, Entäußerung ſeiner Selbſtheit und aufopfernde Hingebung für andre Weſen, beſonders für das höchſte einflöße, nicht ſchlechtweg zu tadeln ſey. Es wäre, meinte er, immer eine Vorbereitung zum Gemeingeiſte. Alle Menſchen, ſetzte er hinzu, bedürften ſinnlicher Bilder, um ſich einen Begriff ihrer Gemeinſchaft mit dem Ewigen und Unermeßlichen zu machen: es paſſe zu der Jugend ſeiner Tochter, daß ſie ſich das Bild der Verbindung zwiſchen Braut und Bräutigam gewählt habe, ſo wie er ſich eben dieſe Gemeinſchaft unter dem Bilde einer kirchlichen oder bürgerlichen Geſellſchaft denke. Ge-

setzt, ihre kindische Einbildungskraft verwechsele jetzt das Bild mit der Wahrheit, so würde ein reiferes Alter sie beyde schon zu trennen lehren.

Aber der gute Frommann bedachte nicht, daß verschiedene Bilder eines und des nemlichen Verhältnisses sehr verschiedene Ansichten und Grundsätze unsers Betragens hervorbringen. Er liebte Gott als seinen Vorsteher oder Regenten, und mit dieser Liebe giengen untergeordnete Anhänglichkeiten, folglich auch eheliche Zärtlichkeit, zusammen. Aber die Tochter hegte eine Neigung zu dem Unsichtbaren, mit der zwar die Liebe zu den Eltern, zu den Brüdern, zu den Menschen überhaupt, aber keinesweges die Liebe zu dem Gatten bestand. Sie war daher fest entschlossen, sich nie zu verheirathen, und legte bey sich selbst das Gelübde eines immer ledigen Standes nieder.

In dieſer Stimmung erreichte Cordelia ihr ſiebenzehntes Jahr. Jetzt wurde ihr Vater von einer ſchmerzhaften Krankheit überfallen, die er mehrere Monate trug, ehe er die Schuld der Natur bezahlte. Die Umſtände der Familie kamen dadurch ſehr zurück. Mutter und Tochter mußten mit der Arbeit ihrer Hände die Bedürfniſſe des Siechbettes und ihres Unterhalts beſtreiten. Das Traurigſte war dabey, daß ſie, durch dieſe Anſtrengung und ihre Armuth gehindert, die Schmerzen, welche das Geliebteſte auf Erden vor ihren Augen litt, nicht einmal durch hinreichende Pflege erleichtern konnten. Die Religion war ihrer Aller Stütze, und wenn gleich die freudige Ergebung in den Willen des Himmels, mit der der alte Frommann ſeine Leiden trug, und die Heiterkeit, mit der er endlich in eine beſſere Welt übergieng, ihre Rührung für den Augenblick vermehrten, ſo wurden ſie doch zugleich für die Zurückbleibenden zur nie verſiegenden Quelle

des Muths und des Vertrauens auf eine höhere Kraft, die ihre Schicksale zu ihrem Besten leitete.

Nach des Vaters Tode fand sich ein wohlhabender Mechanikus, ein Orgelbauer, und Mitglied der Gemeine ein, der Cordelia heirathen wollte. Die Mutter hätte die Verbindung sehr gern gesehen, die Vorsteher riethen dazu, aber Cordelia blieb bey ihrem Vorsatze, nicht zu heirathen. Sie gestand dem Bewerber offenherzig den Grund ihrer Abneigung gegen alle eheliche Verbindung. Die alte Frommann mißbilligte eine Schwärmerey, mit der sie nie zufrieden gewesen war, jetzt um so mehr, da ihre Tochter dadurch um eine vortheilhafte Versorgung gebracht wurde. Dem frommen Künstler gieng ihr Entschluß nahe, aber er hatte selbst zu vielen Hang zur Andächteley, um den Grund nicht verehrungswürdig zu finden, und er stand auf die erste Weigerung Cordelia's von seinem Vorhaben ab.

Dieſer Vorfall gab inzwiſchen Gelegenheit zu einer Veränderung in ihrer Lage. In der Nähe von Augsburg lebte eine adeliche Wittwe, die Frau von O.... auf ihrem Landgute. Ihre ganze Familie hatte den Ruf eines ſtillen, ſittſamen Wandels und vieler Religioſität. Sie gehörte zwar zu keiner Sekte; aber man rechnete ſie doch zu den Stillen im Lande. Die Frau von O.... ſtand beſonders in genauerer Bekanntſchaft und im Briefwechſel mit Lavater, und hatte überhaupt einen großen Hang zu einer ſüß ſchwärmenden Liebe zu Gott und dem Heilande, ohne ſich jedoch von der Welt dem Aeußern nach zu trennen. Der zurückgewieſene Bewerber um Cordelia's Hand hatte die Orgel in der Kirche ihres Dorfs zu beſſern. Da ſie Perſonen von ſeiner Sekte ſehr hervorzog und gern reden hörte, ſo erfuhr ſie beyläufig ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und den Grund, warum Cordelia ſich dem ledigen Stande gewidmet

hatte. Ein solcher Entschluß bey einer so jungen, und, wie man sagte, schönen Person, interessirte sie, und da sie bald darauf nach der Stadt fuhr, ließ sie das Mädchen unter dem Vorwande zu sich rufen, ihr Arbeit zu geben. Die Mutter begleitete ihre Tochter in das Absteigequartier der Frau von O...., und diese fand an Beyden, eine gewisse Schüchternheit bey Cordelia abgerechnet, die ihr aber in ihrer Lage und in ihrem Alter nicht mißkleidete, eine so ungewöhnliche Bildung für ihren Stand, daß sie der letzten den Antrag that, als Gesellschafterin und Aufseherin ihrer noch unerzogenen Kinder zu zu ihr zu ziehen. Mutter und Tochter trennten sich zwar ungern von einander; aber mehrere Gründe traten ein, den Vorschlag annehmlich zu machen. Sie wurden Beyde durch das angenehme Wesen der Dame gewonnen: der Ruf sprach nach eingezogener Erkundigung äußerst zu ihrem Vortheile; und so hoffte die alte Frommann, daß Cor-

delia in dieſem Hauſe mehrere gute und zugleich gebildete Menſchen kennen lernen, in eine abwechſelndere Thätigkeit kommen, und dadurch von ihrer Schwärmerey geheilt werden würde. Ihre noch rüſtige Geſundheit konnte der Handreichung der Tochter entbehren, und dieſe rechnete darauf, in Betracht des anſehnlichen ihr ausgelobten Lohns, der Urheberin ihrer Tage eine merkliche Unterſtützung zufließen zu laſſen.

Cordelia trat alſo dieſe Stelle an, und fand ſich durch die Liebe ihrer Gönnerin, deren ganzes Vertrauen ſie gewann, ſo wie durch die Fortſchritte ihrer wohlgearteten Zöglinge, ſehr bald mit ihrer Lage zufrieden. Es war ein hoher Genuß für ſie, als ſie den Betrag ihres übergeſparten Gehalts, der noch durch den Gewinn aus ihren Handarbeiten anſehnlich vermehrt war, der guten Mutter übermachen, und dadurch ihre Dankbarkeit und Liebe durch die That beweiſen konnte

Inzwischen hatte der Aufenthalt in dem Hause der Frau von O.... einen merklichen Einfluß auf ihre Denkungsart. Obgleich die Stimmung seiner Bewohner religiös war, und der ländliche Aufenthalt wenig gesellschaftliche Zerstreuung zuließ, so war doch der Ausdruck der Frömmigkeit gebildeter, und die Lebensart führte andre Unterhaltungen, andre Grundsätze herbey, als solche, die sich auf die Verehrung Gottes unmittelbar bezogen, und von der Liebe zu ihm allein bestimmt wurden. Man las hier Erbauungsschriften der berühmtesten Religionslehrer von allen christlichen Partheyen: man las gutgeschriebene philosophische Schriften, Geschichtschreiber, sogar Dichter, wenn sie nur eine edle, moralische Bestrebung zeigten. Cordelia erhielt dadurch mehr Geschmack: die Ausdrücke, mit denen sie vorhin ihr Verhältniß zu dem Unsichtbaren bezeichnet hatte, und die sie in ihren Gebeten anbrachte, fingen an, ihr nach und nach schwülstig

'oder kleinlich zu scheinen. Aber eben solche Ausdrücke hatten viel zur Erwärmung ihrer Empfindungen beygetragen, und diese wurden unvermerkt lauer, so wie jene an Erhabenheit und Süßigkeit verloren. Sie hörte hier auch von manchen Dingen mit Billigkeit und Interesse reden, die in dem Hause ihrer Eltern entweder nie ohne Abscheu genannt wurden, oder keines besondern Antheils werth geachtet waren. Auf dem Schlosse der Frau von O.... bedauerte man vielleicht ein armes Mädchen, das ein Opfer betrogener Liebe geworden war: man machte eine wichtige Angelegenheit aus den durchkreuzten Wünschen eines liebenden Paars, das durch Mangel an Vermögen, oder durch andre äußere Hinderniße verhindert wurde, sich gesetzlich zu verbinden. Man sprach von Politik, von Familienangelegenheiten, von Aussichten auf Versorgung und Ehrenstellen für Kinder und Verwandte. Cordelia, der bisher nur das Einzige am Herzen gele-

gen hatte, was ihr wirklich allein Noth schien, fing damit an, sich zu wundern über das Treiben und Kümmern heiliger Menschen um D ge, die nur auf das Sinnliche Bezug hatten, und ihnen zum Theil so fern lagen: sie hörte damit auf, mit ins Interesse ihrer Freunde gezogen zu werden.

Die Frau von O.... mußte ihrer schwächlichen Gesundheit wegen ins Carlsbad reisen. Cordelia ward ausersehen, ihre Gönnerin zu begleiten, da diese eine zuverläßige Person, an deren Umgang sie gewohnt wäre, zu ihrer Pflege und Gesellschaft bey sich zu haben wünschte. Während ihrer Abwesenheit mußte die alte Frommann ins Haus der Dame ziehen, über die Kinder die Aufsicht zu führen.

Auf dieser Reise wurde Cordelia auf mannigfaltige Art zerstreut. Eine Menge neuer Gegenstände reizten ihre Neugier und fesselten ihre Aufmerksam-

keit. Als sie im Carlsbade angekommen war, zog sie durch ihre Schönheit die Augen der ganzen dort versammelten Welt auf sich. Man nannte sie die schöne Augsburgerin, und wo sie sich auf den Spatziergängen blicken ließ, da folgte ihr ein Haufen Müssiggänger nach, der die Wirkung, die sie auf ihn hervorbrachte, zuweilen mit vieler Aufdringlichkeit zu erkennen gab. So anspruchslos sie war; dieser Eindruck, den sie auf Unbekannte machte, führte doch sein Angenehmes mit sich. Die Frau von O... besuchte nicht die größeren Gesellschaften. Sie hatte sich einem kleinern Zirkel zugesellet, der aus mehreren ihrer frommen Freunde und aus lauter Personen von gesetztem und verständigem Alter bestand, welche die rauschenden Vergnügungen der Jugend, besonders Spiel und Tanz, nicht liebten. Inzwischen waren es lauter gebildete Weltleute, deren Umgang alle Reize einer belebten und wohlgenährten Unterhaltung, verbunden mit an-

genehmen Manieren und feinen Sitten, darbot.

Alles dieß machte auf Cordelia einen sonderbaren Eindruck. Sie hing noch ferner an dem Unsichtbaren: sie erhob noch täglich ihr Gebet zu ihm: sie schätzte ihn über Alles; aber sie fühlte doch zugleich, daß die Welt wohl nicht so sehr im Argen läge, und daß das Opfer, das sie dem Einziggeliebten mit allen ihren Neigungen zum Sinnlichen gebracht hatte, mehreren Werth habe, als sie es sich sonst gedacht hatte.

Zuweilen führten die Mitglieder dieses Zirkels auch ihre Söhne und jüngern Anverwandten mit zu der Frau von O...., und diese bezeugten der liebenswürdigen Cordelia eine besondre Aufmerksamkeit. Einige von ihnen sagten ihr auch wohl etwas Verbindliches über ihre Schönheit und ihr angenehmes, bescheidenes Wesen. Es schmeichelte sie für den Augenblick, aber

am Abend reuete ihr diese Empfindung, die sie mit ihrer Gesinnung für den Unsichtbaren unverträglich hielt. Sie bat es ihm mit Thränen ab, und beschloß, sich ähnliche Schmeicheleyen am folgenden Tage nicht mehr wohlgefallen zu lassen. Sie gefielen ihr aber doch am folgenden Tage, und nun nahm sie sich vor, allen Andringlichkeiten der jungen Herrn auf einmal ein Ende zu machen. Dem Ersten, der ihr wieder etwas Schönes sagte, antwortete sie vor allen Umstehenden mit vieler Entschlossenheit, daß sie sich dergleichen verbitten müsse, weil sie dem Heiland, als dessen auserkohrne Braut, ihr ganzes Herz geweihet habe. Diese Antwort erregte ein allgemeines Gelächter bey den jüngern Personen, und zwang selbst den ältern und frömmeren ein mitleidiges Lächeln ab. Die arme Cordelia hatte erwartet, daß ihr Bekenntniß alle freche Bewunderer mit einem heiligen Schauer ergreifen würde. Die Art, wie man es aufnahm, kränkte sie, und

sie fing bitterlich an zu weinen. Die Frau von O... suchte sie zu beruhigen. Sie hielt es für gefährlich, ihrer Schwärmerey geradezu entgegen zu arbeiten, und begnügte sich, ihr begreiflich zu machen, daß die ihr gesagten Artigkeiten ohne alle Bedeutung wären, und ohne Beleidigung ihrer himmlischen Liebe hätten geäußert und angehört werden können. Sie setzte hinzu, daß das sicherste Mittel, Schmeichler zu ermüden, in einer gleichgültigen Aufnahme ihrer Huldigungen bestehe, daß hingegen eine spröde Zurückweisung, vorzüglich in Verbindung mit dem unvorsichtigen Bekenntnisse einer Neigung, wofür nur wenige Menschen Sinn hätten, den Verdacht einer Anmaßung erwecke, und zu Neckereyen auffordere.

Das Ansehn der Frau von O... schlug das weitere Gerede über diese Begebenheit nieder, und Cordelia befliß sich fürs Künftige mehrerer Gefälligkeit in ihrem Betragen. Sie behielt

zwar ihren Glauben an die genauere Verbindung mit dem himmlischen Verlobten bey, aber sie dachte, es könne diesem nicht unangenehm seyn, wenn sein Werk und seine Auserwählte von frommen Menschen gebilligt und gelobt würde. Er, der Alles durchblicke, er wisse es ja, daß er in ihrem Herzen die erste Stelle einnehme. — Von nun an überließ sie sich ruhig dem Genuß ihrer kleinen Coquetterie, und wenn sie auch fühlte, daß sie jetzt ein wenig mehr Vergnügen als vorhin daran nahm, so beruhigte sie sich immer mit dem Bewußtseyn, daß ihr der Beyfall beyder Geschlechter gleich wichtig sey, daß sie keinem Einzelnen besonders gefallen wolle, und daß sie bereit stände, dem Unsichtbaren Alles aufzuopfern, sobald er sie innerlich dazu auffordern würde.

Als Cordelia aus dem Carlsbade wieder auf das Landgut der Frau von O... und in ihre Einsamkeit zurückgekehrt war, da fühlte sie jedoch eine ge-

wisse Leere in ihrem Herzen, ein gewisses Zurücksehnen nach den Freuden der Welt, die sie beunruhigte, und ihr begreiflich machte, daß ein zu langes Ausharren darin der Liebe, die einzig ihr Herz füllen sollte, gefährlich werden könnte. Die gewohnte Stille und festgesetzten Andachtsübungen stellten indessen die vorige Ruhe bald wieder her, und der Carlsbader Aufenthalt hatte weiter keine Folgen, als daß er ihr Herz zu einem Eindruck vorbereitete, der für ihre künftige Sinnesänderung viel wichtiger wurde.

Der zweyte Sohn der Frau von O..., ein deutscher Ordensritter, kam aus dem Kriege zurück, den der Kaiser gegen die Türken geführt, und dem er als Volontär beygewohnt hatte, um den statutenmäßigen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu machen. Er war der Mutter Liebling, und diese hatte zu mehreren Mahlen geäußert, daß ihr Sohn dem Christuskopfe nach Leonardo

da Vinci in Lavaters Phyſiognomik ähnlich ſehe: einem Kupferſtiche, an dem Cordelia oft ihre Augen weidete, um ſich das Bild des Unſichtbaren mehr zu verſinnlichen. Der Herr von O... ſchrieb Briefe, die voll zärtlicher Empfindungen gegen ſeine Mutter und anderer guten Geſinnungen, in einem zierlichen Style aufgeſetzt waren. Sie dienten der Mutter, die für ſein Leben während des Krieges zitterte, zum Troſte, und den übrigen Mitgliedern ihrer Geſellſchaft zur Unterhaltung. Durch alles dieſes war Cordelia's Neugier auf ſeine Bekanntſchaft geſpannt, und ihr Herz auf einen vortheilhaften Eindruck von ſeiner Perſon vorbereitet. Die Aehnlichkeit mit dem Leonardiſchen Chriſtuskopfe würde nun freylich für einen unbefangenen Kenner ziemlich entfernt geweſen ſeyn, und ſich höchſtens auf ein gelängtes Profil und eine gerade Naſe beſchränkt haben. Aber Cordelia fand ſie auffallend, und das Aeußere des Herrn von O... hatte auch, ohne auf

diesen Umstand zu sehen, viel Anziehendes. Er war schlank und fein gebauet: in dem Ausdrucke seines Gesichts lag etwas Ruhiges und Süßes, das Männer leicht für Weichlichkeit und Flachheit nahmen, das aber für Weiber, besonders von der zärteren Art, für den Ausdruck einer schönen Seele galt. Dabey besaß er eine von den sonoren Stimmen, die unmittelbar zum Herzen dringen, und etwas sehr Verbindliches in seinem ganzen Betragen.

Der Herr von O... war auch wirklich kein schlechter Mensch.... Ihm waren gute Grundsätze in seiner Kindheit eingeflößt, die bey reiferen Jahren noch ihre Wirksamkeit äußerten, wenn Verführung, Leichtsinn und Sinnlichkeit nicht die Oberhand gewannen. Er hatte einige Anlagen zu einer schwärmerischen Empfindsamkeit, die zwar mehr durch Schöngeisterey als Religiosität genährt wurde, aber sich mit der Wirksamkeit dieser letzten sehr wohl vertrug.

Die Schönheit der jungen Cordelia, die Aufmerksamkeit, die sie dem Lieblingssohne ihrer Gönnerin mit vieler Unbefangenheit und besonderer Zuvorkommung bewies, endlich die Langeweile, die der Ritter in seiner Mutter Hause empfand, flößten diesem bald eine Neigung ein, die unmerklich in ihrem Ursprunge, ohne bestimmten Zweck in ihrem Fortgange, keine der Folgen voraussehen ließ, die sie für seine eigene Ruhe und das Glück des jungen Mädchens haben würde.

Die Gelegenheit, sich täglich zu sehen, alle religiösen Uebungen und alle Unterhaltungen mit einander zu theilen, brachte bald eine große Vertraulichkeit zwischen ihnen hervor. Er nannte sie seine kleine Schwester: sie nannte ihn, auf sein Verlangen, und nach einigem Widerstande, ihren lieben Bruder, und nach diesem Fuße drückte er ihr zuweilen die Hände, umfaßte zuweilen ihre Taille, und raubte zuweilen ei-

nen leichten Kuß von ihrer Stirn und Wange. Cordelia sträubte sich anfangs gegen diese Frechheiten; aber da der Herr von O... immer so äußerst unbefangen und spielend dabey zu Werke gieng, eben solche Manieren gegen die jüngere Schwester hatte, und seine Mutter, in deren Gegenwart es geschah, dazu schwieg, so gewöhnte sie sich daran, und glaubte, sich um so weniger ein Gewissen daraus machen zu müssen, als das Bild des Unsichtbaren seit der Ankunft des Ritters ihrer Einbildungskraft mit deutlicheren Zügen vorschwebte, und ihr Herz viel wärmer für ihn schlug.

Unerfahren, wie sie war, legte sie das immer wachsende Feuer, das ihr angenommener Bruder in den Ausdruck seiner liebenden Gesinnungen brachte, den Folgen einer längeren Bekanntschaft und einer sich verstärkenden Freundschaft bey. Sie selbst fühlte freylich einige ihr vorhin unbekannte Ge-

fühle, wenn der Glanz seines Blicks ihre Augen traf, und seine Hand die ihrige länger und sanfter streichelte; aber diese Gefühle waren zu unbestimmt, als daß sie sich dadurch hätte beunruhigen lassen können. Sie ahnete wohl, daß der Unterschied des Geschlechts bey dieser Lebhaftigkeit mit im Spiele seyn könnte, da sie bey der Annäherung an ihre Freundinnen etwas Aehnliches nicht empfunden hatte; aber sie glaubte ganz ehrlich, daß die wirkliche Schwester gleiche Eindrücke von dem Bruder erhalten müsse.

Der Ritter hatte nicht die Absicht, das unschuldige Mädchen zu verführen. Als seine Neigung stärker wurde, traten zuweilen verführerische Bilder einer näheren Vereinigung mit ihr in seine Seele; aber er suchte sie zu verscheuchen. Er sagte ihr zuweilen: „Ich wollte, Schwesterchen, daß ich dich heirathen könnte. Aber das böse Kreuz hier auf meiner Brust läßt es nicht

zu. Meine beste Freundin aber sollst du immer bleiben. Willst du das?" — „Gewiß!" antwortete dann Cordelia recht herzlich, recht unbefangen. „Sie wissen ja, daß ich gleichfalls nicht heirathen darf, und so kann Ihnen mein Herz auf immer den Vorzug vor allen sterblichen Männern geben." Reden dieser Art führten dann auf Ideen einer immerwährenden wechselseitigen Treue, einer ausschließenden und ungetheilten Freundschaft, mit der die Beyden durch Gelübde von aller gesetzlichen Verbindung abgehaltenen Herzen freywillig an einander hängen wollten, ohne dem Himmel seine höheren Rechte zu rauben. Zwar hatte die Schwärmerey des Ritters nicht den religiösen Charakter seiner Geliebten: es war mehr die einer geistigen Liebe zu Cordelia's schöner Seele, von der er bey Dichtern viel gelesen hatte, und die für gut geartete Gemüther in jüngern Jahren so vielen verführerischen Reiz hat. Diese Liebe verträgt sehr wohl den Ge-

danken, in einem weiblichen Herzen der Gottheit nachgesetzt zu werden; ja! die Vorstellung, daß es nur diese ist, der sie weichen muß, giebt ihr einen hohen Grad von Süßigkeit und Ruhe. —

Ihr Umgang wurde nun immer zutraulicher und zärtlicher. Die Frau von O... bemerkte es: sie warnte ihren Sohn, die Unschuld des armen Mädchens nicht zu verderben. Aber er sprach mit so vieler Wahrheit über seinen Abscheu gegen ein solches Verbrechen, daß er die Mutter beruhigte. Er selbst war überzeugt, daß er desselben unfähig sey. Nach und nach aber gewann die Sinnlichkeit immer mehr Oberhand bey dem Herrn von O.., und nun meldete sich zuweilen die Idee, daß eine solche Art von Verbindung zwischen ihm und Cordelia möglich sey, worin er so viele Ritter seines Ordens, sonst rechtschaffene Männer, hatte leben sehen, und die der Ehe in allen Stücken

außer in der gesetzlichen Form und dem Antheile, den Weib und Kinder an den bürgerlichen Rechten des Mannes nehmen, zu gleichen scheint. Er glaubte, in ihren beyderseitigen Verhältnissen so viel Rechtfertigung dafür zu finden, um sich selbst darüber beruhigen, und Cordelia von der Rechtmäßigkeit einer solchen Vereinigung überzeugen zu können. Allein er war noch zu wenig mit sich selbst eins, und er fand seine Geliebte noch zu schüchtern vor Allem, was von ihren Begriffen über Anstand und Tugend abgieng, um damit dreist hervorgehen zu dürfen.

Unterdessen war sein Urlaub abgelaufen: er mußte wieder zu seinem Regimente. Eine große Traurigkeit bemächtigte sich Beyder. Doch war diese viel stärker bey dem Ritter als bey Cordelia, die in ihren religiösen Gefühlen leichter Trost fand, und bey der Abwesenheit sinnlicher Begierden, selbst in der Entfernung von ihrem zeitlichen

Freunde, ſich Genuß aus ihrer geiſtigen Vereinigung verſprach. Sie redeten mit einander ab, daß ſie ſich häufig ſchreiben wollten; und ein Briefwechſel iſt für ein junges Mädchen von Cordelia's Charakter und Stimmung nicht blos Schadloshaltung; er wird zur Quelle einer eigenen Art von Wonne.

Die Frau von O... ward bey ihrer höchſt ſchwächlichen Geſundheit durch den Gedanken, ſich wieder von dem geliebten Sohne zu trennen, ſo angegriffen, daß ſie erkrankte und das Bette hüten mußte. Am Abend vor der Abreiſe des Ritters, und nachdem ſie ſchon von ihm Abſchied genommen hatte, ſandte ſie die junge Cordelia noch einmahl zu ihm auf ſein Zimmer, um eine Beſtellung an ihn ausrichten zu laſſen, die ſie den Dienſtbothen nicht auftragen wollte. Die ſchöne Geſchäftsträgerin fand ihren Freund allein, den Kopf auf die Hand geſtützt, und in Thränen ſchwimmend. „Sie

weinen?“ sagte ihm Cordelia tröstend. — „Ach!“ antwortete der Ritter, indem er ihre Hand faßte, „wie glücklich sind Sie, daß Ihnen der Abschied von mir nicht so viel kostet! Ich fühl' es, ich liebe Sie mehr, als ich Sie zu lieben geglaubt habe. Ich werde höchst unglücklich in der Abwesenheit von Ihnen seyn!“ — Er spricht diese Worte mit so viel Affekt aus, daß das junge zärtliche Mädchen tief dadurch gerührt wird. Sie weint mit. Der Ritter umarmt sie: sie läßt sich in seine Arme gehen. Ihre brennenden Lippen begegnen sich, und der Ritter erhält den ersten Kuß, den Unschuld und Liebe auf seinen Mund drücken. So viel Bereitwilligkeit, sich seinen Liebkosungen zu überlassen, macht den Liebhaber kühner, und, hingerissen durch Sinnlichkeit und das Unerwartete der Situation, will er das Aeußerste wagen, als das Angstgeschrey, das Cordelia erhebt, die Vollendung seines strafbaren Unternehmens hindert. Sie stößt ihn

mit der convulſiviſchen Kraft der Verzweiflung von ſich, und er, erweicht durch ihren Zuſtand, giebt nach, und läßt ſie aus ſeinen Armen gehen. Sie will entfliehen: er verſperrt ihr den Weg, und fleht knieend um Verzeihung. Aber mit Unmuth und Verachtung ruft ſie: Ungeheuer! Du haſt alle Rechte auf meine Achtung und Freundſchaft verloren. Ich ſehe dich forthin als den Nichtswürdigſten der Menſchen an! — Er beſchwört ſie aufs Neue, ihm zu verzeihen: er entſchuldigt ſich mit der heftigen Bewegung, die ihn für den Augenblick aller Vernunft, alles Bewußtſeyns ſeiner ſelbſt beraubt habe, und erhält endlich das Verſprechen, daß ſie den Vorfall ſeiner Mutter verſchweigen, und an ſein künftiges Betragen die Bedingung ihrer wiederkehrenden Achtung knüpfen will.

Der Ritter reiſte am folgenden Morgen ab, ließ aber einen Brief an ſeine Geliebte zurück, worin er ſeine

ganze Reue schilderte, und ewiges Bestreben, sein Verbrechen auszutilgen, beschwor. Cordelia hatte die Schwäche, diesen Brief zu lesen, und die größere, ihn mit Wohlgefallen zu lesen. Sie verzieh ihm sogar! Der Himmel wollte ja nicht, daß sie ihn hassen solle! Aber die vorige Stelle konnte er in ihrem Herzen nicht wieder einnehmen. So dachte sie, und wirklich erhielt der Herr von O... auch seine vorige Stelle nicht wieder; aber er gewann eine andre, die viel gefährlicher für ihre Ruhe war.

Seine Unbescheidenheit hatte die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Bilde des Unsichtbaren zerstört, und ihn aus einem Bruder, den sie neben dem himmlischen Verlobten lieben durfte, in einen Nebenbuhler umgewandelt. Aber eben diese Unbescheidenheit und Alles, was sie während der Vertheidigung ihrer Unschuld gegen seine frechen Angriffe empfunden hatte, klärte nun auch

ihre

ihre Begriffe über die sonderbaren Gefühle auf, die sie an seiner Seite wahrgenommen hatte, und zündete das geheime Feuer, das in ihren Adern wallte, zu hellen Flammen an. Umsonst nahm sie ihre Zuflucht zu dem Bilde des Unvergleichlichen und zu den gewohnten Uebungen ihrer geistigen Liebe; das Bild des Verführers stellte sich immer dazwischen: sie fühlte fortwährend seine brennenden Küsse auf ihren Lippen. Dieser Kampf in ihrer Seele wirkte auf ihr ganzes Wesen. Ihr Gemüth ward niedergeschlagen: ihre Gesundheit zerfiel: unwillkührliche Thränen rannen oft über ihre Wangen. Zu ihren übrigen Leiden gesellte sich das, ihre bekümmerte Gönnerin und ihre Mutter über den Grund einer so auffallenden Veränderung hintergehen zu müssen.

In dieser Lage bringt sie einige fürchterliche Wochen hin. Während dieser Zeit langen mehrere Briefe des

Herrn von O... an seine Mutter und Cordelia an. Diese wirft diejenigen, die an sie geschrieben sind, ins Feuer. Aber den Inhalt der übrigen erfährt sie von der traurigen Mutter. Die Stimmung darin zeugt von der schwärzesten Melancholie. Endlich schreibt auch sein Chef: daß die Aerzte eine Ortsveränderung und besonders einen Aufenthalt auf dem Lande zur Wiederherstellung der zerrütteten Gesundheit ihres Sohnes nöthig halten. Er räth, ihn unter ihre unmittelbare Aufsicht und Pflege zu nehmen. Die Mutter beschließt, ihn sogleich herüber holen zu lassen. Cordelia, die diese Wiederkunft fürchtet, wirft sich ihrer Gönnerin zu Füßen, entdeckt ihr Alles, und zeigt ihr die Gefahr, in der sie schwebt. Die gute Frau weint über ihre junge Freundin, und sendet sie sogleich zu ihrer Mutter nach der Stadt zurück.

Die alte Frommann machte durch die Strenge, mit der sie das freywillige

Bekenntniß aufnahm, das ihr die Tochter von ihrer Leidenschaft brachte, das Uebel noch ärger. Sie warf ihr Unvorsichtigkeit, geistigen Dünkel, und Mangel an wahrer Devotion vor. Dieß wären, sagte sie, die Folgen, wenn der Mensch, im übertriebenen Vertrauen auf seine Kräfte, die Mittel ausschlüge, welche die gütige Vorsehung ihm darbiete, die Macht des Fleisches zu dämpfen. — Sie zielte damit auf die von Cordelia ausgeschlagene Heirath. — Diese ward nun ein Raub der fürchterlichsten Gewissensangst, die nur durch die Bekümmernisse über den Zustand des Geliebten, den sie nicht lieben sollte, und doch liebte, der um ihrentwillen litt, und den sie nicht trösten durfte, unterbrochen wurde. Endlich fiel sie in eine dumpfe Niedergeschlagenheit, worin sie die Ermahnungen der Mutter mit Gleichgültigkeit anhörte, und durch die Gebete, die diese für sie zum Himmel that, nicht getröstet, nur erschreckt wurde. Sie war

nun einmahl aus der Gemeinschaft mit ihm ausgeschlossen: sie war eine Verlohrne, eine Verdammte, die nichts aus dem Abgrunde retten konnte, in den sie täglich tiefer hinabsank.

Eines Tages kam ihre Gönnerin vom Lande angefahren, stieg vor dem Hause ihrer Mutter ab, und eilte sogleich in ihr Zimmer. Die Dame sah sehr niedergeschlagen aus: Schmerz und Verlegenheit mahlten sich auf ihrem Gesichte. Cordelia warf sich vor ihr auf die Kniee, und schrie laut: Ach! er ist todt! er ist todt! — — Nein! todt ist er nicht, antwortete die Frau von O... und faßte Cordelien in ihre Arme. Aber, setzte sie hinzu, er ist sehr übel! Darauf verließ sie das Mädchen, und warf sich schluchzend der Mutter um den Hals. O Madame! sagte sie: Ich sehe das ganze Empörende meines Antrages ein! Aber Sie müssen mich fühlen! Wir sind Beyde Mütter! Mein Sohn ist sterbend, und

dieß Kind ist gleichfalls in einem gefährlichen Zustande. Sie lieben sich Beyde. — Eine Heirath ist in der Lage, worin sich mein Sohn befindet, nicht möglich. Aber kann das Leben, das Glück zweyer Menschen eine Ausnahme von den Gesetzen rechtfertigen? — kann die anständigste Versorgung für Mutter und Tochter, die größte Sorgfalt, alle üble Folgen, welche diese Verbindung haben kann, abzuwenden, — Mehr sagte sie nicht: ihre Thränen und ihre Verlegenheit ließen sie nicht weiter reden.

Cordelia ward von dem Gedanken, daß der Sohn ihrer Gönnerin, daß ihr Geliebter sterben würde, daß sie ihn retten könne, gewaltsam hingerissen. Sie zitterte vor der Antwort ihrer Mutter. Aber diese schwieg mit einem unaussprechlichen Gefühle von Würde ohne Stolz. „O Cordelia!“ sagte die Frau von O... nach einer furchtbaren Pause: „Du allein kannst ihn retten!“ —

Ich darf nicht, rief diese, indem sie ihr Gesicht vor dem ernsten Blicke ihrer Mutter in dem Busen ihrer Gönnerin verhüllte: und ohnmächtig sank sie an ihrer Seite nieder.

Als Cordelia zu sich selbst kömmt, findet sie sich in ihrem Bette. Die Dame ist schon wieder abgereist, und ihre Mutter ängstlich um sie beschäftigt. Sie stößt ihre Handreichung von sich, und scheint durch ihren Anblick widerlich bewegt zu werden. Die Mutter will sie zum Vertrauen auf Gott ermuntern, der dem Menschen keine stärkeren Prüfungen auflegt, als die er tragen kann, und alle Opfer belohnt, die ihm aus wahrer Liebe gebracht werden. Bey diesen Worten geräth Cordelia völlig in Verzweiflung. Sie bricht in Verwünschungen des Tages ihrer Geburt, in Vorwürfe gegen ihre Eltern aus, die sie mit einer Lehre getäuscht haben, deren Wirkungen sie nicht verspürt. Sie klagt die Gottheit

an, die ſie hat an ſich ziehen wollen, und ihr nicht Kräfte genug verleihet, ihr zu folgen. „Ich entſage Dir,“ ruft ſie aus, „himmliſcher Verlobter, Du haſt Deine auserkohrne Braut verſchmäht: Du hatteſt die Gewalt, meine Treue zu erhalten, Du haſt mich ſinken laſſen: Du haſt meiner nicht gewollt!“

Kaum hat ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als ein kleines Crucifix, das neben ihrem Bette loſe auf einer Conſole ſteht, durch die convulſiviſchen Bewegungen des wüthenden Mädchens erſchüttert, herab auf die Erde ſtürzt. — Dieſer Zufall erſchreckt die kranke Phantaſie der Cordelia. Sie ſchweigt: ſie verbirgt ihr Geſicht in dem Buſen ihrer Mutter, und ſpricht ihr mit Inbrunſt das Bußgebet nach, welches dieſe, beynahe eben ſo erſchrocken als ſie, ihr vorſpricht.

Nachdem ſich jedoch Cordelia von ihrer Beſtürzung erholt hatte, diente

dieser Vorfall mehr dazu, ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten, als ihn ganz niederzuwerfen. Sie hatte sich von dem Unsichtbaren ganz verstossen, und als eine Unwürdige vergessen geachtet. Jetzt fühlte sie, daß sie ihm noch theuer sey. Er hatte für sie die gewöhnlichen Mittel, sich dem Menschen zu offenbaren, überschritten, und da sie die Stimme innerlicher Bewegungen nicht mehr hörte, äußere Zeichen zur Warnung und zur Verkündigung seiner Gegenwart angewandt. Und wie war er ihr erschienen? Als ein strafender Richter? als ein mit Recht empörter Gatte? Nein! Unter dem Bilde seines ehemaligen schmähligen Todes hatte er sein tiefes Gefühl ihres Abfalls und ihrer Abtrünnigkeit verkündigt. O wie litt ihre Seele, so sanft, so empfindlich für das Gefühl der Ungerechtigkeit, des Mitleidens und der Großmuth, bey dem Gedanken der ungeheuren Kränkung, die sie ihm zugefügt, und der Leiden, womit sie die

Schmerzen des Erhabensten aller Dulder vermehrt hatte. Ihr Herz wurde zerknirscht: sie fand Thränen der Reue und der Scham. Sie sank auf ihre Kniee, und bat dem Gekränkten, aber für alle bußfertige Sünder unendlich Gnadenvollen und Barmherzigen die schreckliche Beleidigung ab. Sie that mehr: sie gelobte, die sträfliche Leidenschaft aus ihrem Herzen auszutilgen, und bat nur um das Einzige, daß der Theilnehmer an ihrer Schuld durch keinen zu frühzeitigen Tod von dem Wege zur Besserung abgeschnitten werden möge. Wenige Wochen nachher hörte sie, daß wenigstens ein Theil ihrer Wünsche für den Herrn von O... erfüllt sey. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, Cordelia zu besitzen, war er von einer Krankheit genesen, die er wahrscheinlich größtentheils erlogen hatte, um die Einwilligung seiner Mutter und Geliebten in eine Verbindung zu erlangen, die ihren Grundsätzen zuwider lief. Leichtsinnig, wie er war, suchte er

bald darauf in den Zerstreuungen der größern Welt einen Eindruck auszutilgen, den Cordelia weniger auf sein Herz, als auf seine Empfindsamkeit und Sinnlichkeit gemacht hatte.

Die sichere Nachricht, welche das fromme Mädchen von diesem Betragen des Herrn von O... erhielt, erleichterte ihr den Entschluß, ihn zu vergessen, und sich der Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen wieder würdiger zu machen. Inzwischen war doch ihr geistiger Stolz, sich für etwas Außerordentliches zu halten, durch diesen Vorfall gedemüthigt, und die Begierde, sich durch ihre Heiligkeit vor andern Menschen auszuzeichnen, geschwächt worden. Ihre Mutter nutzte diesen Zeitpunkt mit Zuziehung des Vorstehers der Gemeine und Einiger der angesehensten Brüder, ihre vorige Schwärmerey, sich für die auserkohrne Braut des Heilandes zu halten, und darum aller Ehe zu entsagen, aus ihrem Herzen zu verban-

nen. Man nutzte besonders zwey Gründe, die für ihr liebendes Gemüth und ihre andächtelnde Stimmung die wirksamsten waren. Man stellte ihr vor, daß ihre Nebenmenschen über Unrecht zu klagen haben würden, wenn Cordelia von der Zuneigung des Alliebenden zu viel für sich allein hinnähme, und daß sie durch ihren Fehltritt zwar nicht seine Gnade verscherzt habe, aber zu der engsten Verbindung mit ihm, die, wenn sie anders denkbar sey, nur der makelloseſten Unschuld zu Theil werden könne, unfähig geworden sey. Diese Ermahnungen machten Eindruck auf Cordelia, und sie blieb zufrieden, sich das höchste Wesen wieder vergegenwärtigen zu können, und sich ihm mit der Inbrunst und Freudigkeit eines verlohrnen und wiedergefundenen Kindes nähern zu dürfen. Nur glaubte sie noch, zur Strafe für ihr Vergehen, dem übereilten Gelübde eines unverehlichten Standes treu bleiben zu müssen.

In dieser Stimmung begleitete sie eines Tages ihre Mutter in das Bethaus der versammelten Gemeine. Bald nach ihnen trat der Vorsteher mit einem Manne von ungefähr dreyßig Jahren herein, dessen schöne männliche Gestalt und edler Anstand die Augen aller Anwesenden auf sich zogen. Er hatte etwas Melancholisches in seinem Blicke, das bald durch die Anrede des Vorstehers an die Gemeine gerechtfertigt wurde. Er kündigte den Fremden als einen reisenden Bruder an, der sich ihrem gemeinschaftlichen Gebete empföhle, damit ihm die Gelegenheit würde, die schweren Folgen einer Verläugnung des einzig Wahren auszutilgen, deren er sich in seiner Jugend schuldig gemacht habe.

Diese Ankündigung, die ein Vergehen des jungen Mannes anzeigte, das demjenigen, dessen sich Cordelia bewußt war, ähnlich zu seyn schien, rührte sie außerordentlich, und flößte ihr ein

großes Interesse für die Person und die Schicksale des Fremden ein. Beym Herausgehen aus dem Bethause erblickte dieser die alte Frommann, stutzte, blieb ungewiß stehen, und schien endlich durch einen innern Drang gezwungen, sie anreden zu müssen.

„Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, bey der gewiß etwas Edleres, als bloße Neugier zum Grunde liegt, sprach er in einem sanften und etwas verlegenen Tone. „Sind Sie nie in N. gewesen?“ — Die Mutter bejahete es. — „Die Gattin des Uhrmachers Frommann?“ fragte er schneller. —

Die Mutter. Seine Wittwe.

Der Fremde. O Gott! so ist er todt, der vortreffliche Mann!

Die Mutter. Sie haben ihn gekannt?

Der Fremde. (der weinend sein Gesicht mit beyden Händen bedeckt.) Kennen Sie mich nicht mehr? mich, dessen Verirrung, dessen Abtrünnigkeit die Ursache seines Unglücks geworden ist?

Die Mutter. Wie! Sie sind der Jüngling, der uns anvertrauet war?

Der Fremde. Eben der! Lange blieben mir die Folgen unbekannt, die meine Entweichung auf Ihr Schicksal gehabt hat. Als ich sie endlich erfuhr, sparte ich keine Mühe, Ihren Aufenthalt ausfündig zu machen. Aber bis heute vergebens!

Cordeliens Mutter lud ihn mit nach ihrem Hause ein, und hier erzählte er weiter: daß er die anfangs gewählte Bestimmung verlassen, und Gelegenheit gefunden habe, in Livorno als Handelsbedienter in ein Comtoir zu kommen: daß sein Fleiß und seine Sparsamkeit ihn in den Stand gesetzt hätten, eine Handlung für eigene Rechnung anzufangen: daß er zwar nicht reich sey, aber sich im Wohlstande befinde: endlich, daß er seine Hauptgeschäfte in Deutschland mache, und daß diese ihn nach Augsburg geführt hätten.

Er hielt sich nachher noch eine ziemliche Zeit in dieser Stadt auf, und be-

suchte täglich das Haus der Frommanns. Der Eindruck, den er auf Cordelien machte, war sehr verschieden von demjenigen, den sie von der Bekanntschaft mit dem Ritter erfahren hatte. Es lag etwas Ernsteres darin. Sie fühlte, daß ihr sehr daran gelegen seyn würde, mit diesem Manne übereinstimmend zu urtheilen, seinen Beyfall für ihre ganze Aufführung zu erlangen. Sie fühlte, daß sie von dem Manne abhängen, ihm angehören mögte, wenn er sie auch nicht liebte. Denn neben dem Bewußtseyn, daß er ihr überlegen an Geist und Tugend sey, flößte er ihr zugleich Vertrauen zu seiner Nachsicht ein, und sie hätte sich ohne Erröthen mit allen ihren Fehlern und Schwächen ihm anvertrauen können.

Der edle Mann war gleich im ersten Augenblicke, als er die Familie aufgefunden hatte, entschlossen gewesen, Cordelia zu heirathen, und seine gün-

stigen Verhältnisse mit ihr und ihrer Mutter zu theilen. Er hatte nur mit seinem Antrage zurückgehalten, um erst zu erfahren, ob seine Person dem Mädchen angenehm seyn würde, und ob sie sich Glück an seiner Seite versprechen könnte. Er trat damit hervor, als er das Vertrauen und die Zuneigung bemerkte, mit denen ihm Mutter und Tochter begegneten. Er fand keinen andern Widerstand bey der letzten, als denjenigen, den ihr die Bedenklichkeit wegen ihres früheren Gelübdes eingab. Aber er wußte auch diesen zu überwinden. Er stellte ihr vor, daß es eine Gewissenssache für sie sey, ihm die Gelegenheit zu verschaffen, ihrer Mutter durch die Aufnahme in seinen Wohlstand dasjenige zu vergelten, was seine Abtrünnigkeit ihr geraubt habe. Er nutzte die Aehnlichkeit ihrer begangenen Fehler, um ihr darin eine Voraussbestimmung der engsten Vereinigung ihrer Personen zu dem Zwecke ahnen zu lassen, sich wechselseitig im Wahren und

Guten

Guten immer mehr zu befestigen: er wußte ihr sogar in dem Zufalle, der sie so unvermuthet einander hatte wiederfinden lassen, eine besondre Fügung der Vorsehung und den Wink einer höhern Hand zu zeigen. — Cordelia folgte endlich dem Winke dieser höhern Hand, und beglückte mit dem Geschenke der ihrigen den Mann, der schon im Besitz ihres Herzens, und desselben werth war.

Cordelia's Gatte hing der Lehre und den Gebräuchen ihrer Gemeine an: er brachte aber eine liberale Denkungsart hinzu, die er bey der Bildung zu seiner Bestimmung als Kaufmann gewonnen hatte, und die sein nachheriger Wohlstand, seine Lage in Livorno, und die Art seiner Thätigkeit noch vermehrten. Wer viele Menschen und Länder kennen lernt, und viel gesunde Vernunft, viel Klugheit zum Gedeihen seines Gewerbes braucht, der fällt nicht leicht in grübelnde Schwärmerey oder ins Tändeln mit geschmacklosen Bildern. Sein Rath, sein Ansehen, mit

derten die Ideen, welche seine Gattin von der engeren Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen nach den Grundsätzen ihrer frommen Brüder fortdauernd hegte, [illegible] zu demjenigen Grade, worin sie weder ihrer Nützlichkeit bey dem Verkehr mit Menschen allerley Art, das ihre neue Lage forderte, noch dem Genuß unschuldiger Lebensfreuden hinderlich werden konnten.

Ueber das häusliche Glück, welches Cordelia an der Seite eines solchen Mannes genoß, sind wir von ihr selbst belehrt. Ich brauche nur noch die Schicksale ihres Alters hinzuzufügen.

Die alte Mutter starb zuerst: zwey ihrer Großkinder folgten nach: Cordelia behielt nur ihre älteste Tochter übrig.

Als die Franzosen Italien erobert und revolutionirt hatten, fielen verschiedene angesehene Handelshäuser, mit denen Cordelia's Gatte in Verbindung stand. Er ward mit in ihren Fall hineingerissen: das niedliche Haus mit

dem Gärtchen wurde verkauft, und der Betrag unter seine Gläubiger vertheilt. Keiner von ihnen litt bey dieser unverschuldeten Zerrüttung seines Vermögens; aber er behielt nichts übrig, um seine Familie zu unterhalten, als den gemeinschaftlichen Fleiß ihrer Hände. Nun aber wurde Cordelia blind, und das stärkste aller Leiden für ein Herz, wie das ihrige, die Besorgniß, ihren Lieben zur Last zu fallen, würde sie niedergedrückt haben, hätte nicht eben ihr Herz sie verhindert, ein solches Mißtrauen in die Gesinnungen der Ihrigen zu setzen. Bald starb auch der Gatte, und selbst die Tochter gieng vor ihr aus der Welt. Aber sie fand in ihren frommen Brüdern Unterstützung und sorgsame Pflege. Das war die Folge ihrer gemeinschaftlichen Lehre, und der Antheil anderer Menschen, den Allegrina, Fantastica und Altieri der Unterhaltungsgabe, der eingeflößten Bewunderung und dem Mitleiden in ihrem Alter verdankten, den brachte

Pflichtgefühl und Liebe unsrer Cordelia dar.

Nirgends aber zeigten sich die Folgen der Lehre, der sie anhing, deutlicher, als bey ihrem endlichen Hinscheiden. Voll von der Ueberzeugung, daß sie bey Gott alle die lieben Menschen, die ihr vorausgegangen waren, und die sie noch in diesem Jammerthale zurückließ, mit ihrer ganzen Persönlichkeit, nur in verklärter Gestalt, in höherer Vortrefflichkeit, und unter den glücklichsten Verhältnissen wiederfinden würde, starb sie nicht blos mit Standhaftigkeit, nicht blos mit Hoffnung auf höhere Erkenntniß und auf das Anschauen ewiger Harmonie; nein! mit dem beseligenden Glauben, dort Herzen wieder anzutreffen, mit denen sie empfinden, die sie lieben könnte, und die durch ihr Glück und ihre Gegenliebe ihr den höchsten Genuß bereiteten, von dem der gefühlvolle Mensch sich einen Begriff bey seiner Fortdauer nach diesem Leben zu machen im Stande ist.

Anhang.

Odoardo und seine Tochter.

Lessings Emilia Galotti hat unter meinen Landesleuten den Ruf eines der größten Meisterstücke dramatischer Kunst. Ich bin weit entfernt, die Verdienste des schönen Werks zu verkennen. Aber es hat mir immer geschienen, daß die letzten Aufzüge den ersten an Werth nicht gleich kämen: daß der Styl des Stücks, als Trauerspiel, sich von dem des Lustspiels nicht hinreichend durch Würde unterscheide: daß der Verfasser den Ton der großen Welt, aus der die mehresten handelnden Personen hergenommen sind, ganz verfehlt habe: und

daß besonders die Katastrophe, — der Tod der Emilia Galotti durch ihres Vaters Hand — nicht hinreichend motivirt sey, und daher wenig tragische Wirkung hervorbringe.

Ich bleibe bey dieser letzten Bemerkung stehen. Lessing hat die Scene in einen monarchischen Staat verlegt, worin die Rechte der Väter über das Leben ihrer Kinder nicht anerkannt werden: er hat sich Zuschauer denken müssen, welche die Verbindlichkeit der Väter, ihre Kinder umzubringen, um sie vor einem zwar unerlaubten, aber von der Sitte mit Nachsicht beurtheilten Verhältnisse zu bewahren, der Regel nach nicht fühlen, und wenn sie diese auch fühlen sollten, wenigstens die dringendste Gefahr, eine unvermeidliche Nothwendigkeit zur Wahrscheinlichkeit und zur Rechtfertigung eines solchen Schrittes fordern. Wer muß aber nicht bey der Aufführung dieses Schauspiels die Frage aufwerfen: warum versuchte der

Vater nicht vorher Alles, um die Tochter zu retten? War es denn so ausgemacht gewiß, daß seine Tochter im Hause des Kanzlers Grimaldi verführt werden mußte? War alle Hoffnung verloren, sie auf dem Wege dahin oder aus dem Hause des Kanzlers selbst zu entführen? Konnte denn ein Fürst, der als weich und nicht unempfindlich gegen Recht und Unrecht dargestellt wird, der mit Räthen wie Camillo Rota umgeben war, die Gesetze unter dem Vorwande einer aus der Luft gegriffenen Anklage auf längere Zeit höhnen? Und wenn er es konnte, wenn er ein Tyrann war, wird dann nicht die natürlichste Empfindung bey jedem Zuschauer diese seyn, den Mörder des Appiani, den Verführer Emiliens eher als das eigene Kind zu ermorden? Gewiß! Wenn Virginius dem Decemvir so nah hätte kommen können, als Lessing den Odoardo mit dem Fürsten zusammenbringt, er würde den Stahl gegen den Unterdrücker gekehrt, und nicht die

Tochter durchbohrt haben, um jenem die Frucht des Verbrechens zu entziehen.

Eine Menge ähnlicher Betrachtungen drängen sich bey der Prüfung der letzten Aufzüge der Emilia Galotti auf. Wie unbegreiflich ist der rasche, ungestüme, störrige Odoardo, wie er sich im zweyten Aufzuge ankündigt, in seinem ganzen Thun und Lassen während der letzten! Er, der darüber gezürnt hat, daß die Tochter nur wenige Schritte ohne Begleitung in die Kirche gegangen ist; er läßt die Tochter allein mit ihrem Verführer, mit dem Mörder seines Schwiegersohns, — um die Gräfin Orsina an den Wagen zu begleiten. Er will bald den Prinzen, bald seine Tochter umbringen, und würde am Ende keines von beyden gethan haben, wenn nicht Emilie durch den Vorwurf: daß es solche Väter nicht mehr gebe, die ihren Töchtern den ersten den besten Stahl ins Herz senkten, um sie

von der Schande zu retten, — seinen Willen zu einer ähnlichen That bestimmt hätte! Mich dünkt, dieser Vorwurf hat für die mehresten Zuschauer, — und ich gestehe, daß ich selbst unter dieser Zahl bin, — zu sehr das Ansehn einer kalten Reflexion, als daß wir mit Odoardo völlig sympathisiren könnten.

Durch diese Betrachtungen bin ich auf die Zusammensetzung der nachstehenden Erzählung geleitet worden. Ich habe mich gefragt: bey welchem Charakter, unter was für Umständen kann die Handlung eines Vaters, der seine Tochter umbringt, wahrscheinlich und interessant für das deutsche Publikum in unsern Zeiten gemacht werden? Meine Kräfte und meine Muße reichen nicht zu, diese Aufgabe in einer dramatischen Darstellung aufzulösen. Ich habe eine epische gewagt, und schon dieß muß allen Vorwurf einer Anmaßung, mit Lessing zu wetteifern, von mir entfernen. Denn gesetzt, die Katastrophe

wäre auch von mir viel natürlicher hergeführt, viel mehr auf tragischen Effekt angelegt als von Lessing; so bliebe doch immer die Schwierigkeit übrig, sie auf die Bühne zu bringen; so würde doch die schönste Exposition, welche vielleicht das Theater aufzuweisen hat, die Aufstellung so verschiedener neuer und bestimmt gezeichneter Charaktere, die Menge von Bemerkungen, die von der tiefsten Kenntniß des Menschen zeugen, der fließende und schöne Dialog, kurz! das Hauptverdienst in dem Werke meines Vorgängers, das ihm den Beyfall aller Kenner und aller Zeiten sichern wird, dadurch bey weitem noch nicht aufgewogen werden.

In einem Lande, dessen Namen zu wissen gleichgültig ist, lebte ein König, der seine Unterthanen im Einzelnen beglückte, und als Nation bey den Nachbarn achtungswürdig machte. Dazu

trug vorzüglich derjenige Mann bey, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und der es unverrückt behielt: Odoardo, gleich groß im Cabinet und im Felde, und mehr der Freund, als der erste Diener des Fürsten.

Odoardo besaß alle erforderlichen Eigenschaften, um über andere Menschen zu herrschen; große Kräfte des Körpers und der Seele, deren Gebrauch ihm durch Gegenwart des Geistes und langjährige Uebung zu jeder Zeit zu Gebote stand: einen vordringenden Muth, eine unerschütterliche Festigkeit. Seine Strenge gegen sich selbst, seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, sein zartes Gefühl für Pflicht und Ehre flößten Jedem das Gefühl ein, daß er des Ansehns würdig sey, das er genoß. Diejenigen, die ihn genau genug kannten, um ihn mit Billigkeit zu beurtheilen, mußten ihn auch lieben. Er war fähig, das Verdienst sogar in seinem Feinde zu schätzen: schonend gegen

Schwache, freygebig gegen Hülfsbedürftige, und Freund seiner Freunde bis zur Aufopferung seiner selbst.

Aber er besaß diese Tugenden nicht ohne Beymischung großer Fehler, die von einem so rüstigen und hochherzigen Charakter kaum zu trennen sind, und die durch seine Lage noch verstärkt wurden. Er war herrschsüchtig, stolz, unbiegsam, und in gewissen Fällen unversöhnlich. Wo er mit Unrecht zu leiden glaubte, oder wo er nur Unrecht begehen sah, und verachten zu müssen wähnte, da brach sein Unmuth mit Heftigkeit hervor, da zermalmte er die Gegenstände seines Grimms mit Härte, da kannte er keine andre Gränzen seines Hasses, als seine wieder erworbene Achtung. Er hatte sogar diese Temperamentsfehler durch Grundsätze vor sich selbst zu rechtfertigen gesucht. Er hielt sich durch seine Kräfte zur Leitung der Schwächern berufen; darum glaubte er nach Ausdehnung seiner Macht

streben zu müssen. Er war überzeugt, nur derjenige sey fähig über Andere zu regieren, der sich selbst, den sie ihres Beyfalls unbedürftig, und gegen die Erschütterung kleinlicher Leidenschaften gesichert hielten: darum wollte er stolz, darum wollte er eigensinnig seyn! Er sah die Verfolgung des Lasterhaften als eine Verpflichtung gegen die Tugend, Schonung gegen den muthwilligen Verbrecher als Schwäche an: darum war er gegen jenen rachsüchtig, und gegen diesen unversöhnlich.

Das genaue Band, welches den König an den Odoardo knüpfte, beruhte auf dem Wohlverhältnisse, worin ihre Charaktere zu einander standen. So wie dieser mehr Tugenden von der erhabneren Art besaß, die ihn zur Führung öffentlicher Angelegenheiten geschickt machten; so besaß der König mehr von jenen sanften, gefälligen Tugenden, die den liebenswürdigen Privatmann bilden. Zwar hatte auch die-

ser ein tiefes Gefühl von der Pflicht, die ihm seine erhabene Bestimmung auflegte, den Forderungen der Gerechtigkeit mehr als denen der Herzensgüte zu folgen, und die ernsteren Staatsgeschäfte nie dem reizendern Genuß der schönen Künste und der Geselligkeit aufzuopfern; aber sein Gemüth war zu weich, zu abhängig von äußern Eindrücken, und sein kränklicher Körperbau widersetzte sich oft einer anhaltenderen Anstrengung. Die Stärke seines Vertrauten gab ihm bey seinem Hange zur Schwäche eine Gegenstütze. Dafür ward Odoardo bey seinem Hange zur Härte durch die Sanftmuth des Königs geschmeidiger. Beyde fühlten, was sie sich einander werth waren, und lange Gewohnheit verstärkte überher diesen Zusammenklang ihrer Charaktere. Odoardo, aus einer der ersten Familien des Reichs entsprossen, war dem jetzigen Monarchen bereits als Kronprinzen zum Gesellschafter beygegeben worden. Er hatte bald eine unumschränkte

Herr-

Herrschaft über seinen Geist erlangt, und ihn dagegen mit der wärmsten Liebe umfaßt. Sie hatten ihre Feldzüge und ihre Reisen gemeinschaftlich gemacht. Seit dem Regierungsantritt des Königs hatte ihm Odoardo unzählige Beweise seines Diensteifers und seiner persönlichen Anhänglichkeit gegeben, und durch Aufopferung aller seiner Kräfte bewiesen, daß ihm, nächst dem Vaterlande, nichts so theuer sey, als sein Freund. Zur Dankbarkeit ward ihm aber auch zu gut gehalten, was nicht leicht ein Unterthan sich gegen seinen Herrn, gegen seine Mitunterthanen und gegen benachbarte Mächte erlauben darf. Er war dahin gekommen, kaum einen Widerstand von Seiten der Menschen zu kennen.

Diese Lage hatte den größten Einfluß auf Odoardo's Benehmen in allen seinen Verhältnissen. Ueberall zeigte er sich mit derjenigen thätigen und glücklichen Sorgfalt für Anderer Wohl,

die Vertrauen zu den Gesinnungen und Kräften des Machthabers einflößt, aber auch mit der strengen Hoheit, die Aufmerksamkeit auf Pflicht und Anstand als einziges Bedingniß vorschreibt, um der Huld des Beschützers würdig gefunden zu werden. Alle seine Untergebenen, und besonders die Armee, bey der er die strengste Disciplin eingeführt hatte, standen in jener ehrfurchtsvollen Abhängigkeit von ihm, mit der man einem liebenden aber unerbittlichen Aufseher anzugehören glaubt: ein Gefühl, das bey dem großen Haufen in entfernteren Verhältnissen zuweilen eine begeisterte Anhänglichkeit herbeyführen kann, in der Nähe aber immer drückt, und nur durch die Anerkennung hervorstechender Talente, und vermöge der Stetigkeit im Betragen des Vorgesetzten, erträglich werden mag. Selbst seine Hausgenossen, so überzeugt sie waren, daß er sie als Vater liebe, wagten es nicht in seiner Gegenwart aus dem ehrfurchtsvollen Ernste herauszutreten;

den die Annäherung an ein höheres Wesen aufliegt, und das Betragen, wodurch Odoardo dieß bewirkte, war ihm so sehr zur andern Natur geworden, daß er es sogar gegen seine Tochter nicht verläugnete.

Emilie, so hieß diese Tochter, war die einzige Frucht einer Ehe, die der Tod der Gattin frühzeitig getrennt hatte. Das Mädchen wuchs in dem Hause ihres Vaters auf, und ihre Erziehung wurde von ihm mit der zärtlichsten Sorgfalt gewartet. Sie belohnte diese auf alle Art, und Odoardo hieng an ihr mit den verdoppelten Banden, welche die Erinnerung an eine geliebte Gattin und die aufblühenden Reize, die schnelle Entwickelung ungewöhnlicher Vorzüge des Geistes und des Herzens in dem Kinde knüpften. Oft weidete der Vater seine Augen an ihrer Gestalt, oft lächelte sein Mund vor Freude über das Gedeihen dieser schönen Blume. Aber selten oder nie über-

ließ er sich den Liebkosungen und Vertraulichkeiten, womit andere Väter nur zu sehr gewohnt sind, sich an ihre Kinder, besonders vom weiblichen Geschlechte, zu schmiegen. Er schien sich vielmehr mit Gewalt zurückzuhalten, um durch keine unbedachtsamen Aeußerungen seiner Zärtlichkeit die ehrfurchtsvolle Entfernung, die seinen Grundsätzen nach zwischen Eltern und Kindern Statt finden müßte, aufzuheben. Er sah ihr keinen Fehler nach: er bestrafte sie sogar mit Härte für Vergehungen, die dem Charakter nachtheilig werden konnten, und war durchaus bemüht, ihr mehr durch die That, als durch Worte und Zeichen seine Liebe zu erkennen zu geben.

Das weibliche Geschlecht kann dieser Beweise nicht entbehren, wenn es sich in Liebe ganz hingeben, sich ganz anhängen soll. Emilie lernte in ihrem Vater nie den Freund, sondern nur den gewogenen Schutzherrn kennen. Sie

war ihm, als solchem, mit einer Art begeisterter Bewunderung ergeben; aber nie würde sie ihm eine Neigung haben gestehen können, bey der sie mehr auf seine Nachsicht als auf seinen Beyfall hätte rechnen müssen.

So gespannt ihre Begierde war, die Aufmerksamkeit und sogar die Bewunderung ihres Vaters auf sich zu ziehen, so wenig strebte sie darnach, sein Herz zu gewinnen.

Unter dieser Erziehung erreichte Emilie das sechszehnte Jahr: ausgezeichnet durch Schönheit, Verstand, Talente und eine Denkungsart, die man hätte unverbesserlich nennen können, wenn sie nicht zu viel von dem hohen Geiste ihres Vaters, und zwar mit solchen Zusätzen geerbt hätte, die ihre Weiblichkeit und Lage nothwendig herbeyführen mußten, durch die aber auch eben dieser Charakterzug sich wieder angemessen für ihre Person und Bestim-

nung darstellte. Bey einem unsicherem Urtheile über Wahrheit und Zweckmäßigkeit begeisterte sie sich leicht für das Glänzende und Außerordentliche, wenn sie sich nur den Gefühlen des Edeln zu überlassen glaubte. Der Stolz, der beym Odoardo als Folge stiller Selbstschätzung und der Verbindlichkeit, Anderen Achtung zu gebieten, Nachsicht verdiente, erschien bey ihr als Uebermuth und als eitle Anmaßung, durch den Schein der Selbstgenügsamkeit Aufsehn zu erregen. Bey gleicher Herrschsucht mit ihrem Vater, aber bey einem beschränkteren Spielraume, sah man ihre Wirksamkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens für die Aeußerungen eines intriganten Geistes und für Versuche an, ihre Gewalt über andere Menschen zwecklos zu erproben.

Um diese Zeit ward das Land, dem Odoardo vorstand, mit einer benachbarten Macht in Krieg verwickelt. Er selbst führte die Armee an, gewann

mehrere Schlachten, und brachte den Feind so weit, daß dieser bereits Eröffnungen zu Friedensvorschlägen that, als er beym Recognosciren in die Hände streifender leichter Truppen fiel. Zum Glück stieß der Haufe, der ihn mit sich fortführte, auf ein Vorposten-Piket seiner eigenen Reiterey. Dieß erkannte ihn, und hieb, der überlegenen Anzahl der Gegner ungeachtet, tapfer ein. Der feindliche Husar, dem er sich hatte ergeben müssen, und der die Wichtigkeit seines Gefangenen kannte, war schon im Begriff, ihn niederzuschießen, als ein junger Offizier, der Anführer seiner Befreyer, diesen vom Pferde stieß. Die Feinde wurden bald darauf zerstreuet, und Odoardo in Sicherheit gebracht.

Dankbar fragte dieser den Erretter seines Lebens wer er sey, und womit er seinen ihm geleisteten Dienst belohnen könne? Mein Name ist Marinelli, antwortete dieser: ich bin Offizier bey der

Leibgarde des Königs, und die Befreyung des Mannes, an dem das Wohl des Staats hängt, ist meine Belohnung! — Dem Odoardo gefiel die Bescheidenheit des braven jungen Mannes: er drang mit seinen Anerbietungen weiter in ihn. Ich kenne nur einen Preis, antwortete dieser endlich, den ich höher als das Bewußtseyn meiner That schätze; aber er ist zu hoch, als daß Sie ihn gewähren würden. — Der ist? fragte Odoardo. —

Marinelli. Die Hand Ihrer Tochter Emilie —

Odoardo. Sie lieben sie? —

Marinelli. Ohne ihr meine Gesinnungen bis jetzt entdeckt zu haben.

Odoardo. Ihre That hat gegenwärtig für Sie gesprochen, und wenn ich meine Tochter irgend kenne, so wird ihr Herz einer solchen Bewerbung nicht widerstehen. Mir bürgt sie für das Glück Ihrer künftigen Gattin!

Emiliens Imagination ward durch die Vorstellung, daß der Befreyer ihres

Vaters sie lange heimlich geliebt und ihre Hand auf dem Schlachtfelde zur Belohnung erkohren hätte, stark gerührt. Gern gab sie daher dem Wunsche ihres Vaters nach, der bald darauf dem Könige einen der untersten Offiziere der Armee als seinen Tochtermann vorstellte. Der Fürst wollte ihn sogleich zu einem wichtigen Posten erheben, aber das verbat Odoardo. „Ich will nicht, sagte er, daß es das Ansehn habe, als würde ein Verdienst um meine Person auf Kosten des Staats belohnt. Marinelli gehe so lange auf der gewöhnlichen Bahn fort, bis er zeigt, daß er durch außerordentliche Talente eine ausserordentliche Beförderung verdient. Ich bin nicht hochmüthig, nicht eitel, aber ich bin stolz. Meine Tochter hegt eben diese Gesinnungen. Und welches Verdienst würden wir von unsrer Dankbarkeit haben, wenn mein Tochtermann schon vermöge seiner äußern Glücksumstände auf die Hand Emiliens hätte Anspruch machen können? Ihm selbst

muß es lieb seyn, in seiner Lage zu bleiben, um dadurch zu zeigen, daß er die Person seiner Gattin ohne alle Nebenrücksicht gewählt habe.“

So sprach Odoardo, und bedachte nicht, daß er eben so wenig ein Recht gehabt habe, seine eigene Schuld mit dem Besitz seiner Tochter ohne hinlängliche Prüfung des Mannes, dem er ihn einräumte, als mit den Ehrenstellen des Staats abzutragen. Aber nur zu oft geht es edeln Seelen so, daß sie, verblendet durch den Glanz der Gerechtigkeit und Großmuth, in den weiter greifenden Verhältnissen des öffentlichen Lebens minder auffallende, aber ihnen nicht weniger nahe liegende Pflichten des Hausvaters versäumen.

Dem Marinelli war die Uneigennützigkeit seines Schwiegervaters eben so unerwartet als unangenehm. Er besaß einen brennenden Ehrgeiz, ohne andre Mittel, ihn zu befriedigen, als

eine gewisse persönliche Bravour, und die Schlauheit eines Intriganten, der sich die jedesmaligen günstigen Umstände und besonders die Schwächen der Menschen zu seinen Planen zu Nutze zu machen weiß. Er verbarg inzwischen seinen Unmuth über die Versagung seiner Hoffnungen, und schmeichelte sich, seinen Schwiegervater mit der Zeit durch Geschmeidigkeit zu gewinnen. Aber dieser schauete ihn bald durch, und begegnete ihm mit Kälte. Auch Emilie empfand für ihn nicht diejenige Achtung, die das Bewußtseyn höherer Geisteskräfte hervorbringt, und die nach ihrer ganzen Anlage und Bildung durchaus erforderlich waren, um ihr Herz zu fesseln. Sie sah ihn bald als einen gewöhnlichen Menschen an, den eine ungewöhnliche Lage einmahl über sich selbst gehoben hätte, und der nur durch seine gefällige Unbedeutung erträglich werden könnte. So unbedeutend war er nun aber nicht. Dieß wird der folgende Vorfall lehren.

Die Gesundheit des Königs, die immer schwächlich gewesen war, fing an, sich so sehr zu verschlimmern, daß man kein langes Leben mehr für ihn hoffen durfte. Der Kronprinz, sein einziger Sohn, war noch ein Kind. Der nächste nach diesem zum Throne, und derjenige, den die Verfassung während der Minderjährigkeit des Kronerben zum Vormunde und zum Regenten berief, war ein Neffe des Königs, ein Herr von ausgezeichnet glänzenden Eigenschaften des Körpers und des Verstandes, aber von den fehlerhaftesten Anlagen des Herzens, den schlechtesten Grundsätzen, den ausgelassensten Sitten. Er war der persönliche Feind Odoardo's und des Königs, die seine Ausschweifungen oft nachdrücklich bestraft hatten. Er lebte nach einem betrüglichen Bankerot, den er gespielt, und durch den er mehrere Familien ins tiefste Elend gestürzt hatte, verbannt vom Hofe, guten Theils von der Unterstützung einer Dame, die ungeheure

Reichthümer bey vieler Schönheit besaß: der Gräfin Orsina. Sie war von ihm verführt, und von ihrem Gatten getrennt worden.

Das Land zitterte vor dem Augenblicke, worin ein unwürdiger Regent das Ruder des Staats übernehmen würde, und der König, der sein Ende herannahen fühlte, theilte die Besorgnisse seiner Unterthanen um so mehr, da er zugleich in seinem Neffen den gefährlichen Vormund seines einzigen Kindes sah. Er faßte daher gemeinschaftlich mit dem Odoardo den Plan, den Prinzen zu übergehen, und seinem Freunde die Führung des Volks und des jungen Königs nach seinem Tode zu übertragen. Um aber dieser Anordnung mehr Festigkeit zu geben, beschloß man, sie von den Ständen, die man zusammen berufen wollte, förmlich anerkennen und sanctioniren zu lassen. Dem Odoardo selbst ward der Entwurf der darüber auszufertigenden Urkunde

aufgetragen: eine Arbeit, die dieser mit Wehmuth, aber zugleich mit dem Gefühle einer unumgänglichen Nothwendigkeit übernahm und ausführte.

So heimlich die Sache betrieben wurde, so fand doch Marinelli vermöge seines Aufenthalts in Odoardo's Hause, und der, Charakteren seiner Art so eigenen inquisitiven Neugier, Gelegenheit, Wissenschaft davon zu erlangen. Er kannte nunmehr den Charakter seines Schwiegervaters zu gut, um nicht zu fühlen, daß bey einem solchen Manne die Bande der Anverwandtschaft ihm keinen Anspruch auf Ehre und Einfluß geben würden. Er fand es viel sicherer, sich den Prinzen durch Eröffnung eines so wichtigen Planes zu verbinden, und sich gegen die Entdeckung gewisse Vortheile auszubedingen. Er schwankte um so weniger in diesem Entschlusse, da er voraussah, wie nothwendig er sich durch seine ihm zu Gebote stehenden Künste in der Folge

bey einem Herrn machen könnte, der kein anderes Gesetz für seine Neigungen und Handlungen kannte, als das, seine Leidenschaften zu befriedigen.

Marinelli theilte dem Prinzen die Absichten des Hofes mit, — — und der König starb plötzlich, ehe die Stände zusammenberufen werden konnten. Diejenigen, welche dem Prinzen eine schändliche Mitwirkung bey diesem Todesfalle zur Last legten, beriefen sich auf einen Verdacht, den er schon früher auf sich geladen hatte, eine seiner Anverwandtinnen, eine Prinzessin aus dem Hause Bibiena, die von ihm unter dem Versprechen der Ehe verführt war, vergiftet zu haben. Die Sache war aus Achtung für die Ehre der beleidigten Familie, auf ihr eigenes Ansuchen, wiewohl sehr gegen Odoardo's Willen, unterdrückt worden. Was aber das neuere Verbrechen des Prinzen mehr als wahrscheinlich machte, war der Umstand, daß von seiner Seite alle Anstalten

auf den Todesfall des Königs so genau zum voraus getroffen waren, daß Odoardo und seine vornehmsten Anhänger sich arretirt sahen, ehe man noch wußte, daß der König bereits die Augen geschlossen habe.

Der Prinz berief sich auf die Verfassung, und wurde, da sich Niemand mit einigem Grunde Rechtens ihm widersetzen konnte, allgemein als Regent anerkannt. Odoardo ward des Hochverraths, wegen versuchter Abänderung der bisherigen Einrichtung des Regiments, angeklagt. Umsonst bezog er sich auf den Befehl des verstorbenen Königs: dieser konnte nicht vorgezeigt, nicht bewiesen werden. Der Entwurf der Urkunde von Odoardo's Hand zeugte wider ihn, und er ward zur Landesverweisung unter angehängter Drohung verurtheilt, auf den Fall einer Rückkehr in sein Vaterland am Leben gestraft zu werden. Seine eingezogenen Güter wurden dem Marinelli wieder

der eingegeben, jedoch unter der Bedingung, seinem Schwiegervater keine Unterstützung davon zukommen zu lassen.

Emilie ward durch die Niederträchtigkeit empört, mit der ihr Gatte sich dieser Bedingung unterwarf. Sie wollte ihrem Vater ins Elend folgen, aber Marinelli verhinderte es unter dem Vorwande, daß dieser Schritt die Ungnade des Regenten nach sich ziehen, und den Verdacht eines fortwährenden Verhältnisses zwischen ihm und dem Landesverräther erwecken könne.

Odoardo verließ sein Vaterland mit tiefer Kränkung über das Unrecht, das er erlitt, aber noch mit tieferem Schmerze über das unglückliche Schicksal, das er für seine Mitbürger voraussah. Die Strenge, mit der der Regent gegen seine genauesten Freunde verfuhr, hatte die Uebrigen so sehr in Schrecken gesetzt: einige Beweise von Freygebigkeit und Milde hatten den großen Haufen

des Volks und die Armee so sehr für die neue Regierung gewonnen, daß der Verwiesene vorerst alle Hoffnung zu einer Revolution aufgeben mußte. Nur wenige unter seinen Anhängern wagten es, da alle Communication mit ihm aufs strengste verboten war, ihn heimlich mit Gelde zu unterstützen, und Emilie konnte ihm nichts weiter als den Betrag ihres veräußerten Schmucks zufließen lassen. Mit diesen geringen Hülfsmitteln begab er sich in ein benachbartes Land; aber auf Vorstellung des Regenten ward ihm auch da der Aufenthalt nur auf kurze Zeit gestattet. Er zog sich daher, um der Aufmerksamkeit seines Verfolgers zu entgehen, in eine völlige Dunkelheit zurück, und suchte in dem Genusse der Natur, der Wissenschaften und der Künste einige Linderung für seine Leiden.

Marinelli ward unterdessen der Vertraute des Regenten, und erhielt beynahe alle Ehrenstellen wieder, die

sein Schwiegervater vorhin bekleidet hatte. Emilie war weit entfernt, von dem Glanze, der dadurch auf sie zurückfiel, gerührt zu werden. Sie verlangte vielmehr von ihrem Gatten die Erlaubniß, sich auf ein entferntes Landgut zu begeben. Als Marinelli ihr diese abschlug, blieb sie wenigstens dem Vorsatze treu, sich gänzlich von der größern Gesellschaft abzusondern, und, außer wenigen erprobten Freunden, Niemanden zu sehen.

Der Regent kannte Emilien nicht von Person. Er war in den letzten Jahren weder an den Hof noch in Odoardo's geselligen Zirkel gekommen. Ihre Anverwandtschaft mit seinem Feinde, und ihr romaneskes Betragen, wie er es nannte, flößten ihm sogar eine Abneigung gegen sie ein, die der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit und Geistesgaben nicht überwinden konnte. Auch Emilie kannte ihn nicht persönlich, und man denkt sich leicht,

daß sie bey ihrem Charakter eben keine Neigung empfand, einen Herrn kennen zu lernen, von dem sie immer mit Verachtung hatte sprechen hören, und den sie als den Urheber der Leiden ihres Vaters ansah.

Eines Morgens war Emilie, von einer Kammerfrau begleitet, in ein benachbartes Holz gefahren. Die Schönheit des Wetters lud sie zu einem Spaziergange ein. Sie stieg aus dem Wagen, und machte einen beträchtlichen Weg zu Fuße. Da sie sich ermüdet und durstig fühlte, trat sie in eine Meyerey, um sich darin auszuruhen, und ein Glas Milch zu trinken. Die Wirthin entschuldigte sich, ihr keine vorsetzen zu können, weil sie die letzte einem Herrn, auf den sie zeigte, eben vorgesetzt hätte. Dieser hörte nicht so bald die Antwort der Wirthin, als er das Glas, das er noch ungekostet vor sich stehen hatte, mit der gefälligsten Art der schönen Angekommenen darbot.

Emilie weigerte sich, es anzunehmen; aber er drang so sehr in sie, und versicherte zugleich mit so vielem Anscheine von Wahrheit, daß ihm nach der Erhitzung durch einen starken Ritt der kalte Trunk nicht bekommen würde, daß sie endlich sein Anerbieten annahm. Diese Höflichkeit gab Gelegenheit zu einer kleinen Unterredung, die von beyden Seiten mit vieler Artigkeit und Witz geführt wurde. Emilie schien auf den Unbekannten einen tiefen Eindruck durch ihre Schönheit und ihren Geist zu machen, und auch er zeigte sich ihr durch eben diese Vorzüge auf eine sehr vortheilhafte Weise. Endlich fragte er nach ihrem Namen. Kaum aber hatte er das Wort: Gräfin Marinelli! gehört, als er nach einer schnellen Verbeugung zur Thür eilte, seine Leute rief, sich aufs Pferd schwang und davon ritt. Emiliens Kammerfrau, die den Reitern nachsah, erkannte an des Unbekannten Begleitern die Livree des Regenten,

und es litt keinen Zweifel, daß er dieser Unbekannte gewesen sey.

Emilie empfand einen gewissen Unmuth, von dem Feinde ihres Vaters eine Gefälligkeit angenommen, und ihn so liebenswürdig gefunden zu haben. Der Regent war seiner Seits über diese unvermuthete Bekanntschaft zwar anfänglich in Bestürzung gerathen, diese machte aber bald dem lebhaften Wunsche Platz, sie weiter fortzusetzen. Er äußerte gegen Marinelli seine Verwunderung, daß eine so liebenswürdige Frau wie die seinige sich den Reitzen des Hofes und der Gesellschaft ganz entzöge, und als ihn dieser versicherte, daß seiner Gattin Entschluß darüber unabänderlich sey, verlangte er, daß er ihn zu ihr führen solle. Marinelli hielt sich durch diese Ehre sehr geschmeichelt, und so unangenehm Emilien dieser Besuch war, so glaubte sie doch, besonders nach dem Vorfalle in der Meyerey, dem ausdrücklichen Verlangen ihres Mannes

nachgeben, und den Prinzen annehmen zu müssen.

Sie empfing ihn mit aller Aufmerksamkeit, die sie seinem Range und der ihr erwiesenen Artigkeit schuldig zu seyn glaubte, aber auch mit der zurückhaltenden Würde, die Odoardo's Tochter ziemte. Der Regent kam durch dieß Betragen, ungeachtet seiner ihm sonst eigenen Dreistigkeit, außer Fassung. Er wollte seine Verlegenheit unter dem Scheine der Zuverlässigkeit zu sich selbst verbergen, und fiel in einen anmaßenden Ton, der ihm noch mehr mißkleidete, und den Emiliens Ernst, nebst ein Paar schneidenden Bemerkungen, sehr bald herabstimmten. Er fühlte sich bald außer seiner Stelle, und verließ Emilien ziemlich unzufrieden mit ihr, aber noch mehr mit sich selbst.

So hatte ihm noch kein Weib imponirt! In seinem Herzen entstand ein Gemisch von gekränkter Eitelkeit, Be-

wunderung und Liebe, wenn man anders jede Leidenschaft nach Besiegung einer spröden Schönen mit diesem Namen bezeichnen darf. Emilie war dagegen sehr froh, den Feind ihres Vaters in ihrer Idee herabgesetzt zu sehen. Sie hoffte, auf immer von seinen Besuchen befreyet zu seyn. Aber sie irrte sich. Der Regent wiederholte diese, und betrug sich bald auf eine Art, die sie nicht zweifelhaft über den Eindruck lassen konnte, den sie auf ihn gemacht hatte. Sie glaubte nun einen gültigen Grund gefunden zu haben, von ihrem Gatten die Erlaubniß, sich aufs Land zurückziehen zu dürfen, zu erhalten. Sie eröffnete ihm daher ihre Besorgnisse über die Absichten des Prinzen bey seinen Aufmerksamkeiten für ihre Person, die, wie sie glaubte, um so bedeutender wären, da seine bekannte Aufführung gegen ihr Geschlecht überhaupt ihre Vermuthung so sehr unterstützte.

Marinelli nahm diese Eröfnung mit Achselzucken und höhnischem Lächeln auf. Er gab ihr zu verstehen, daß er ihre Bemerkungen für leere Geschöpfe der Eitelkeit und einer romanhaften Einbildungskraft hielte. „Und wenn auch nicht," setzte er kalt hinzu, „so weiß eine kluge Frau die Pflichten gegen den Gatten mit der Schonung, die sie dem Schöpfer seines Glücks schuldig ist, zu vereinigen. Nur Prüden oder alberne Weiber suchen in der Flucht eine Sicherheit gegen die Nachstellungen der Männer: diese aus Unverstand, jene aus der Anmaßung, mit ihrer Tugend Aufsehn zu erregen."

Emilie beantwortete diese Rede mit einem Blicke, der es zeigte, daß sie die Niederträchtigkeit ihres Mannes jetzt erst in ihrem ganzen Umfange kennen lerne. Sie fühlte, daß der Haß gegen den Prinzen doch noch ein erträglicheres Gefühl sey, als die Verachtung, die ihr Marinelli einflößte. Aber beyde

Gefühle unterstützten das Vertrauen, das sie zu ihrer eigenen Stärke faßte, auf dem schlüpfrigen Wege, den sie zu wandeln hatte, so lange fortzugehen, bis sich ihr die Gelegenheit darböte, zu ihrem Vater zu entfliehen.

Je mehr sich indessen Emilie zurückzog, um desto eifriger strebte der Regent nach ihrem Besitz. Er setzte eine Ehre darin, daß kein Weib ihm widerstehen könne; und, wahr ist es, bis jetzt hatte ihm keines widerstanden! Er besaß die tiefste Kenntniß des weiblichen Herzens, die Gabe, jede Rolle, die er annehmen wollte, mit täuschender Wahrheit zu spielen, und — was zur Meisterschaft in der Kunst, zu verführen, so nothwendig ist, — die vollkommenste Gewalt über sein Herz, bey dem Anscheine der leidenschaftlichsten Vergessenheit seiner selbst.

Er sah bald den Charakter Emiliens durch, — und von nun an keine

Spur weiter von Liebe oder von dem Wunsche, zu gefallen. Er vermied es sogar, sie allein zu sehen. Marinelli begleitete ihn immer, wenn er zu ihr kam, und eine Achtung für ihre Person, die beynahe bis zur Feyerlichkeit ging, so wie die größte Bescheidenheit, bezeichneten sein Betragen. Er sprach oft in Emiliens Gegenwart mit ihrem Gatten über Regierungsangelegenheiten. Ungesucht wandte er sich dann zuweilen an Emilien, suchte in ihren Blicken zu erforschen, welcher Meinung sie seyn könnte, und verfehlte nie, die seinige nach demjenigen, was er von der ihrigen errieth, zu bestimmen. Er äußerte bey jeder schicklichen Gelegenheit seine Begierde, das Volk zu beglücken, und den jungen König zu seiner künftigen Bestimmung würdig zu erziehen. Er beklagte oft die Hindernisse, die ihm die Vergehungen seiner Jugend entgegensetzten, um allgemeines Vertrauen bey den Unterthanen zu der Güte und Redlichkeit seiner Absich-

ten zu erwecken. Kurz! er nutzte alle Künste, die ihn Emiliens Herzen näher bringen konnten, und von denen er sich einen desto größeren Erfolg versprach; da sie von persönlichen Eigenschaften unterstützt wurden, gegen welche das Frauenzimmer nicht leicht unempfindlich zu bleiben pflegt. Er vereinigte mit der schönsten Figur den edelsten Anstand, die größte Gewandtheit des Körpers, die einnehmendsten Manieren, ungemein viel Welt, mehrere Talente, ausgebreitete Kenntnisse, und einen leichten, aber treffenden Witz, dessen sonst empfindliche Schneide Emiliens Gegenwart milderte.

Dieß alles machte jedoch nur wenig Eindruck auf Emilien. Sie hatte von Kindheit auf von dem Prinzen mit Verachtung sprechen hören, und solche Eindrücke lassen sich nicht leicht auslöschen. Um seinetwillen mußte ihr Vater noch immer im Elende schmachten, und dabey lebte er in einer öffentlichen

Verbindung mit der Gräfin Orsina, die um so anstößiger war, da sie mit frevelhafter Uebertretung alles Anstandes geführt wurde. Emilie fürchtete nichts mehr, als daß die häufigen Besuche, die der Prinz bey ihr ablegte, den Verdacht erwecken könnten, daß sie des Prinzen Gunst und Herz mit dieser Dame theile.

Es dauerte auch nicht lange, so entstand dieser Verdacht, und Niemand schöpfte ihn früher, als eben die Gräfin Orsina, die seit einiger Zeit eine merkliche Erkältung an dem Regenten wahrgenommen hatte. Ihr heftiger Charakter verleitete sie, den Prinzen mit Vorwürfen zu beladen, und sich ihm dadurch unerträglich zu machen. Es kostete ihm daher sehr wenig, seine Verbindung mit ihr aufzuheben, und sie aus der Hauptstadt zu verweisen.

Dieß geschah an Emiliens Geburtstage, und zu gleicher Zeit nahm der

Regent eine groſse Reform bey seinem Hofstaate vor, stattete zwölf arme Mädchen aus, befreyete mehrere Gefangene, die Schulden halber verhaftet saſsen, und lieſs den Grundstein zu einem prächtigen Hospitale legen. Niemand begriff die Veranlassung zu so viel wohlthätigen und dem Volke angenehmen Handlungen an einem und dem nemlichen Tage. Emilien entgieng sie nicht, obgleich der Fürst bey dem Glückwunsche, den er ihr zu ihrer Geburtsfeyer brachte, dieses Angebindes nicht erwähnte. So unangenehm es ihr auf der einen Seite war, daſs man im Publico glauben könne, Orsina sey ihr aufgeopfert, so fand sie sich doch auf der andern Seite durch den Gedanken geschmeichelt, diese anstöſsige Verbindung gestört zu haben, und die übrigen Handlungen, wodurch er sie zu verbinden gesucht hatte, waren ganz nach ihrem Herzen. Schade! sagte sie zu sich selbst, daſs so viel gute Anlagen haben verloren gehen müssen!'

Immer aber stand noch das Bild ihres Vaters zwischen dem Regenten und ihrem Herzen. Allein es gelang dem Verführer, auch dieß in einen solchen Gesichtspunkt zu stellen, daß es einen vortheilhaften Schein auf Emiliens keimende Neigung zu ihm werfen konnte. Er versäumte keine Gelegenheit, Odoardo's Verdienste um das Land hervorzuheben, und bereitete dadurch die Tochter auf eine ausführliche Erklärung über sein Betragen gegen ihren Vater vor. Als er sie so weit gebracht zu haben glaubte, daß sie ihn mit Kälte und Billigkeit anhören könnte, nutzte er eine Stunde, worin er sie zufällig allein antraf, und leitete das Gespräch ein mit einer Klage über den Mangel an einem zuverläßigen Gehülfen bey dem schweren Geschäfte, das auf seinen Schultern ruhte. „Ach! daß ein Mann, wie ihr Vater mir zur Seite stände, und mein Freund seyn könnte," fuhr er fort, und Emilie erröthete vor Verlegenheit, ob sie antwor-

ten und ihrem Unmuthe Luft machen, oder ihn schweigend unterdrücken sollte. Doch! der Prinz ließ sie nicht lange in diesem Streite mit sich selbst. „Gräfin!“ fuhr er fort, „ich weiß, daß Sie mich für den Feind, für den Verfolger Ihres Vaters halten; aber das bin ich nie gewesen, bin es auch jetzt nicht. Selbst damals, als er mir eine ziemlich harte Strafe wegen jugendlicher Verirrungen zugezogen hatte, mußte ich seine Gerechtigkeitsliebe mitten in dem Unmuthe ehren, den ich über seine Härte empfand. Ich schalt auf ihn, aber eine Stimme im Innern meines Herzens sagte mir: er handelt recht! Aber verzeihen Sie, gnädige Frau, dieß Gefühl habe ich bey seinem letzten Unternehmen gegen Rechte, welche mir die Verfassung sicherte, nicht empfunden. — Ich beschwöre Sie! lassen Sie mich ausreden. — Es ist wahr, ich hatte mir durch Ausschweifungen, an denen jedoch der Leichtsinn des Alters und die Verführung schlechtgewählter Gesellschafter

mehr

mehr Antheil hatten, als mein Herz, einen übeln Ruf zugezogen. Aber sollten Männer, wie Odoardo, nach dem bloßen Rufe urtheilen? Ich lasse Sie selbst urtheilen, ob ich der ganz verdorbene, unverbesserliche Mensch bin, für den er mich gehalten hat: ob ich nicht den lebhaften Wunsch empfinde, das mir anvertrauete Land zu beglücken? Wäre es dann nicht edler von ihm gewesen, mein Führer, mein Vater zu seyn, — und wie gern hätte ich mich in seine Arme geworfen! — als die Regentschaft den Gesetzen zuwider meinen Händen zu entwinden? Er schützt den Befehl des verstorbenen Königs vor! Aber Sie wissen es ja, daß Odoardo alles bey ihm galt, Alles unter seinem Namen that! Konnte ich diesen Eingriff in meine Rechte ungeahndet lassen? Mußte ich nicht besonders zu Anfange meiner schlechtbefestigten Regierung einen Mann, wie Odoardo, außer Stand setzen, mir zu schaden? Ach! gnädige Frau, Sie sind gewiß zu

billig, um nicht zu fühlen, daß bey dem heftigen und nicht leicht zu versöhnenden Charakter Ihres sonst würdigen Vaters, und bey seinem mächtigen Einflusse, Alles für mich zu besorgen war, so lange ich seine Achtung nicht wiedergewonnen hatte. Aber glauben Sie es mir, die Härte, mit der ich gegen ihn verfahren mußte, hat mir selbst weh gethan. Ich habe immer den Wunsch und die Hoffnung gehegt, ihn mir wieder zu verbinden. Ja! Emilie, an dem Bestreben, Ihre Freundschaft zu gewinnen, hat nicht Ihr persönliches Verdienst allein Antheil gehabt! Ich habe gehofft, durch ihr Herz dem seinigen näher zu kommen. Und ich weiß es, es wird mir gelingen! Odoardo wird denjenigen nicht fortdauernd hassen, der zu seiner Pflicht zurückkehrt: und wie groß wird meine Freude seyn, ihn dereinst in Emiliens Arme und in seine ganze vorige Lage zurückzuführen!“

Aeußerungen dieser Art konnten ihre Wirkung auf Emiliens Herz nicht verfehlen. Ihre Verbindung mit dem Regenten erhielt nun in ihren Augen eine erhabene Bestimmung, und ein durch Vernunft und kindliche Liebe gerechtfertigtes Ansehn. Sie trug zur Besserung eines Mannes bey, von dem das Glück einer großen Nation und ihres Vaters abhing. Sie befestigte ihn im Guten, und ihre Freundschaft zu ihm ward der Weg, auf dem Odoardo zu billigeren Gesinnungen gegen den Prinzen, zu seinem Vaterlande, und zu seinem vorigen Ansehn zurückgebracht werden konnte. Von nun an machte sie sich weiter kein Bedenken daraus, an der Führung öffentlicher Angelegenheiten nähern Antheil zu nehmen, und indem sie selbst nur darüber Vergnügen zu empfinden glaubte, das Gute zu befördern, empfand sie zugleich die Befriedigung ihrer ursprünglichen Anlagen zum Stolze und zur Herrschsucht.

Der Verführer fuhr zu gleicher Zeit fort, Emilien durch den Schein erlogener Tugenden zu bestricken. In ihrer Nähe und vor ihren Augen geschäh Manches, was ihre Achtung für den Prinzen rechtfertigte: besoldete Zeitungsschreiber erhoben dasjenige, was in der Ferne geschah, mit enthusiastischen Lobeserhebungen. Emilie hatte noch nie geliebt! Sie hatte inzwischen oft dieß Bedürfniß bey hohen Forderungen an den Gegenstand, dem sie ihr Herz schenken könnte, empfunden. Der Regent schien alle diese Forderungen auszufüllen. Achtungswürdig, liebenswürdig, unterhaltend, — was fehlte ihm, um der Zuneigung jedes Weibes würdig gefunden zu werden? Zwar ihre Hand war gebunden: sie war die Gattin eines andern Mannes. Aber welch eines Mannes! Der ihre Imagination in Jahren, worin sie keiner Ueberlegung fähig war, durch eine glänzende, aber blos aus Ehrgeiz unternommene Handlung entflammt, sie um ihr Glück

betrogen, und ihr hernach nur Verachtung eingeflößt hatte: eines Mannes, der selbst ihre Verbindung mit dem Regenten zu befördern schien, und an dem es gewiß nicht lag, wenn sie so schlecht als möglich geworden wäre. Aber dahin sollte es nie kommen. Nein! Des Regenten warme, erste Freundin durfte, wollte sie seyn! Und wenn sie ihn wirklich liebte, leidenschaftlich liebte, so wollte sie es sich selbst nie deutlich, und nie ihm gestehen. Ihre Seelen, ihre Herzen durften verbunden seyn, waren eng mit einander vereinigt: durch welches Band, das galt gleichviel. Darüber sollte nie die Rede zwischen ihnen seyn.

Der Regent schien in alle diese Ideen hineinzugehen. Er sprach nie das Wort Liebe aus, zeigte aber das ganze Feuer, alle Aufmerksamkeiten und Zartheiten dieser Leidenschaft. Er kannte das menschliche Herz zu gut, um nicht zu fühlen, daß über kurz oder lang

ein schwacher Augenblick ihn doch zum Ziele seiner Wünsche führen würde. Und dann so liebte er Emilien wirklich, so viel er lieben konnte. Er war noch nie in irgend einer Verbindung so gespannt, so unterhalten worden. Bey allem seinen Hange zur Sinnlichkeit und zu einem leichten abwechselnden Genusse reizte ihn doch die Neuheit dieses Verhältnisses, die Schwierigkeit, die er zu überwinden hatte, und das Ziel, einmahl ein wirklich tugendhaftes Herz sich selbst und seinen Bedenklichkeiten abgewonnen zu haben. Es ward ihm um so weniger schwer, in dieser Lage auszuhalten, da er anderwärts für gröbere Begierden sattsame Befriedigung fand.

So erhielt die Verbindung zwischen den beyden Liebenden durch eine stillschweigende Uebereinkunft eine Art von Consistenz, die beynahe ein ganzes Jahr unerschüttert fortdauerte. Emilie suchte dabey des Anstandes möglichst zu

schonen. Sie hielt sich vor wie nach eingezogen, und schränkte die Besuche, die sie von dem Regenten annahm, möglichst ein. Dadurch wurde der Reiz ihrer Zusammenkünfte erhöht, aber auch die Möglichkeit, sie aus ihrer Verblendung zu ziehen, sehr erschwert. Sie sah, sie sprach nur diejenigen, welche der Regent und Marinelli zu ihr lassen wollten. Sie erfuhr nichts von den ungeheuren Bedrückungen, unter denen das Landvolk seufzte, nichts von der gänzlichen Auflösung der guten Ordnung beynahe in allen Theilen der Administration: nichts von der Vernachlässigung oder Aufhebung der nützlichen Anstalten ihres Vaters unter der vorigen Regierung: nichts von der Verfolgung, welche die Freunde Odoardo's, und beynahe alle Rechtschaffene zu leiden hatten. Sie sah es nicht, was Wenigen einleuchtete, daß des Regenten Zweck dahin gerichtet war, seine Privatkasse zu bereichern, sich einen mächtigen Anhang zu verschaffen, und sich

entweder mit Wegräumung des jungen Königs auf den Thron zu setzen, oder ihn wenigstens unter einer immerwährenden Vormundschaft zu halten. Darum besetzte er die ersten Stellen mit seinen Kreaturen, darum sah er ihrer Raubsucht und der Zügellosigkeit der Soldaten nach, darum ward der junge König auf eine seiner Gesundheit und seinen Geisteskräften so nachtheilige Art erzogen. Alle Rechtschaffene schauderten, als sie erfuhren, daß der Arzt, der in dem Verdachte war, seine Hand zur Vergiftung der Prinzessin Bibiena geboten zu haben, zum Leibmedicus des jungen Königs erhoben, und daß ihm die Vorsorge für dessen Gesundheit besonders aufgetragen sey.

Von allem diesen erfuhr Odoardo nur sehr oberflächliche Nachrichten, die sich noch dazu einander widersprachen. Die öffentlichen Blätter zeigten manche einzelne Handlungen des Regenten an, die ihm Ehre zu machen, und zum Be-

sten des Landes abzuzielen schienen. Seine Tochter rühmte gleichfalls die neue Regierung in den Briefen, welche er von ihr erhielt, ohne jedoch der genauen Verbindung, worin sie mit dem Regenten stand, zu erwähnen. Dieser hatte es ihr unter dem Vorwande abgerathen, daß ihr zum Verdacht geneigter Vater ihr leicht eine Verblendung in Ansehung der Wahrhaftigkeit seiner Gesinnungen Schuld geben könne, und sie überredet, daß sie besser thun würde, so lange mit dieser Eröffnung zu warten, bis er durch seine Stetigkeit im Guten das frühzeitige Vertrauen gerechtfertigt haben würde, das sie ihm gleichsam auf Credit geliehen hätte. Odoardo's Freunde konnten nur mit vieler Gefahr Briefe an ihn gelangen lassen. Alle Correspondenz mit ihm war verboten: alle Briefe, die ins Ausland gingen, wurden erbrochen. Man begnügte sich daher, ihn nur sehr im Allgemeinen und durch dunkle Anspielungen über die Lage seines Vaterlan-

des zu unterrichten, und er schloß daraus weiter nichts, als daß seine Tochter durch Marinelli abgehalten werden mußte, die wahre Lage der Dinge einzusehen. Er äußerte dieß in seinen Antworten an Emilien, und diese wagte es jetzt um so weniger, ihm ihre Verbindung mit dem Regenten zu gestehen, da sie sah, daß seine Erbitterung gegen diesen Herrn so weit ging, ihn sogar, ihrer Meinung nach, mit vorsätzlicher Ungerechtigkeit zu beurtheilen.

Odoardo's Augen wurden von einer andern Seite her, und zwar von einer solchen, woher er es am wenigsten vermuthet hatte, geöffnet. Die Gräfin Orsina war, wie wir oben gesehen haben, vom Hofe entfernt, und Emilien aufgeopfert worden. Sie konnte dieß nicht verschmerzen, und der schreckliche Undank, mit der der Regent ihre Guthaten und ihre Liebe gelohnt hatte, entflammte sie zur Begierde nach Rache. Sie schlug sich bald zur Parthei der

Unzufriedenen mit der Regierung, für die der Zuwachs einer Person, die durch ihre großen Besitzungen und Reichthümer wichtig werden könnte, nicht gleichgültig war. An ihrer Spitze stand ein junger Prinz Bibiena, ein entfernter Agnat vom königlichen Hause, und Bruder der Unglücklichen, die, wie allgemein geglaubt wurde, von dem Prinzen vergiftet war. Er war damals, als seine Eltern diesen Vorfall zur Ehre ihrer Familie unterdrückt hatten, noch zu jung gewesen, um sich zum Rächer dieser Schwester, die er als Kind zärtlichst geliebt hatte, aufzuwerfen. Aber sein junges Gemüth hatte einen unauslöschlichen Groll gegen den Regenten gefaßt, und er war fest entschlossen, diesen bey günstiger Gelegenheit an dem Verführer und Mörder seiner Schwester auszulassen. Seine Jugend schien ihn nicht gefährlich zu machen, und der Regent hatte ihm sogar eine der obersten Stellen an seinem Hofe eingeräumt. Diesen jungen, höchst leiden-

schaftlichen Mann suchte Orsina in ihre Netze zu locken, und es gelang ihr, ihm die heftigste Liebe einzuflößen. Sie versprach ihm ihr Herz, ihre Hand, und den Besitz aller ihrer Güter, — ein Umstand, der für den nicht reichen Prinzen nicht unwichtig war, — wenn er sie an dem Regenten rächen würde; und diese Aussicht entflammte noch mehr den Unternehmungsgeist des Jünglings. Es kam nur darauf an, die That auf eine solche Art auszuführen, daß sie den Urhebern nicht zugleich verderblich würde, und dem Prinzen Vienna zu allen den Vortheilen hülfe, die ihm nach Wegräumung des Regenten offen standen, indem er einer von denjenigen war, die Ansprüche an die Vormundschaft des jungen Königs und an die Administration des Landes machen konnten. Er und Orsina kamen darin überein, daß Odoardo's Mitwirkung ihnen zur Ausführung ihrer Plane höchst nützlich seyn würde. Sein Andenken war noch dem Volke heilig, und

das Vorhaben der Verschwornen mußte nicht allein unter der Leitung eines solchen Mannes an Rechtmäßigkeit und Sicherheit in den Augen des größeren Haufens gewinnen; es schien auch, daß dem Vibiena, ungeachtet seiner Jugend, die Regentschaft um so eher anvertrauet werden dürfte, wenn Odoardo's Ansehn und Person ihm zur Seite stände.

Man wußte kein sichereres Mittel zu erdenken, den Odoardo zur heimlichen Rückkehr in sein Vaterland zu bewegen, als wenn man ihn mit der Gefahr bekannt machte, worin sich die Unschuld seiner Tochter in ihrer engen Verbindung mit dem Regenten befände. Orsina rechnete außerdem darauf, daß der strenge und auf den Ruf seiner Tochter so äußerst eifersüchtige Vater diese vielleicht entführen, und sie sodann der Rache gegen den Regenten, zu der sie sich nur im äußersten Nothfalle entschließen konnte, überheben würde. Gelang es ihr, die Nebenbuhlerin zu ent-

fernen, so durfte sie sich von der Macht ihrer Reize und dem Anziehenden der langen Gewohnheit die Wiedererlangung der verlornen Rechte über des Fürsten Herz versprechen. Man fand Gelegenheit, dem Odoardo Nachrichten von der Verbindung seiner Tochter mit dem Prinzen durch einen alten Freund zukommen zu lassen, und zugleich ließ ihm Bibiena, den er bey seiner Auswanderung aus dem Vaterlande als einen Jüngling von hoffnungsvollen Anlagen gekannt hatte, alle Unterstützung auf seiner Rückreise und einen sichern Zufluchtsort auf einem seiner Schlösser anbieten. Odoardo gerieth in Wuth bey dem Empfange dieser Nachrichten. Zwar zweifelte er noch nicht an der Tugend seiner Tochter, aber er zürnte über ihre Unvorsichtigkeit, und der Verlust ihres Rufs ging ihm durch die Seele. Er wollte mit eigenen Augen sehen: er wollte ein Verhältniß stören, das er schon darum für strafbar hielt, weil es mit seinem ärgsten Feinde

eingegangen war. Keine Gefahr hielt ihn weiter auf. Er trat seine Reise verkleidet an, und gelangte glücklich an den Ort, den ihm Bibiena zur Zusammenkunft bestimmt hatte.

Aber wie manche traurige Erfahrungen über den ganz veränderten Zustand seines Vaterlandes hatte er noch vorher auf dem Wege zu machen! Wie seufzten die Unterthanen über den Druck unerschwinglicher Auflagen, der Ausgelassenheit der bewaffneten Macht, der Feilschaft beynahe aller Staatsbedienten! Wie oft hörte er die vorige Regierung segnen, und die jetzige verwünschen!

Innige Wehmuth bemeisterte sich des Alten, und sein Unwille gegen den Urheber dieser Leiden mischte sich in den Groll gegen den Umstürzer so mancher nützlicher Einrichtungen, die sein Werk gewesen waren. Als er nun gar von Bibiena vernahm, daß das Leben des

jungen Königs, des Sohns seines Freundes, in Gefahr sey, so wär' er beynahe entschlossen, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Aber die Kenntniß der Mittel zur Ausführung der Revolution, die man ihm gab, hielt ihn auf. Der Regent hätte die Armee durch reiche Spenden und Auflösung aller Disciplin auf seine Seite zu bringen gewußt: die vornehmsten Stellen im Civil waren mit seinen Anhängern besetzt. Nur ein Meuchelmord konnte das Land von seinem Unterdrücker befreyen, und Orsina war an der Spitze der Verbindung. Dem Odoardo mißfiel diese Einleitung, und ein Unternehmen, an dem mehr Privat-Leidenschaften als Rücksichten auf das öffentliche Wohl Antheil hatten, schien ihm eben so unedel in seiner Anlage, als mißlich bey der Ausführung.

„Ich fühle," sagte er nach einigem Nachdenken, „Alles, was ich meinem Vaterlande und dem Sohne meines ver-

verſtorbenen Freundes ſchuldig bin. Aber der Erfolg meiner Bemühungen, Beyde zu retten, ſcheint mir nicht ſicher zu ſeyn, und eher einen Bürgerkrieg, als eine beſſere Ordnung im Staate herbeyzuführen. Unter dieſen Umſtänden hat meine Tochter den erſten Anſpruch auf meinen Beyſtand. Ich habe ſie einem Nichtswürdigen zur Abtragung einer Schuld aufgeopfert, die er mir allein aufgelegt hatte. Ihre Entführung wird die Aufmerkſamkeit des Regenten von Euern Planen abführen. Gelingen ſie, ſo bin ich Euch zur Hand, um Ruhe im Staate durch mein Anſehn herzuſtellen. Hierauf, und auf meine Verſchwiegenheit könnt Ihr rechnen: aber auf ein Mehreres nicht!“

Dem Vibiena ging dieſer Entſchluß nahe; aber deſto mehr Freude erweckte er bey der Gräfin Orſina. War nur Emilie entfernt, ſo konnte ſie wieder in ihre vorige Lage zu treten

hoffen; und was bedurfte es dann noch einer Revolution im Staate? Sie beschloß daher, des Odoardo Absichten zur Entführung seiner Tochter möglichst zu unterstützen.

Man nahte sich der Zeit, worin der Regent alljährlich eine große Jagd in der Nähe des Schlosses Dosalo, in einer Entfernung mehrerer Tagereisen von der Hauptstadt, anzustellen pflegte. Man wußte, daß Marinelli den Regenten begleiten, Emilie aber, die keine Freundin dieses Vergnügens war, und überhaupt nie bey öffentlichen Gelegenheiten erschien, zurückbleiben würde. Dieser Umstand schien äußerst günstig zur Ausführung der verschiedenen Absichten Odoardo's und der Verschwornen. Für jenen erleichterte er die Entführung der Tochter, für diese beförderte er den Anschlag wider das Leben des Regenten. Die Begleitung des Prinzen war nicht zahlreich: Bibiena war mit dazu ernannt. Freylich würde er

allein den Streich ohne Gefahr für seine eigene Wohlfarth nicht haben vollführen können. Aber Orsina beschloß, einige Zeit vor der Ankunft des Regenten in Desalo einzutreffen, ihn dort unter dem Scheine einer wiederkehrenden Liebe mit Freundlichkeit und mehreren ihm zu Ehren angestellten Festen zu empfangen. Unter diesem Vorwande konnte sie ein zahlreiches Gefolge, und in diesem mehrere ihr ganz ergebene Bravi mitnehmen. Es konnte ihr die Gelegenheit nicht fehlen, den Prinzen auf der Jagd von seinem Gefolge abzuziehen, und ihn durch einen Schuß, der für ein unglückliches Ungefähr ausgegeben werden mogte, ums Leben bringen zu lassen. Die ohnehin bestürzten Anhänger des Regenten würden, wenn sie auch die Wahrheit geahnet hätten, nichts gegen die Uebermacht von Orsina's Dienerschaft zu unternehmen wagen. Unterdessen war der Gouverneur der Hauptstadt gewonnen, und erbötig, auf die erste Nachricht von des Prin-

zen Ermordung sich der Person des jungen Königs zu bemächtigen, und den Prinzen Vibiena nebst Odoardo zu Regenten ausrufen zu lassen.

Ein ehemaliger Diener dieses letzten, der sich in der Hauptstadt gesetzt hatte, seinem vorigen Herrn und dessen Hause mit unverrückter Treue anhing, und daher Emilien nicht verdächtig seyn konnte, brachte ihr gleich nach der Abreise des Regenten und Marinelli's einen Brief von ihrem Vater, mit dem Befehle, sich zu einer Zusammenkunft mit ihm in einem entlegenen Hause der Vorstadt ohne alle Begleitung einzufinden. Sie erschrack heftig bey dieser Nachricht, theils wegen der Gefahr, der sich Odoardo durch seine übereilte Wiederkunft aussetzte, theils aus Besorgniß, die ruhige Fortdauer ihrer Verbindung mit dem Regenten durch die Vorurtheile des heftigen Alten gestört zu sehen. Inzwischen richtete sie sich über diese letzte Furcht mit dem Bewußt-

seyn der edeln Absichten ihres bisherigen Betragens auf, die sie ihrem Vater fühlbar zu machen hoffte, und dachte nur daran, ihn zu einer behutsamen Verborgenheit bis zu dem Zeitpunkte zu bewegen, worin sie seine Begnadigung von ihrem Freunde erwirkt haben würde. Sie entfernte daher ihre Leute: der alte Vertraute verschafte ihr einen Miethwagen, und, von ihm allein begleitet, kam sie bey sinkender Nacht an dem bestimmten Orte an.

Emilie trat mit einer Art von hehrem Schauer in das Zimmer zu ihrem Vater. Als sie aber die hohe Gestalt, die ihrer Erinnerung von ihm vorschwebte, durch Kummer und zunehmendes Alter gebeugt, sein sonst noch so frisches Ansehn gewelkt, und sein Haar gebleicht sah: als der Mann, den sie nie hatte weinen sehen, ihr mit dem heftigsten Ausbruche von Thränen entgegen kam; da stürzte sie mit einem lauten Schrey, und mit einer Bewegung, in

der Wehmuth, Ehrfurcht und Liebe gleich gemischt waren, in seine offenen Arme. Lange hielt Odoardo die Tochter stillschweigend an sein Herz gedrückt; und dieser stumme, aber rührende Auftritt ward nur zuweilen durch einzelne Ausrufungen unterbrochen, die ihre beyderseitige Freude, sich einander wieder zu sehen, und ihren Kummer, sich unter solchen Umständen wieder zu vereinigen, zu erkennen gaben.

Endlich fragt Emilie ihren Vater, was ihn in sein Vaterland zurückgebracht habe? Mit einem Ausdrucke von Zärtlichkeit, den sie noch nie von ihm erfahren hatte, macht er ihr Vorwürfe über diese Frage. „Was anders als du und deine Lage!“ spricht er: „Ich zweifle nicht an deiner Tugend! Hätt' ich daran gezweifelt! — Doch still davon! Der Gedanke könnte mich rasend machen! — Ich lege dir nichts zur Last, selbst die Unvorsichtigkeit nicht, mit der du dich in einen genauern Un-

gang mit dem Regenten, meinem Feinde, und dem verworfensten der Menschen, eingelassen hast, und dadurch gegen Schicklichkeit und Anstand angestoßen bist. Ach! wen kann ich darüber anklagen, als mich, der ich Dich einem Gatten anvertrauete, der so ungeschickt war, der Führer Deiner Jugend zu seyn: der vielleicht — — Nichts mehr davon! Genug! Mein Fehler hat alle die Deinigen nach sich gezogen. Ich komme, ihn zu verbessern, und Du, edle Emilie, wirst mir gewiß gern die Hand dazu bieten."

Emilie fühlt bey dieser Anrede einige Empfindlichkeit, und die wachsende Besorgniß, daß ihr Vater die Süssigkeit ihres Verhältnisses mit dem Prinzen stören werde. Sie sucht den Schein der Unvorsichtigkeit von ihrem Betragen abzuwenden. Sie verschweigt nichts als den tiefen Eindruck, den der Regent auf ihr Herz gemacht hat, und dessen ganzen Umfang sie vielleicht sich selbst

nicht gestehen will. Nach einer kurzen Erzählung der Umstände, die sie gleichsam wider ihren Willen gezwungen haben, in nähere Verbindung mit dem ehemaligen Feinde ihres Vaters zu treten, hebt sie nun besonders ihren Einfluß auf seine veränderten Gesinnungen hervor, rühmt viel von seiner vortrefflichen Regierung, und endigt, nicht ohne Mischung von Stolz und Freude, mit der Entdeckung von des Prinzen festem Vorsatze, ihren Vater in sein voriges Ansehn wieder einzusetzen.

Bey diesen letzten Worten lacht Odoardo bitter auf: „Arme Betrogene!“ ruft er aus, „ich fühle, daß es Zeit war, Dich aus den Händen des heuchlerischen Verführers zu erretten! Er! mich in mein voriges Ansehn wieder einsetzen! Er, der alle diejenigen unterdrücken möchte, die sich zwischen ihm und dem Thron stellen könnten, zu dem er sich täglich den Weg durch neue Bubenstücke erweitert! Er mich zu-

rückrufen! Ha! Er kennt mein Auge und meine Hand! — Doch! Daß ich die kostbare Zeit nicht damit verliere, die Gründe auseinander zu setzen, die dein verblendeter Geist nicht fassen kann! Genug! Alles ist zu unserer Abreise in Bereitschaft! Ich führe Dich mit mir aus einem Lande, worin dein guter Ruf verloren ist, und worin sogar deine Unschuld bey einem längern Aufenthalte Gefahr laufen würde!“

Der Ton, womit Odoardo diese letzten Worte sprach, war so streng und so gebieterisch, daß Emilie allen Widerstand als vergeblich ansah. Dennoch wagte sie, mit zitternder Stimme, zu fragen: Sogleich? Ohne meinem Gatten Nachricht von meiner Abreise zu geben? — Mit wildem Blicke sah sie Odoardo an. Dem Niederträchtigen? rief er. Er hat seine Rechte an Dich verloren. Schreib dagegen an deinen Haushofmeister, daß Du auf einige Tage abwesend bleiben, und deine An-

dachtsübungen in einem Kloster halten würdest; und dann folge mir.

Emilie unterdrückte die Thränen, die in ihre Augen drangen. Sie schrieb nach der Vorschrift ihres Vaters, und ward dann mehr todt als lebendig in den Wagen gehoben.

Die Reise ging bey Nacht vor sich, und mußte auch aus Furcht vor der Entdeckung bey Nacht fortgesetzt werden. Den Tag über hielt man sich in Schlupfwinkeln verborgen, die Bibiena bestimmt und eingerichtet hatte. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da der Weg, auf dem allein aus dem Lande zu entkommen war, ohne wohlverwahrte Pässe zu berühren, nur wenige Meilen vor dem Schlosse Dosalo vorbeyführte. Alles war inzwischen so gut berechnet, daß eine Störung der Flucht nicht zu besorgen schien. Emiliens Verschwinden konnte in der Hauptstadt um so weniger Aufsehn machen, da ihre

Leute und nächsten Bekannten schon an dergleichen andächtige Zurückziehungen von ihrer Seite gewöhnt waren, und die größere Welt sie ohnehin nie in ihren Zirkeln vermißte.

Unterdessen gingen in Osalo Dinge vor, die zwar ganz nach dem Wunsche der Gräfin Orsina waren, aber Bibiena's Plane desto mehr durchkreuzten. Sie hatte sich zu dem Empfange des Regenten eingefunden, und so unvermuthet, ja vielleicht widrig überraschend ihm ihre Erscheinung bey seiner Ankunft war, so bald fand er sich durch ihre Reize, die eine besondere Sorgfalt in dem Putze, und noch mehr die Neuheit nach einiger Trennung hervorhoben, wider seinen Willen angezogen. Die glänzenden, und mit Ausgelassenheit der Sitten verknüpften Feste, die sie ihm zu Ehren an einem Orte gab, wo er keine andre Unterhaltung als die der Jagd erwartet hatte, unterstützten diesen Eindruck bey einem Herrn, der

nicht ohne einen gewissen Zwang seinen Geschmack an bachanalischen Vergnügungen aus Liebe zu Emilien unterdrückte. Er benahm sich daher gegen Orsina mit einer gewissen Artigkeit und einem Feuer, die den Schein wieder erwachter Zärtlichkeit erhielten. Diese Dame ward am mehresten dadurch betrogen, und sie schmeichelte sich nun mit der sichern Hoffnung, des Prinzen Herz ganz wieder zu gewinnen, sobald nur Emiliens Entführung gelungen seyn würde.

Daß sie mit der Ausführung des verabredeten Plans zögerte, war eine natürliche Folge dieser Gesinnungen. Bald hielt sie den Regenten von der Jagd ab, indem sie ihn durch Unterhaltungen auf dem Schlosse zu beschäftigen wußte, oder eine Unpäßlichkeit vorgab, zu deren leichterem Ertragen sie seine Gesellschaft verlangte: bald, wenn sie ihn auf die Jagd begleiten mußte, sammelte sie

sein Gefolge um ihn her, und entfernte ihre Bravi.

Bibiena hatte keine Mühe, den Grund dieser Zögerungen durchzusehen. Gefoltert von Eifersucht und Furcht, daß der günstige Augenblick ungenutzt vorbeystreichen möchte, drang er in Orsina, den Anschlag wider des Regenten Leben sobald möglich zur Ausführung zu bringen. Sie, die sich noch nicht sicher genug fühlte, um die Maske schon jetzt abzunehmen, suchte ihren jungen Liebhaber zu besänftigen, und schob den Grund ihres Betragens auf die Ungewißheit über Odoardo's und Emiliens Flucht, die zu leicht gestört werden könnte, wenn der Regent durch einen dem Mißgeschick immer ausgesetzten Angriff auf sein Leben zu früh von Dosalo verscheucht werden sollte.

Der Vorwand war zu nichtig, als daß Bibiena sich dadurch hätte einschläfern lassen sollen. Er vermehrte

vielmehr seine Besorgnisse, und er sah den Augenblick voraus, worin Orsina, nach der Entfernung ihrer Nebenbuhlerin, sich so gar bey dem Regenten ein Verdienst durch den Verrath der Verschwörung machen, [illegible]eren Schuld ganz allein auf ihn [illegible]ieben würde. In dieser verzweifelten Lage sahe er kein anderes Mittel zu seiner Rettung und zur Ausführung seines Plans, als — die Entführung Emiliens zu vereiteln, und sie sowohl als Odoardo'n nach Dosalo zu bringen.

Sofort sandte er seinen vertrauten Kammerdiener den Reisenden entgegen mit einem Briefe an Odoardo, worin er ihm schrieb: „Dem Regenten habe der Aufenthalt in Dosalo der Anwesenheit der Gräfin Orsina wegen mißfallen, und er habe sich mit seinem Jagdgefolge gerade in die Gegend begeben, durch welche die Fliehenden, dem verabredeten Plane zufolge, ihren Weg hätten nehmen sollen. Er möge inzwi-

schen unbesorgt dem Ueberbringer dieses Briefes folgen, der ihn auf einer andern Straße sicher an die Gränze des Landes bringen würde.“ Odoardo setzte kein Mißtrauen in diese Nachricht, und überließ sich der Vorsorge des neuen Führers, der im Geheimen angewiesen war, sie nach Desalo zu bringen.

Bibiena konnte genau die Zeit berechnen, in der Odoardo an diesem Orte ankommen müsse. Er hatte den Regenten tief in die Nacht hinein bey einem von ihm veranstalteten Balle wach zu erhalten gesucht. Alles traf nach Wunsche ein. Odoardo's Führer gab vor, sich verirrt zu haben, leitete die Fuhrleute unter diesem Vorwande nach Desalo, und der Wagen fuhr bald nach ein Uhr Nachts in den hell erleuchteten Schloßhof. Odoardo, erstaunt über den Anblick, und über das Lärmen und die Musik, die ihm aus dem Gebäude entgegen tönten, ruft aus dem Schlage

nach dem Wegweiser. Keine Antwort! Statt seiner sieht er den Wagen von mehreren Menschen umringt, von denen einige sich mit Fackeln nähern. Er erkennt unter ihnen die Livree des Regenten: er hört seinen Namen nennen. Kein Zweifel weiter, daß er durch einen unglücklichen Irrthum in der Gewalt seines Feindes ist: aber er verliert nicht den Muth, nicht die Gegenwart seines Geistes. Er selbst zieht Pistolen und Degen, und der Tochter giebt er einen Dolch. „Verbirg ihn," sagt er zu ihr, „Du kannst ihn jetzt nicht zu deiner Rettung führen. Das ist meine Sache. Wenn aber ein Mißgeschick Dich meinen Armen entrisse, um Dich in die Hände unsers Verfolgers zu liefern, wenn Gewalt deiner Unschuld droht, so vergiß nicht, was ich für Dich habe thun wollen!" — Emilie ist zu erschrocken, um auf seine Worte zu hören. Sie beschwört ihn, nur seiner selbst zu schonen, und durch seine Heftigkeit ihre Lage nicht zu verschlimmern.

Der

Der Dolch entschlüpft ihren schlotternden Händen. Odoardo verbirgt ihn selbst in ihrer Tasche, wiederholt seine vorigen Worte, und erwartet nun, da er die Unmöglichkeit zur Flucht einsieht, ruhig den Ausgang dieses Auftritts. Der verschlossene Wagen dient ihm auf jeden Fall zur Schutzwehr gegen einen ersten Angriff.

Die Nachricht von Odoardo's und Emiliens Ankunft gelangt bald zum Regenten. Dieser stürzt von Orsina's Seite weg in den Schloßhof, und befiehlt, die Flüchtenden aus dem Wagen zu reißen. Man macht sich bereit, seine Befehle zu vollziehen, aber eine fürchterliche Drohung, die aus dem Wagen erschallt, ein schreckenvoller Anblick lähmt eines Jeden Arm. Der Vater hält seine Tochter fest an sich gekammert, sein Pistol mit aufgezogenem Hahne an ihr Haupt gelehnt. „Niemand nähere sich, ruft Odoardo, oder es ist um Emilien geschehen!“ — Der

Regent stutzt, und befiehlt seinen Leuten, einzuhalten. Er läßt dem Alten freyen Abzug für seine Person anbieten, wenn er seine Tochter zurücklassen will. — Odoardo verlangt freyen Abzug für sie Beyde. — Während dieser Unterhandlungen sieht man Emilien in Ohnmacht sinken. Man bemerkt, daß die Hand des Vaters, die das Pistol hält, zittert: daß er mit der andern bemüht ist, die Tochter in eine bequemere Lage zu setzen. Alles deutet bey ihm die zunehmende Uebergewalt der väterlichen Zärtlichkeit und des Mitleids über alle andre Empfindungen an. Dieser Anblick bringt die Liebe und den Muth des Regenten aufs Höchste, und gewährt ihm Hoffnung zu dem glücklichen Erfolge eines neuen Angriffs. Man stürmt den Wagen zu gleicher Zeit auf allen Seiten. Der Regent wirft sich selbst an den Schlag auf Emiliens Seite, reißt ihn auf, sucht in Odoardo's Arm zu fallen. Dieser ermannt sich aufs Neue: aber der Anblick und die

Nähe seines Feindes leitet seine Empfindungen zum Grimm und seine Hand zum unmittelbaren Angriff gegen den Verfolger hin. Er drückt das Pistol auf diesen ab. Doch! die zitternde Hand des zu bewegten Alten versagt ihm den Dienst: die Kugel fährt in die Lüfte, und ehe er zu den übrigen Waffen greifen kann, wird er rücklings aus dem Wagen gerissen.

Bibiena schützte ihn gegen die erste Wuth der Leute des Regenten, die ihn auf der Stelle niedermachen wollten. Er machte ihnen begreiflich, daß der Verbrecher wider die Majestät auf eine exemplarische Art bestraft werden müsse. Der Regent billigte diesen anscheinenden Diensteifer des Bibiena, und übertrug ihm die Sorge für seine Bewachung bis dahin, daß man ihn an einen sicherern Ort würde bringen können. Marinelli ward abgesandt, um ein Commando Soldaten aus der nächsten Festung zu holen, das den Odoardo

am folgenden Tage dahin abführen sollte. Es schien nicht schicklich zu seyn, daß unter diesen Umständen Marinelli mit seinem Schwiegervater und seiner Gattin an einem Orte bliebe.

Emilie ward ohnmächtig ins Schloß getragen. Der Regent war äußerst aufgebracht über ihre Flucht, die er für freywillig und für die Folge einer Verabredung mit ihrem Vater hielt. Aber ihr Zustand rührte ihn dennoch zum zärtlichsten Antheile, und er äußerte die ängstlichste Bekümmerniß und Sorgfalt bey den Anstalten, die er traf, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. Welch ein Schauspiel für Orsina! Sie sah die Reize ihrer Nebenbuhlerin zum ersten Mahle: sie fühlte Alles, was sie von ihr zu fürchten hatte! Der Prinz merkte nicht auf ihre Vorwürfe, ihre Bitten, ihre Thränen. Wüthend vor Zorn und Liebe stürzte sie aus dem Zimmer, wo sie den Prinzen beschäftigt um Emilien ließ. Vibiena erwartete sie in

dem ihrigen. Mit einer triumphirenden Miene, in der Freude über seinen gelungenen Anschlag und Hoffnung zu dem baldigen Besitz seiner Geliebten zusammenflossen, fragte er sie: ob sie jetzt noch Rechnung darauf mache, des Regenten Herz wieder zu gewinnen. Orsina ward durch diese demüthigende Frage beleidigt. „Wer hat Ihnen gesagt, antwortete sie, daß ich diese Absicht je gehegt habe?“ Vibiena war unvorsichtig genug, sich über ihr Betragen gegen den Regenten zu beklagen. Orsina, die bis jetzt Emiliens Ankunft für die Folge des Zufalls und einer bloßen Verirrung vom rechten Wege gehalten hatte, schöpfte Verdacht, daß diese Ankunft Vibiena's Werk sey, und der Gedanke, von ihm überlistet zu seyn, war ihr eben so widrig, als die Aussicht, demjenigen Manne ihre Hand zu geben, der sie in die Nothwendigkeit gesetzt haben würde, ihren Geliebten aufzuopfern. Sie antwortete daher auf Vibiena's wiederholtes Gesuch um den

Befehl zur Ermordung des Regenten, daß der Zeitpunkt dazu noch nicht gekommen sey, daß sie ihn selbst schon zu bestimmen wissen würde, und daß jede Andringlichkeit in diesem Stücke ihr widerlich sey. Vibiena verließ sie voller Erstaunen über diese neue unerklärbare Zögerung, und mehr als jemals über das Gelingen seiner Plane bekümmert. Er war darauf gefaßt, sich durch einen freywilligen Tod den Folgen der Verrätherey Orsina's zu entziehen, glaubte aber, ehe er zu einem so verzweifelten Schritte seine Zuflucht nähme, das Aeußerste abwarten zu müssen.

Wie, sagte sich Orsina, als sie wieder allein war, ist es denn schon ausgemacht gewiß, daß Emilie den Sieg davon tragen wird? Daß der Regent Antheil an ihrer Ohnmacht genommen hat, das ist natürlich; aber wird er es nicht empfinden, daß Emilie ihn hat verlassen und mit ihrem Vater fliehen wollen? Muß es ihm nicht klar wer-

den, daß er nicht geliebt wird? Sollte sein Leichtsinn nicht durch die Schwierigkeiten und den Zwang, die ihm ihre Tugend auflegt, abgeschreckt werden? Wie viel habe ich ihm nicht aufgeopfert! Wie viel ist er mir schuldig! Ich will es ihm zu Gemüthe führen, ich will ihn wenigstens vor der Gefahr warnen, die ihm droht, wenn er fortfährt, mich zu beleidigen. — Sie entschloß sich, noch einmahl mit dem Regenten zu reden.

Emilie war unterdessen wieder zu sich selbst gekommen. Ihre erste Empfindung war Freude über die Erhaltung ihres Geliebten, die zweyte Besorgniß über das Schicksal ihres Vaters gewesen. Der Regent versicherte sie, daß er lebe. Sie bat ihn um die Erlaubniß, zu ihm zu gehen, aber diese schlug er ihr ab. „Welches Recht," sagte er, „haben Sie noch, etwas von mir zu verlangen! Sie haben meine Abwesenheit genutzt, um mich zu hintergehen, um mich zu verlassen! Womit

hatte ich das verdient? Habe ich Ihnen je Gelegenheit zur Klage über mein Betragen gegeben? Habe ich nicht die Empfindungen der Liebe unter Ehrfurcht und Freundschaft verschleyert, und erst ein Recht auf ihre Achtung erwerben wollen, ehe ich Ihnen nur sagen durfte, daß ich Sie anbete! Diese Gesinnungen haben Ihnen nicht entgehen können, und dennoch haben Sie fliehen, das angefangene Werk meiner Besserung unvollendet lassen, mich Ihres Raths, Ihrer Führung berauben, mich der Verzweiflung, und vielleicht neuen Verirrungen meines Herzens blos stellen wollen?

Emilie hatte nichts als Thränen zur Antwort auf diese Vorwürfe. Sie wollte ihres Vaters Schuld nicht durch das Geständniß erschweren, daß sie ihm wider ihren Willen gefolgt sey, und dennoch litt sie durch die Vorstellung, daß ihr Geliebter sie eines Undanks, einer Hinterlist beschuldigen, und an ihrer Liebe zweifeln könne.

Der Prinz maß das Zimmer mit gekräuſelter Stirne, als Orſina ins Zimmer trat. „Was verlangen Sie, Gräfin?“ rief er in einem etwas ungeduldigen, aber für ſie nicht bittern Tone. Die Gräfin ſtutzte, aber Emiliens Thränen und des Prinzen Laune belehrten ſie, daß nicht das beſte Einverſtändniß zwiſchen ihnen herrſche. „Prinz,“ antwortete ſie mit dem ſanfteſten Ausdrucke, den ſie anzunehmen vermögend war, „ich glaube, daß meine Gegenwart forthin hier überflüſſig ſeyn werde. Ich werde abreiſen, aber ich bitte Sie noch vorher um eine geheime Unterredung. Ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit zu entdecken.“ Der Prinz, der nicht unzufrieden war, Emilien zu zeigen, daß eine Frau, die vielleicht an Schönheit nicht unter ihr ſtand, mit aufopfernder Liebe an ihm hinge, und ihm Schadloshaltung für ihre Unempfindlichkeit darbieten könne, bezeigte ſich äußerſt verbindlich gegen

Orsina, und versprach ihr noch vor Abend die verlangte Zusammenkunft.

Orsina ging. Ihre Erscheinung setzte Emilien in eine Unruhe, die sie vorhin noch nie gekannt hatte. Die Gräfin war eine von den Gestalten, deren wollüstiger Körperbau und anziehender Liebreiz als vorzüglich einnehmend auffallen, und den ernsteren Schönheiten ihres Geschlechts, wie Emilie war, als besonders gefährlich für die Herzen der Männer erscheinen. Ihre Anwesenheit in Dosalo hatte ganz das Ansehn einer verabredeten Zusammenkunft mit dem Regenten. Emiliens Stolz litt es nicht, sich zu beklagen, aber ihrem Liebhaber entging die Bitterkeit nicht, die sie in ihrem Herzen über die Erscheinung ihrer Nebenbuhlerin empfand, und er beschloß, diese Eifersucht zu nutzen. „Die arme Orsina!“ sagte er: „sie ist hieher gekommen, um den letzten Versuch zu machen, ein Herz wieder zu gewinnen, das

die Hoffnung auf Ihre Gegenliebe, Emilie, gegen alle andre Reize sicherte! Ach! wenn ich gewußt hätte, daß während der Zeit, da Ihr Andenken mich allein erfüllte, Sie an nichts dachten, als mich zu verlassen! Es ist hart! sehr hart!“ — „O Prinz!“ rief Emilie, und ein Strom von Thränen hemmte den Lauf ihrer Rede. — „Ich stoße die treueste Liebe von mir,“ fuhr der Regent fort, „und werde mit Kälte, mit Verachtung gelohnt!“ — „Ach!“ rief Emilie, hingerissen von ihren Empfindungen, „wenn ich keinen Vater hätte!“ — Der Prinz stürzte voll von Dankbarkeit über diesen unwillkührlichen, und so viel für sein Glück bedeutenden Ausruf auf sie zu, und ergriff ihre Hand. „Also nicht Sie,“ sagte er, „Ihr Vater allein ist die Ursach Ihrer Flucht? Nicht wahr? Sie hätten mich nicht willkührlich verlassen können. Sie sind überredet, vielleicht gezwungen? Ha! es sieht ihm ähnlich, dem unversöhnlichen Odoardo, daß er mich an der em-

pfindlichsten Seite fassen wollte, um sich zu rächen Nun! er wird es nicht ungestraft unternommen haben! Er wird erfahren" — Emilie kam zur Erkenntniß ihrer Unvorsichtigkeit. Sie fiel auf ihre Kniee. „Gnade, Gnade für meinen Vater!" rief sie. „Ich allein bin die Schuldige! O! wenn Sie mich wirklich lieben, Prinz, so beschwör ich Sie, retten Sie ihn!" — Der Prinz hob sie auf, und zuckte die Achseln. „Odoardo ist heimlich wieder ins Land gekommen, er hat sich an meiner Person vergriffen," sagte er. „Wenn ich ihm auch verzeihe, so bin ich es doch dem Staate schuldig, das Ansehn der Gesetze aufrecht zu erhalten." — Emilie gerieth in die schrecklichste Angst: sie fuhr fort, zu flehen, und weinend die Hände zu ringen. Der Prinz schien lange unerbittlich zu seyn. Endlich blieb er eine Zeitlang nachsinnend stehen, gleichsam als suchte er ein Mittel, Odoardo's Rettung mit der Gerechtigkeit und dem Staatsinteresse zu verei-

nigen. Emilie ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung. Doch ſchnell ſchien ſich der Prinz eines andern zu beſinnen. „Warum,“ rief er unmuthig aus, „warum ſoll ich ſo viel für Sie thun, da Sie ſo gar nichts für mich thun wollen!“ — „O!“ rief Emilie, indem ſie ſich aufs Neue ihm zu Füßen warf, „was verlangen Sie? Was ſoll ich thun? Fordern Sie! Nichts iſt mir zu theuer, um das Leben meines Vaters zu erhalten.“ — „Sey mein!“ rief der Prinz, „und dein Vater iſt gerettet! Ich kann ihn zwar der Gewalt der Gerichte nicht entziehen, wenn er einmal in ihre Hände abgeliefert iſt; aber dieß geſchieht erſt morgen, und ſo kann er heute noch entfliehen! Aber, wie geſagt, Emilie! Du bleibſt mir! Du verläßt das Haus des Marinelli, und theilſt als meine Gebieterin die Macht und den Glanz meiner Stelle!“ —

Emilie ſtürzte zurück, empört durch den ſchändlichen Antrag. Aber ſie

fühlte die Gefahr, die ihrem Vater drohte, wenn sie dem Prinzen sogleich die Empfindungen ganz merken ließe, mit denen sie erfüllt war. „Meine Lebensgeister, Prinz, sind zu schwach,“ antwortete sie, „um sogleich auf Ihr Anerbieten zu antworten. Lassen Sie mir einige Zeit, mich zu sammeln.“ — „Nein!“ sagte der Prinz, „ich kann Ihnen diese nicht lassen. Ihr Vater muß noch diese Nacht fliehen, wenn er gerettet werden soll!“ — „Nur bis gegen Abend bitt' ich um Aufschub!“ erwiederte Emilie. — „Soll Orsina Ihre Entscheidung abwarten?“ fragte der Prinz. Emilie schauderte. „O befreyen Sie mich von dem Weibe!“ rief sie mit Widerwillen. — Der Prinz küßte ihre Hand, und verließ sie voll von der Ueberzeugung, daß sie seinen Antrag annehmen würde.

Der Regent ging von dort zur Gräfin Orsina, die alle ihre Kräfte aufgeboten hatte, um sich bey dieser Zusam-

menkunft, die über ihr beyderſeitiges Schickſal entſcheidend war, mit Faſſung zu betragen, und keines der Mittel unverſucht zu laſſen, wodurch ſie den Ungetreuen zu ſich zurückbringen könnte.

Sie hob damit an, ihn an die frühere Geſchichte ihrer Vereinigung zu erinnern, wo er ſie als ein wo nicht gutes, doch harmloſes Geſchöpf allmählich verdorben, verführt, und von der Seite eines Gatten geriſſen hätte, der nur für ſie gelebt habe, und aus Gram über ihren Verluſt geſtorben ſey. „So haſt Du mich,“ fuhr ſie fort, „von innerer Ruhe und äußerem guten Rufe getrennt. Ich fand nur Anſpruch auf Zufriedenheit in deiner Liebe. Ihr und dem Glücke, an deiner Seite zu leben, habe ich Alles aufgeopfert! Dafür habe ich Alles hingegeben, ſelbſt die Ausſicht auf meine ewige Wohlfarth! Nie habe ich Dich auch nur von fern an dasjenige erinnert, was ich für Dich gethan habe, als Du, von deinen

Gläubigern verfolgt, vom Hofe gehaßt, von der ganzen Welt verlassen, Zuflucht, Unterstützung, und den ganzen Trost bey mir fandest, den Freundschaft und heiße Liebe geben können! Ungern halte ich es Dir auch jetzt vor; aber Du hast mich so arm gemacht, daß ich, so schwer es mir wird, Dich um Vergeltung mahnen muß! Doch! Was spreche ich von Mahnen! Ich Verstoßene, die ich schon deine ganze Undankbarkeit empfunden habe! Nein! Ich komme demüthig hierher als eine Bettlerin, nicht um deine ehemalige Liebe, — so weit gehen meine Ansprüche nicht, — sondern nur um den Genuß deiner Freundschaft, deines Vertrauens, und ach! der seeligen Tage, die ich ehemals an deiner Seite zugebracht habe. Schenke mir nur diese wieder! Ihr Verlust wird mir doppelt unerträglich seyn, da ich ihre Süßigkeit aufs Neue gekostet habe!"

Hier hielt sie ein: sie mußte erst wieder Kräfte sammeln. Der Regent war

war wirklich durch ihre Anrede etwas gerührt. Er ſuchte ſie zu beruhigen. „Gute Orſina,“ hob er an, drückte ihr die Hand, und wollte weiter reden, aber ſie bat ihn mit ihren Mienen noch um ferneres Gehör.

„Sieh,“ fuhr ſie fort, „das ſind meine Anſprüche! Niemand kann mehr begründete an Dein Herz haben, als ich! Niemand iſt berechtigt, größere zu machen. Und doch ſchränk' ich ſie auf ein Geringes ein! Laß den Odoardo mit ſeiner Tochter aus dem Lande fliehen, und ſetze mich nur in die Rechte deiner ſteten Begleiterin wieder ein! Emilie liebt Dich nicht! ſie konnte Dich heimlich und treulos verlaſſen. Du wirſt ſie verführen, aber Du wirſt nie eine Freundin, Du wirſt nur ein Opfer deiner Lüſte aus ihr machen. Und welche Unruhen, welche Gefahren drohen Dir dann von dem entehrten, höchſt ſtolzen Weibe, und der beleidigten, noch immer mächtigen Familie! Geſetzt aber,

sie liebte Dich, so wird es stets auf ihre Art seyn, so wird sie Dir doch mit ihren Empfindsamkeiten und Anmaßungen einen ewigen Zwang anlegen. Nie wirst Du sie zu einer gänzlichen Uebereinstimmung des Geistes und Herzens mit Dir bilden. Ach! Diesen Vorzug mach' ich ihr allein streitig! Sie kann leicht schöner, leicht klüger und talentvoller seyn, als ich; aber Dich so wie ich verstehen, so deinen Geschmack kennen und theilen, so unbedingt jede deiner Unternehmungen billigen; nein! das vermag sie nicht! Bey mir heiligt die Liebe Alles: ich gehe in alle deine Plane hinein, wenn sie auch die Mißbilligung und den Abscheu der ganzen übrigen Welt erregen. Du weißt es nicht, aber Du erfährst vielleicht einmahl, was ich vermag, wie ich für die Sicherheit deiner Person und die Ausführung deiner theuersten Anschläge wichtig seyn kann! Nimm mich wieder zu Dir: ich werde dein Schutzgeist, ich werde deine Helfershelferin, ich werde

die sorgfältigste Bereiterin der höchsten Lebensfreuden für Dich seyn!

Der Regent nahm diesen leidenschaftlichen Ausbruch mit einem sanften, vertraulichen, aber zugleich scherzhaften Tone auf. „Ruhig, ruhig! liebe Orsina!“ antwortete er. „Du kennst mich ja! Du weißt, daß ich keiner Celadons Treue fähig bin. Du hast mir schon oft kleine Abschweifungen zu Gute gehalten... Laß es seyn, diese Emilie hätte mir Geschmack an ihrer Person eingeflößt, und die Hexe machte mir den Sieg etwas schwerer als die übrigen, die mich zu vorübergehenden Untreuen gegen Dich verleitet haben; ich hätte sogar, um eher zum Ziele zu gelangen, Dich ihr dem Anscheine nach aufopfern müssen; zweifelst Du denn daran, daß ich die widerspenstige Sprödе nicht zahm mache? Und glaubst Du, ich werde dann lange in ihren Ketten ausharren? Gute Orsina! Ich dächte, Du kenntest mich besser,

und ließest Dir mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Mein Gelüsten nach Emiliens Besitz wird befriedigt werden, und ich kehre zu der Gräfin Orsina zurück, mit der mich Dankbarkeit, Gleichheit der Denkungsart und Sitten, und gewiß auch Liebe unauflöslich verbinden. Nur sey vernünftig, und halte die Lösung des Knotens durch keine unzeitige Eifersucht auf. Geh! Verlaß jetzt Dosalo, wo Du mich störst, und wo vielleicht noch heute der ganze Roman zu Ende kömmt.

„Nein!“ rief Orsina, „Emilie ist nicht eines von den unbedeutenden Geschöpfen, deren Reize Dich auf eine Zeitlang von mir abzogen. Ich bin gern die nachsichtige Geliebte, so lange nur deine Sinnlichkeit im Spiele bleibt. Wie oft war ich bey deinem Haschen nach solchen vorübergehenden Freuden deine Vertraute: wie oft habe ich es selbst befördert! Wie gern wollt' ich Dir auch diese Emilie gönnen, wenn

sie dein Herz nicht von mir abgezogen hätte. Aber Du hast Dich mit deiner Neigung zu ihr lange vor mir versteckt: Du hast mich ohne Mitleid entfernt, als ich Dir Vorwürfe darüber machte: Du hast lange meiner entbehren können, und in ihren Fesseln gelegen, ohne das Ziel deiner Wünsche zu erreichen. Ich kenne den stolzen Geist dieser Tochter Odoardo's: ich weiß, durch welchen Prunk von Tugend und Ehre sie deine Eitelkeit gekörnt, und Dich endlich in Leidenschaft verstrickt hat. Selbst diese Flucht, dieser Betrug, den sie Dir gespielt hat, können Dich nicht von ihr entfernen: Ich seh' es zum Voraus, ihre Lage an diesem Orte, und ihr Verhältniß zu ihrem Vater werden sie in deine Arme scheuchen; aber wenn Du sie bezwungen hast, wirst Du ihr Herz noch nicht für besiegt halten. Sie wird die Kunst verstehen, Dir immer etwas zu ferneren Wünschen vorzubehalten, und die arme Orsina, die Alles hingegeben hat, wird vielleicht

eines der ersten und leichtesten Opfer seyn, die sie fordert. Nein! Hier bleibt keine andere Wahl! Entweder Emilie reiset noch heute ab, oder" —

„Oder Du?" fiel hier der Regent ironisch ein.

Orsina. Das versteht sich von selbst! Aber ich gehe nicht, ohne mir eine fürchterliche Rache bereitet zu haben.

Der Regent. Nach Belieben! Emilie reiset nicht!

Orsina. Bring mich nicht aufs Aeußerste! Noch hält die Liebe meinen Arm auf!

Der Regent. Ich dächte, auch die Vernunft und meine Stärke!

Orsina. Um deiner eigenen Wohlfarth willen! Verachte nicht die Schwäche eines Weibes, das empörte Liebe zu Allem fähig macht.

Der Regent (ernst.) Ich habe vorhin gerathen, gebeten, daß Du Dosalo verlassen mögest: jetzt befehl ich es.

Orsina. Mir befehlen! Mir! Wer ist hier der Mächtigere? (sich schnell be-

ſinnend.) Ach! Freylich! Du! Denn Du liebſt nicht! Noch einmal, Freund! Noch einmal beſchwör' ich Dich! Bedenke, was Du thuſt! Du wandelſt vielleicht am Rande eines Abgrundes, in den ein leichter Stoß Dich hinabwerfen kann.

Der Regent. Verdank' es dem Andenken an unſre ehemaligen Vertraulichkeiten, daß ich deine Drohungen nur mit Verachtung beantworte. Daß Dich aber der Abend nicht mehr in Doſalo finde, oder —

Urſina (wüthend.) Wohlan! Kurzſichtiger Wüthrich! Ich gehe! Aber mein Weg wird blutige Streifen hinter ſich zurücklaſſen!

Sie ging. „Pah! Medea!“ rief der Regent ihr nach, und befahl ſeinen Leuten, zu verhindern, daß ſie nicht zu Emilien dränge, für deren Leben er nach ihren Aeußerungen beſorgt war. Uebrigens beſchloß er, ſie am folgenden Tage auf ihrem nicht entfernten Landgute durch das erwartete Militair in

Verhaft nehmen zu lassen. Für heute, glaubt' er, sey es genug, sie von Doſalo wegzuschaffen.

Doch! Orsina ersparte ihm hierunter alle weitere Mühe. Sie selbst traf die Anstalten zu ihrer schleunigen Abreise. Doch ehe sie abfuhr, wies sie noch ihre Bravi an, dem Bibiena in Allem zu folgen, und dieser beschloß wegen der dringenden Gefahr noch am nemlichen Abende den Anschlag wider des Regenten Leben zu vollziehen.

Sobald Bibiena die Gräfin zum Wagen begleitet hatte, eilte er zu Odoardo, benachrichtigte ihn von seiner und Emiliens bevorstehenden Errettung durch Ermordung des Regenten, und beschwor ihn, ihm bey der Revolution, die auf diese Begebenheit folgen müßte, mit seinem ganzen Ansehn zu Hülfe zu kommen. „Ich werde thun," antwortete Odoardo, was die Liebe zu meinem Könige und dem Vaterlande befiehlt.

Emilie hatte unterdessen einige Stunden in der fürchterlichsten Qual der Seele zugebracht. Daß sie des Regenten Antrag ausschlagen mußte, das verstand sich von selbst, das forderte Pflicht und Ehre, und nie würde ihr Vater unter einer solchen Bedingung die Erhaltung seines Lebens angenommen haben. Ein schmählicher Tod schien also für ihn unvermeidlich. Der Gedanke war schrecklich, und doch hätte Emilie ihren Vater um diesen Tod beneiden können. Seine Leiden wurden dadurch geendigt; aber was stand ihr bevor! Sie blieb in den Händen des Regenten: und wenn sie gleich von der Verführung ihres Herzens jetzt weniger als vorher zu besorgen hatte; wer sicherte sie gegen Gewalt! Welchen zahllosen Leiden sah sie auf jeden Fall entgegen! Alle Bande, die sie an das Leben ketteten, wurden mit dem Tode ihres Vaters, mit dem Ende ihrer Liebe zu dem Regenten gelößt. Und dieser! Welche schimpflichen Bande würde er

dagegen wieder übernehmen! Von Orsina! — Sie mogte es sich nicht gestehen, daß dieser Gedanke mitten unter so viel wichtigeren Rücksichten zu ihrer Marter hervorstach!

Ach! Daß sie sterben könnte! Sterben mit ihrem Vater! Wenn sie diese Gnade von dem Regenten erflehen könnte! Doch! Dazu bleibt ihr keine Hoffnung übrig. Aber steht es denn nicht in ihrer eigenen Macht? Ha! Hier fällt ihr der Dolch, hier fallen ihr die bedenklichen Worte bey, die ihr Odoardo kurz vor ihrer Trennung gesagt hatte. „O Dank der Vorsehung,“ ruft sie aus, “Dank ihr für den Lichtstrahl, mit dem sie meine Seele erhellet! Ja! Mit meinem Vater sterben, ihn der Schande einer öffentlichen Hinrichtung entziehen, meine Unschuld unversehrt mit in das Grab nehmen, und — einer Leidenschaft entfliehen, die mir nur Verachtung vor mir selbst bereitet; was kann erlaubter, was kann

edler sein!“ — Emilie küßt den kostbaren Dolch, den sie noch in ihrer Tasche findet, und erwartet mit Fassung die Ankunft des Prinzen.

Er kam, um, wie er sagte, eine Antwort abzuholen, die über das Glück und Unglück seines Lebens entscheiden würde. Emilie, von Jugend auf an Wahrhaftigkeit und Bewahrung ihrer Würde gewohnt, fand große Schwierigkeit, eine Rolle zu spielen, wodurch sie beyde verläugnen mußte. Auch die Vorstellung, denjenigen zum letzten Mahle zu sehen, den sie so sehr geliebt hatte, erschütterte sie heftig. Sie schwieg: sie sah vor sich nieder. Der Prinz drang stärker in sie, sich zu erklären. „Ach!“ sagte Emilie endlich, „wenn ich nur meinen Vater erst bewogen hätte, das Land zu verlassen! Ich beschwöre Sie, Prinz, erlauben Sie mir, ihn nur eine Stunde ohne Zeugen zu sprechen. Sie kennen die Strenge seiner Grundsätze und die Festigkeit,

mit der er daran hält. Ich bin die Einzige, die ihn von der Unvermeidlichkeit eines Schrittes überzeugen kann, zu dem er sich durch keinen Andern, und am wenigsten durch Gewalt bewegen lassen würde. Und dann, setzte sie hinzu, wünschte ich so sehr von dem Greise Abschied zu nehmen, den ich gewiß nie in dieser Welt wieder umarmen werde!"

Der Regent sah Emilien bereits als gewonnen an: daß sie sich nicht deutlicher erklärte, rechnete er der weiblichen Verschämtheit zu. „Gern," sagte er, „gestatte ich Ihnen diese Unterredung: nur fürchte ich, schöne Emilie, Odoardo wird Sie in Ihren Entschlüssen wankend machen: und auf jeden Fall wird Sie der Abschied von ihm zu sehr angreifen!" — „Nein!" erwiederte Emilie mit Festigkeit: „Nichts kann mich in meinem Vorhaben wankend machen! Meine Vernunft und mein Herz sind zu sehr einverstanden! Selbst mein Va-

ter wird es billigen, wenn ich ihn von der Nothwendigkeit, die mich dazu treibt, überzeuge. Gestatten Sie mir, ich beschwöre Sie darum, diese letzte Wohlthat!“ — „Diese letzte?“ fragte der Regent, und stutzte. — „Nun!“ sagte Emilie, indem sie sich begriff, „die letzte in unsern bisherigen Verhältnissen. Wir treten bald in eine ganz andere Lage zu einander. Möge nur immer Ihr Betragen die Zeiten ehren, in denen ich durch den Glauben an Ihre Rückkehr zur Tugend glücklich war!

Der Regent. Schöne Emilie! Rechnen Sie darauf, von nun an geht ein neues und besseres Leben für uns an: ein Leben, worin wir die höchste Seligkeit mit der Würdigkeit, sie zu genießen, vereinigen werden.

Emilie (sich abwendend.) O Himmel! — (Mit Thränen im Auge.) Lassen Sie mich jetzt zu meinem Vater gehen! Ich beschwöre Sie darum!

Der Regent rief Einen seiner Leute, und gab ihm den Befehl, sich bereit zu

halten, Emilien zu ihrem Vater zu führen. Darauf wandte er sich wieder zu ihr, und da er sie weinen sah: „wie?“ sprach er im Tone des zärtlichsten Vorwurfs: „Sie lieben mich! Sie wissen, daß mein ganzes Wohl von Ihnen abhängt: Sie retten Ihren Vater! Und es wird Ihnen so schwer, ein Vorurtheil zu überwinden!“

Emilie. Ein Vorurtheil? — Ach! Daß es nur das wäre, was ich zu überwinden hätte! Doch! Verlassen Sie sich darauf: ich thue, was ich muß!

Der Regent. Nur, was Sie müssen?

Emilie. Auch was ich will! Martern Sie mich nicht, und lassen Sie mich eilen!

Schon war Emilie an der Thür. Noch rief ihr der Regent nach: Sie machen doch die Unterredung nicht zu lang? Wir sehen uns doch bald wieder? Emilie antwortete mit einem durchdringenden Schrey und verschwand.

Der Regent sah ihr verwundert nach. Sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß diese eben so viel Schwierigkeiten macht, in eine engere Verbindung mit mir zu treten, als Orsina daraus zu scheiden. Doch! Gute Emilie! Wenn du erst einmahl alle Süßigkeiten deiner künftigen Lage kennen lernst, du wirst dich gleichfalls gegen eine falsche Schaam verhärten, und wer weiß, ob du nicht dereinst, eben so wie Orsina, nur mit Wuth und Drohungen einer andern weichen mußt!

Odoardo sah die Stunde der Ermordung des Regenten nicht ohne Besorgniß für seine Tochter herannahen, die allein und ohne Beystand dem Schrecken ausgesetzt blieb, der solche Auftritte besonders für das zärtere Geschlecht begleiten muß. Er empfing daher Emilien mit eben so vieler Freude, als Verwunderung, daß man ihr gestattet habe, schon jetzt zu ihm zu kommen.

Emilie machte ihren Vater mit dem Antrage des Regenten bekannt, und sagte ihm, daß sie unter dem Vorwande, ihn zur Flucht zu bewegen, die Erlaubniß zu dieser Unterredung erhalten habe.

Odoardo (mit ernstem Blicke.) Ich hoffe, nur unter dem Vorwande!

Emilie. Gewiß! Ich bin fest entschlossen, Ihrer würdig zu handeln!

Odoardo (der Emilien umarmt.) Ha! Daran erkenn' ich meine Tochter wieder!

Emilie. Sie haben sie nie verkannt, sonst hätten Sie mir heute Morgen nicht diesen Dolch als letzte Zuflucht wider die Gewalt gegeben!

Odoardo. Gottlob! Daß Du nicht so rasch damit verfuhrst, als ich ihn Dir einhändigte! Noch bedürfen wir seiner nicht!

Emilie. Noch nicht? Allerdings mein Vater! Es ist hohe Zeit, daß wir Hülfe in diesem letzten Rettungsmittel suchen. Morgen werden wir getrennt.

Sie

Sie werden nach der nächsten Festung abgeführt, und ich bleibe in den Händen des Regenten. Sie erwartet das Blutgerüst, und mich — was schlimmer als das Blutgerüst ist.

Odoardo. Nun dann, dächt' ich, bliebe uns dieser Freund noch immer gewiß!!

Emilie. Wie? Odoardo ist es, der es zu diesem Aeußersten kommen lassen will! Der seine Tochter noch vorher den entehrenden Angriffen des Lasters aussetzen möchte! Nimmermehr! — Doch ich verstehe! — Ihr väterliches Herz zittert vor dem Gedanken, mir selbst den Tod zu geben! Nein! Ich verlange ihn nicht von Ihrer Hand: die meinige ist fest genug, selbst den Streich zu führen! Nur sehen Sie es der weiblichen Schwäche nach, daß ich vor Ihnen zu sterben wünsche. O mein Vater! Ziehen Sie ihn aus meiner Brust, den Dolch, der die Ihrige durchbohren soll, und daß mein letzter Blick Ihnen sage: es schmerzt nicht!

Odoardo. Emilie! Nun wär' es ja wohl an mir, zu sprechen: Auch ich bin deiner würdig! Doch! Ich denke, daran zweifelst Du nicht! — Fasse Muth! Unser Schicksal wird eine andere Wendung nehmen.

Emilie. Ach! Ich verlange keine andere, als diejenige, die der Muth zu sterben geben kann.

Odoardo. Du kannst noch auf Ruhe und Glück in diesem Leben hoffen.

Emilie. Die wünsch' ich Ihnen! Für mich sind sie dahin! Ihren Segen, mein Vater! — —

Bey diesen Worten wollte sie sich durchstoßen; aber Odoardo fiel ihr in den Arm und entwandte ihr den Dolch.

„Emilie!" rief er, „Du bist überspannt: Furcht oder Schwärmerey haben Dir den Gebrauch der Ueberlegung genommen. Warum soll die Unschuld voreilig sterben, so lange der Tod des Lasterhaften unsre Leiden endigen kann?"

Emilie (ängstlich.) Wie verstehen Sie das, mein Vater?

Odoardo. Dein Muth ist es werth, daß ich Dir das Geheimniß anvertraue, an dem unsre Rettung hängt. „Aber sey dann ruhig. — Die Eifersucht der Gräfin Orsina hat eine Verschwörung gegen das Leben unsers Verfolgers eingeleitet, die ihrem Ausbruche nahe ist. Vielleicht fällt er schon in dieser Stunde unter den Streichen der Mörder, die sie gedungen hat.

Emilie. Himmel! Wer?

Odoardo. Der Unterdrücker unsers Vaterlandes: derjenige, der dem Leben des jungen Königs und deiner Unschuld nachstellt; der Regent!

Emilie. Nimmermehr! Hülfe! Hülfe! Des Prinzen Leben ist in Gefahr.

Mit diesem Geschrey eilt Emilie, um aus dem Zimmer zu kommen; aber der Vater tritt ihr in den Weg, und verriegelt die Thür. „Weib, bist Du wahnsinnig?“ ruft er. „Willst Du

uns Alle ins Verderben stürzen? Was kömmt Dir ein?"

Mit wilder Geberde, die Hände ringend, wirft sich Emilie zu des Vaters Füßen und fleht: „Laß mich eilen, er stirbt um meinetwillen!" er wird gemordet, weil er mich liebt!"

Odoardo wendet sich unmuthsvoll von ihr. Auf den Knieen rutscht sie ihm nach, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, und ruft mit convulsivischem Angstgeschrey: „Hülfe! Hülfe! Er stirbt! Er stirbt!"

Odoardo dreht sich zu ihr, reißt sie mit Gewalt von der Erde auf, und ruft in der höchsten Bewegung des Zorns: „Was heißt das? Ist Dir der Regent theurer als dein Vater, als der König, als das Land?"

„Ueber Alles," schreyt Emilie, sucht sich von dem Vater los zu machen, und ruft wieder: „Hülfe! Hülfe!"

Schon hört man die Tritte der Menschen, die nach Odoardo's Zimmer

ellen: schon versucht man die Thür zu eröffnen. Odoardo sieht den Augenblick vor sich, worin durch das Geschrey Emiliens Alles entdeckt werden wird. „Schweig, Unwürdige!“ spricht er, und seine Rechte zuckt den Dolch über sie, während seine Linke sie festhält. „Schweig, oder“ —

„Nein!“ antwortet Emilie, ohne den Streich, der ihr droht, abzuwehren. „Hülfe! Man ermordet“ —

Ehe sie endigen konnte, war der Stahl in ihre Brust gesenkt. „Ha! so stirb! wenn Du für den Nichtswürdigen sterben wolltest!“ So spricht Odoardo, und bahnt sich mit dem blutigen Dolche den Weg durch die eindringenden Personen, die, erschrocken über den traurigen Anblick der hingestreckten Emilie, ihn nicht aufzuhalten wagen. Er begegnet dem Vibiena, der eben zu ihm eilt, ihm zu melden, daß der Regent bereits unter den Streichen der Mörder gefallen sey. Bey dieser Nach-

richt fühlt Odoardo einen Anfall von Reue über seine zu rasche That. Er verhüllt sein Haupt, und bleibt eine Zeitlang in sich gekehrt und stillschweigend stehen. Doch bald ermannt er sich, und ruft: „ich habe noch würdigere Kinder! O Sohn meines Freundes! O mein Vaterland!“

Gedruckt bei Johann Christian Otto.

Inhalt
des zweyten Theils.

1) Der Aufenthalt am Gariglia-
no, oder die vier weiblichen Sy-
steme über Glückseeligkeit. 11

2) Geschichte einer Epikuräerin. 82

3) Geschichte einer Platonikerin. 114

4) Geschichte einer Stoikerin. 152

5) Geschichte einer Christianerin. 225

6) Odoardo und seine Tochter als
Anhang. 295

Auch ist in der Verlagshandlung von dem Verfasser dieser Erzählungen erschienen:

Charis; oder: Ueber das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten; von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr. Zwey Bände, (der erste Theil theoretischen, der zweyte praktischen Inhalts) 8. 2 Thlr 8 Gr.